This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

12, o
368
266

Die

Revolution von 1848.

Erinnerungen

von

Gustav Schlosser.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1883.

DD
207
S34

5 78547-129

Inhalt.

I.	Einleitung	1
II.	Vorläufer	5
III.	Die Revolution in den Großstaaten	58
IV.	Das Frankfurter Parlament	70
V.	Septemberaufstand. Mordthaten	92
VI.	Frankfurter Parlament. Frankfurt im Belagerungszustand. Aufstand in Wien	107
VII.	Frankfurter Parlament. – Kaiserwahl	129
VIII.	Die badische Revolution. Das Unionsparlament zu Erfurt. Olmütz	159
IX.	Olmütz	184
X.	Die Reaktion	198

I.

„Achtzehnhundertachtundvierzig! Großes, herrliches, heiliges Jahr!“ — so hat es der ehemalige Mainzer Advokat Zitz später einmal gefeiert. „Jahr heiliger Begeisterung, wo die Männer weissagten und die Jünglinge Gesichte sahen und der Geist Gottes ausgegossen war auf Knechte und Mägde!“ nannte es mit einer letzten biblischen Reminiscenz der Litterat Rudolf F. in D., ehemaliger Theologe, dann Jurist, Kaufmann, Tapetenfabrikant, Zeitungsschreiber, als solcher in großem Elend gestorben, in seiner Verteidigungsrede vor den Assisen zu D. wegen politischer Preßvergehn. „Ein böses Jahr!“ betitelt der Volksschriftsteller O. Glaubrecht eine seiner Erzählungen, die im Jahre achtundvierzig spielt. „Jahr der Schmach und Schande!“ ward's von pflichttreuen preußischen Soldaten genannt, die man in Berlin zwang, vor dem aufrührerischen Pöbel zurückzuweichen, in dem Augenblick, wo der Sieg in ihrer Hand war, weil der edle König, um in landesväterlicher Milde das Leben der Aufrührer zu schonen, den Befehl zum Rückzug gegeben, worauf ihm die unerhörteste Schmach angethan ward. Nicht wenige aber auch, die beides gesagt: „Großes, herrliches, heiliges Jahr!“ als es begonnen, und „Jahr der Schmach und Schande!“ als es abgelaufen war. Als ein hoffnungsreicher Völkerfrühling wurden jene ersten Märztage damals von der studierenden Jugend begrüßt; als eine Erfüllung schöner Jugendträume und Jugendhoffnungen von wer weiß wie viel ältern Volks- und Vaterlandsfreunden, die um die Zerrissenheit und Ohnmacht des Vaterlandes seit den

Befreiungskriegen getrauert. Nun kommt ganz gewiß eine neue Zeit fürs Vaterland und mit ihr alles, wonach man sich gesehnt, wofür so mancher edle deutsche Mann und Jüngling zum Märtyrer geworden, eine Fülle von Freiheit! Das „süße Engelsbild", von dem man gesungen, das bis dahin der bedrängten Welt sich noch nicht gezeigt, seinen „Reigen nur am Sternenzelt geführt", steigt hernieder mit allen nur denkbaren Segnungen und bringt vor allem die Einheit des Vaterlandes, bringt die Erfüllung des alten Kaisertraumes, von dem unser Volk nicht gelassen seit Jahrhunderten; die Raben um den Kyffhäuserberg verschwinden, Kaiser Rotbart steigt heraus aus dem unterirdischen Schlosse, des alten Reiches Herrlichkeit geht auf in neuem Glanze!

Noch ist mir der erste Eindruck lebendig, den ich damals empfand, als ich am 28. Februar als Kandidat des Predigtamts am Seminar zu Friedberg nach der französischen Kolonie Neu-Isenburg bei Frankfurt gesandt worden war, um für den erkrankten Pfarrer U. zu predigen und mit erleichtertem Herzen, weil es leidlich gut gegangen, abends in Frankfurt die Post aufsuchte, um heimzukehren. Die ganze Zeil war voll Menschen, unsere „jüdischen Mitbürger" voran; man wartete in höchster Spannung auf eine bestimmte Nachricht über etwas, das man gerüchtweise gehört. — Da sprengte eine Stafette vom Roßmarkt heran, noch nach alter Weise, ein Postillon auf schaumbedecktem Roß, mit einer kurzstieligen Peitsche mit der zehn Fuß langen Schnur, sie um das Haupt schwingend und knallend, daß alles ausweichend aufschaute, — gerade in den Posthof hinein und bald kam die bestätigende Nachricht heraus: In Paris ist die Revolution ausgebrochen, der Julithron gestürzt, Louis Philipp verjagt! Eine ungeheure Bewegung ging durch die Menge. Denn daß die Wogen aus Frankreich herüberschlagen und die seitherigen Bestände in Deutschland über den Haufen werfen, vieles vollständig wegfegen würden, daß dann vieles neu werden

würde, daran zweifelten wohl die wenigsten, wenn auch in Beziehung auf das Neue, das kommen werde, in jenem Haufen auf der Frankfurter Zeil wohl nur sehr wenige unsere burschenschaftlichen, christlich-germanischen Hoffnungen teilen mochten, so wenig wie in den meisten großen Städten Deutschlands. Meine Wenigkeit war ganz davon erfüllt. Wie traurig, daß ich in der alten Kaiserstadt nicht länger bleiben konnte, da morgen Schlag acht Uhr das Kolleg begann, an dem ich den „Spieß zu halten" hatte. Ich mußte weiter mit der Post, in die Nacht hinein; aber in allen Dörfern der Wetterau, durch die das Viergespann jagte, rief ich's zum Fenster hinaus, daß der Tag der Freiheit angebrochen, überall eine Bewegung zurücklassend, nachdem man mich, so weit möglich, ausgefragt, und wahrhaft stolz, daß ich's als erster Bote verkündigen durfte. In der Nachtluft aber war es wie ein Rauschen, wenn der Winter vergangen und der Tauwind den Frühling ankündigt. Das gute Städchen F. lag in süßem Schlummer, als wir nachts zwölf Uhr ankamen; aber in den „Drei Schwertern" saß noch eine Gesellschaft von Offizieren und — leider auch Predigtamtskandidaten. Von da aus war in wenig Minuten die ganze Stadt alarmiert, mit Fackeln zog eine Musikbande durch die Straßen, ein Ständchen mußte der Freiheit gebracht werden, sie war nicht in Person zu sehen, so brachte man's — nach alter loyaler Gewohnheit — dem Pascha, dem Kreisrat in der „Burg." Zur Ruhe kamen die meisten nicht mehr; das Kolleg wurde am andern Morgen gehalten, aber — ohne Spieß. Die neueste politische Nachricht wurde besprochen. Daß der alte Direktor C. und Professor F. die Meinung äußerten, die Ordnung werde wohl in Deutschland nicht gestört werden, die Polizei werde wohl dafür sorgen — das machte uns fast böse. Aber freudigst waren die Herzen bewegt, als sehr bald einige neu gefertigte schwarz-rot-goldene (gelbe) Fahnen an hohen Häusergiebeln zu flattern anfingen und bald die Kokarden gleicher Farbe

in Schaufenſtern und bald auch an Mützen und Hüten zum Vorſchein kamen, ohne daß die Regierung wie früher einſchritt. Das politiſche Intereſſe hatte bald alles andere in den Hintergrund gedrängt, und drängte ſich ſelbſt in alles andere hinein — in die Kollegien, in die Disputationen, in die Predigten, ja in die katechetiſchen Übungen, und bald waren die Rednerbühnen in den Grasgärten und auch auf freien Plätzen der Nachbarſtädtchen und Dörfer aufgeſchlagen, wo ſich die Scharen drängten, mehr als ſeit langen Jahrzenten um die Kanzeln; und die Kandidaten — ſprachen auf den erſteren leider viel feuriger als auf den letzteren.

Die wenigen, die gemeint, es werde doch ſchließlich alles beim Alten bleiben, ja vielleicht gar, wie der Direktor des Schullehrerſeminars meinte, die Cenſur, für die er immer eingetreten, werde fortan wieder etwas ſtrenger gehandhabt werden, ſelbſt die Offiziere der Garniſon, die wohl meinten, ein paar ſcharfe Patronen, an die Schildwachen verteilt, würden wohl jede ungeſtüme Bewegung in Deutſchland niederhalten, waren bald verſtummt. Man ſtand bald mitten in der politiſchen Aktion, das Parlament in der nahen Reichs- und Krönungsſtadt war zuſammengetreten und immer höher nahm die Begeiſterung ihren Flug, nicht bloß bei den jungen Leuten, ſondern auch bei jenen alten, unter denen ſelbſt unſer Altmeiſter, unſer Mannesideal, der ſelige B., der Herold der Mannentreue, der Dolmetſcher des Nibelungenliedes. Ach, wie konnte man nachmals ſo vielen von dieſen, uns jungen und jenen ehrwürdigen Alten, einen Abfall vorwerfen von früheren Idealen und Grundſätzen? Gott weiß es, ſie ſind ihnen treu geblieben und gerade weil ſie ihnen treu blieben, fand man ſie ſpäter auf einer anderen Seite. „Als ich meine Jugendliebe wiederfand und ihr ins Auge ſah, war ſie zur Hetäre geworden, da mußte ich mich von ihr wenden, ich that's mit großem Schmerz", ſo klagte einſt der Hiſtoriker Heinrich Leo in Halle; ſo mußten jetzt viele mit ihm klagen, jung und alt.

Ihren höchſten Flug hatte die Hoffnung fürs Vaterland genommen; ſieben Monate hatte ſie ſich in den Lüften gehalten, war aber allmählich ſchwächer geworden, als ſie den babyloniſchen Turmbau und die Sprachenverwirrung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. ſo lange mit angeſehen, und durch ſie hindurch den wilden Trotz der Läſterung gegen alles, was heilig war. Mit Mühe hielt ſie ſich noch eine kleine Zeit oben, um ſchließlich am 18. September vor den blutigen Leichen der gemeuchelten Parlamentsmitglieder v. Auerswald und Lichnowsky völlig gelähmt, zu Boden zu ſinken. Das Jahr, das man als einen Völkerfrühling begrüßt, war allerdings mit Schmach und Schande befleckt. Keiner einzigen ſchönen und berechtigten Hoffnung hat es Erfüllung gebracht. Aber lernen konnte man viel in und an dem Jahre, und lehrreich wird ſein Verlauf bleiben auf alle Zeiten hinaus. Es iſt wohl der Mühe wert, daß man dieſen Verlauf noch etwas genauer verfolgt, zu ſeinem Verſtändnis aber zunächſt auch noch manches anſieht, das ihm als Vorbote vorausgegangen.

II.

Vorläufer.

Wer unter uns in reiferen Jahren ſteht, wird zugeſtehen, daß wohl in keinem Jahrhundert in die kurze Zeit eines Menſchenlebens, oder, ich will lieber ſagen, eines halben Jahrhunderts, ſich ſo viel gewaltige Ereigniſſe, Erſchütterungen, Einſtürze alter Beſtände, Neubildungen in allen Lebensgebieten zuſammengedrängt haben, als in das letzte halbe Jahrhundert, das wir durchlebt. Aber auch ebenſo, daß kaum in irgend einem Zeitraum von ſolcher Länge, oder vielmehr Kürze, ſo viele Perſönlichkeiten, Beſtrebungen, politiſche, ſociale, kirchliche Geſtaltungen, ſo viel verſprechend, ſo begeiſtert begrüßt, ſo hochgefeiert aufgetaucht, mit ſo viel Pomp

und Glanz raketenartig aufgestiegen sind, um nach kurzer Frist wieder herabzusinken und ins pure Nichts zu zerfließen, wie in diesem Zeitraum. Ich meine da nicht Erscheinungen wie das zweite Kaisertum in Frankreich, das Kaisertum Napoleons III., — das war doch immerhin so bedeutsam, daß man es mit einem Meteor vergleichen kann, das in rotem Feuerglanz dahinfährt, und hat Spuren hinterlaßen, Neubildungen veranlaßt, die wohl für Jahrhunderte bestehen mögen — ich meine Erscheinungen, deren äußerer Eclat, wie innere Hohlheit und Nichtigkeit nur etwa damit bezeichnet werden kann, daß man sie mit einem Knallfeuerwerk, oder etwa auch mit einem Irrwisch vergleicht, der, aus einem Sumpf aufgestiegen, von Unkundigen für ein durch die Finsternis leuchtendes Licht gehalten, in nichts verschwindet, leider nicht ohne mancherlei Schaden gethan, manchen Unkundigen in öde Wildnis oder in den Sumpf verlockt zu haben, wie denn auch schon manches Knallfeuerwerk an verheerendem Brand und wie auf dem Frankfurter Turnfest am Verlust von Menschenleben schuld geworden ist. Was ich meine, ist vorzüglich im Gebiet des geistigen, des religiösen, des kirchlichen Lebens vorgegangen, wenn man auch die Erscheinungen selbst kaum anders, als un- oder antichristliche, irreligiöse und ungeistige, aus dem Fleische stammende, bezeichnen muß. Unter diesen steht in erster Linie das Rongetum, der sogenannte Deutschkatholizismus und das Lichtfreundtum, verkörpert vornehmlich in Persönlichkeiten, wie Uhlich, Baltzer, Wislicenus. Wer die kümmerlichen Reste der sog. Deutschkatholiken und Freigemeindler von heute anfieht und hat jene Zeiten ihrer Entstehung nicht erlebt, der glaubt wohl gar nicht, mit welchem Pomp, mit Pauken und Trompeten einst die genannten Persönlichkeiten aufgetreten sind, mit welcher Begeisterung man sie begrüßt, mit welchen hohen, stolzen Erwartungen man ihre Sache aufgenommen, mit welcher Begeisterung man ihr Thun mit den größten geschichtlichen, kirchen- und weltgeschicht-

lichen Begebenheiten und Geistesbewegungen, sie selbst mit den größten Geistesheroen verglichen, wie man nicht bloß Ähnliches, sondern noch viel Größeres von ihnen erwartet, als von Luther, Melanchthon und der großen reformatorischen Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts. Wer die kümmerlichen Reste von heute ansieht, die armseligen Flämmchen, die auch mit dem stärksten Atem nicht mehr aus dem Aschenhäufchen herauszublasen sind, sollte wohl denken, in einer Geschichtsbetrachtung, wie der unsrigen, verdienten sie wohl kaum der Erwähnung. Immerhin aber gehören sie zur Signatur ihrer Zeit, stehn im Zusammenhang mit anderen tiefer wirkenden Ereignissen, namentlich der Revolution von 1848. Und haben sie keine Neubildung zu stande gebracht, so haben sie doch am Zerstören mitgewirkt, und vor allem geben sie Belege für die psychologische Wahrheit, daß die Freigeisterei, aus der sie entsprungen, die einzelnen Menschen, und wenn sie in weitere Schichten gedrungen, die Massen nicht bloß oberflächlich, urteils- und gedankenlos macht, sondern geradezu ihre Verstandeskräfte substantiell zerfrißt und zerstört, in demselben Maße, als sie den Dünkel ins maßlose steigert. Durch nichts ist die moderne, vulgäre, vom Christentum abgewandte Weltanschauung so sehr charakterisiert, als durch die Urteilslosigkeit solchen Erscheinungen gegenüber, durch diese begeisterte Lobpreisung der Plattheiten zugleich mit der Gespensterfurcht vor allem, was irgendwie mehr in die Tiefe und in die Höhe ging.

Hören wir nun kurz die kurze, spektakelreiche Geschichte jener Bewegung. — Wenn man sich der zahl- und endlosen Reden erinnert, die damals gehalten wurden, in denen die Worte Gewissens- und Geistesfreiheit, freie Forschung und dergleichen in nicht zu zählenden Wiederholungen immer und immer wieder vorkamen, so sollte man denken, es sei damals eine Zeit unerträglicher Geistestyrannei gewesen, es habe eine fanatische Orthodoxie auf allen Kanzeln geherrscht, die geringste Abweichung von der

Kirchenlehre sei auf das härteste geahndet worden, im Gebiet der römischen Kirche insonderheit seien die Inquisitionstribunale in unausgesetzter Thätigkeit gewesen! Von dem allem war so ziemlich das gerade Gegenteil der Fall. In mindesten neun Zehnteilen der protestantischen Kirche herrschte der Rationalismus, auf deutschen Bischofsstühlen saßen Männer wie der Bischof Kaiser zu Mainz, der als ehemaliger Pfarrer und Dekan zu H. seinen Erstkommunikanten das Versprechen abgenommen, niemals einer Wallfahrt beizuwohnen, wegen der sittlichen Gefahren; über ein halbes Jahrhundert war ja die sogenannte Aufklärung von oben her eingeführt, ja, man kann sagen, zwangsweise den Leuten aufgedrungen worden. Auf Versammlungen protestantischer Geistlichen erklärten hin und wieder neun Zehntel, daß sie nicht einmal mehr das apostolische Glaubensbekenntnis zu dem ihrigen machen könnten. In Ländern wie Hessen, Nassau, Baden, konnten junge Leute durch alle Unterrichtsanstalten hindurchgehen, von der Elementarklasse der Volksschule bis zur Universität, ohne jemals auch nur ein Sterbenswörtchen von der positiven evangelischen Heilslehre gehört zu haben, wohl aber hörten sie die schärfsten Ausfälle und höhnische Bemerkungen über dieselben in Masse. Die exakten Wissenschaften standen, zumal auf den preußischen Universitäten, im höchsten Flor, auf kleineren Universitäten, wie z. B. Gießen, Jena, huldigte ein großer Teil der Professoren unverhohlen dem Atheismus und Materialismus; in Gießen hatte man gerade damals den bekannten Vogt für schweres Geld aus dem Auslande verschrieben. Seine Inaugurationsrede war eine Verherrlichung des Materialismus, nebst einer Reihe von höhnischen Ausfällen auf alles, was dem Christenvolk bis dahin heilig war; niemand zog ihn darum zur Rechenschaft; wollte man von Verfolgung reden, so traf sie einzig und allein die wenigen bekenntnißtreuen Lutheraner, die zum Teil mit Kerker bestraft, zum teil aus dem Lande gejagt wurden, weil sie den Glauben ihrer Väter bewahren

wollten. In kleineren Ländern war eine bloße Zuneigung junger Geistlicher zu dem, was man Pietismus nannte, vollständig genug, um dem Betreffenden jede Carriere abzuschneiden. Noch wurden die Gesetze gehandhabt, nach denen harmlose Privatversammlungen einfacher Gemeindeglieder, die etwa eine Predigt mit einander lasen, durch Gensdarmen auseinander getrieben, die Bibelkolporteure und Missionare per Schub von einem Gefängnis ins andere, zuletzt über die Landesgrenze gebracht wurden. Wollte man von Geistestyrannei reden, so hätte man nur von einer solchen reden können, welche die Freigeisterei der christlichen Gläubigkeit gegenüber ausübte.

Diese aber war in der That nicht etwa durch Begünstigung, sondern vielmehr unter dem Druck von oben wieder aufgewacht, fing an, immer weitere Kreise zu durchdringen; ihre Vertreter auf den Universitäten, wie Neander, Nitzsch, Ullmann, Julius Müller, Tholuck, Hengstenberg fingen an, trotz ihrer Verrufenheit, den sog. Freigesinnten gefährliche Konkurrenz zu machen, und es waren wesentlich diese kleinen Anfänge, gegen welche man in jenen deutschkatholischen, lichtfreundlichen Bewegungen einen Sturmlauf unternahm.

Alles das, worin wir ein wiederaufgehendes Licht, ein neu erwachendes Leben erblicken, erschien dem alten, unter der Regierungspflege großgezogenen Rationalismus, Pantheismus und Radikalismus als Erstarrung, Tod und mittelalterliche Finsternis, und die Gespensterseherei hatte sich zur Gespensterfurcht und Angst gesteigert, als gar in Friedrich Wilhelm IV. ein König aufkam, der persönlich den positiven Glauben bekannte und von der Kirche einen anderen Begriff hatte, nämlich den einer Glaubens- nicht Unglaubensgemeinschaft, der erkannte, daß der Glaube eine Bestimmtheit haben müsse und daß die Diener der Kirche dazu da seien, den Glauben der Kirche zu lehren, nicht ihn zu bekämpfen. Das genügte vollständig, um das ganze finstere Mittelalter mit

Inquisition, Hexenprozessen und Scheiterhaufen heraufzubeschwören. Dagegen meinte man streiten zu müssen; dagegen raffte der altersschwache Rationalismus noch einmal alle seine Kräfte zusammen, nahm die weitverbreiteten politisch-liberalen Grundsätze zuhilfe, freilich nur, um bald völlig zusammen zu brechen und das Feld den entschiedeneren Gegensätzen, dem Gottesglauben und der Gottesfeindschaft zum Kampf auf Leben und Tod zu überlassen, der vielleicht der letzte sein wird und dessen Ausgang den Christen nicht zweifelhaft ist. Dieser Kampf auf protestantischem Gebiet ward von den Lichtfreunden, auf katholischer Seite von den sogenannten Deutsch-Katholiken geführt. Fassen wir den letzteren zuerst ins Auge.

In der römischen Kirche Deutschlands hatte ebenso wie in der protestantischen jahrelang derselbe oberflächliche Rationalismus geherrscht, aber auch in ihr war ein neues, tieferes Leben erwacht; zunächst noch mit liberalen Zügen. Wesentlich unter Führung des edlen Koadjutors des Bistums Konstanz v. Wessenberg, dachte man an die Herstellung einer vom Papst getrennten deutschen Nationalkirche. Der Philosophe Hermes in Bonn suchte einen Glauben zu begründen, der nicht auf der Autorität der Kirche, sondern auf philosophischer Beweisführung beruhte. Durch einen jungen Priester, Theiner in Freiburg, war die Frage um Aufhebung des Cölibats wieder aufgebracht worden und man hatte in Baden förmliche Anti-Cölibats-Vereine gegründet. Tiefer im evangelischen Glauben wurzelnde Männer, wie Boos, Lindl, Goßner, Sailer in Bayern und Österreich, Diepenbrock, nachmaliger Fürstbischof von Breslau, standen mit gläubigen Protestanten in innigstem Verkehr und Geistesgemeinschaft. Noch haben wir die Zeugnisse davon in dem brüderlichen Briefwechsel des katholischen Fürstbischofs mit dem reformierten Arzt Passavant in Frankfurt a. M. Gerade hier in dieser Stadt hatte sich auch ein Kreis gebildet, der vielfach an den bekannten Kreis gläubiger

Katholiken und Protestanten in Münster erinnert, wo die Fürstin Gallitzin der Mittelpunkt war. In Frankfurt sammelte sich dieser Kreis um den tiefgelehrten frommen Kabbalisten Molitor, auch der gelehrte Bürgermeister, F. Johann Friedrich von Meyer, war Glied dieses Kreises. Ein anderes Zeugnis ist vorhanden in dem schönen Büchlein „Röschen Scharff", die Krankheitsgeschichte einer hiesigen Bürgerstochter erzählend, die der nachmalige Bischof von Regensburg, Sailer, fleißig seelsorgerlich besuchte, mit ihr betete, ohne ihr jemals einen Anschluß an die römische Kirche zuzumuten. Aber die römische Kirche ertrug auf die Dauer solche Leute nicht, wie ja auch Boos, Lindl und Goßner weichen mußten und Sailer und Diepenbrock nur sich hielten, da sie ihre Anschauungen etwas änderten, dann aber auch zu hohen Ehren kamen. Die römische Kirche kann eben nur eine römische sein, und ihr Bewußtsein war durch den wiederhergestellten Jesuitenorden, wie durch die Thätigkeit so bedeutender Männer wie Görres in München und Möhler in Tübingen, die vorzugsweise das Lehrstück von der unfehlbaren Lehrkirche behandelten, mächtig erstarkt. Die Ansprüche des päpstlichen Stuhles gingen weiter und weiter, namentlich, als der mächtigste protestantische Staat in Deutschland, Preußen, in den sogenannten Kölner Wirren eine Niederlage erlitten. Diese Wirren hatten ihren Abschluß gefunden damit, daß der gefangene Erzbischof Droste-Bischering Freiheit und glänzende Ehrenerklärung erlangte, der König Friedrich Wilhelm IV. im Herbst 1842, die katholische Bevölkerung des Rheinlandes zu versöhnen, persönlich nach Köln gekommen, eigenhändig den Grundstein zum Fortbau des Kölner Doms gelegt, den seitherigen Bischof Geissel von Speyer auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln und den ultramontanen Priester Arnoldi auf dem zu Trier anerkannt hatte. Diese Siege waren den Römischen gewaltig zu Kopf gestiegen und namentlich dem Bischof Arnoldi; er glaubte die Zeit gekommen, die ganze Herrlichkeit der mittelalterlichen Kirche wieder entfalten zu können.

Zu dem Zweck veranstaltete er am 19. August 1844 eine Ausstellung des sog. heil. Rockes in Trier, des Rockes Christi angeblich, um den die Kriegsknechte das Los geworfen, eine Reliquie, die übrigens, wie so viele, an verschiedenen Orten gezeigt wird. Man rühmte ihm die Heilkraft nach, die Pauli Koller und Schweißtuch ausgeübt. Auf liberaler Seite spottete man über diese Ausstellung, aber es geschah, was man in der „aufgeklärten" Zeit nicht erwartet hätte: mehr als eine Million Wallfahrer erschienen aus den Rheinlanden, Westfalen, Frankreich ꝛc.; ganze Gemeinden mit ihren Priestern, unter ihnen ein volles Tausend allein aus Frankreich, die großartigste Volksversammlung, die jemals in Europa vorgekommen, — ein Beweis, wie tief die Bewegung, wie ohnmächtig die liberale Aufklärung, die auch nicht einmal imstande ist, auch nur den gröbst-stofflichen Aberglauben zu überwinden, — wobei wir übrigens die Macht tieferer religiöser Pietät, die bei jener Rockfahrt mitgewirkt, nicht verkennen wollen.

Gegen diese Trierer Rockfahrt, resp. Ausstellung erhob sich nun der Kampf zahlloser liberaler Libellisten, etlicher, die wissenschaftlich vorgehend, die Echtheit des Trierer Rockes bestritten, vieler aber auch, die bloß höhnten und schimpften, und denen man aus dem römischen Wald antwortete, wie sie hineingeschrieen hatten. Die meisten dieser Schriften gingen spurlos vorüber, und nur eine wirkte etwas nachhaltiger: das war der sog. offene Brief des römischen Priesters Johannes Ronge zu Laurahütte in Schlesien. Über die Aussprache seines Namens, als er zuerst bekannt wurde, hat man viel gestritten. Etliche nannten ihn (französisch) Ronsch, etliche Ronje, etliche Ronge. Strenge Katholiken sagten, er sei schon vorher übel berüchtigt und abgesetzt gewesen. Der Brief war gegen den Unfug der Rockausstellung gerichtet, und man verglich ihn mit Luthers 95 Thesen. Das konnte nur die allergrößte Oberflächlichkeit. Der Brief verdient

nicht einmal den Namen einer religiösen Schrift, eines religiösen Zeugnisses für religiöse Wahrheit. Jeder Religion ist doch eigentümlich die Frage nach Gemeinschaft mit Gott. Wenn solche, wie in allen Religionen, als eine gestörte angesehen und empfunden wird, handelt es sich um eine Wiederherstellung derselben durch irgend welche Mittel, durch etwas, was Gott thut, oder was der Mensch thut, oder beide; Opfer, geistliche Übung, innere Vorgänge im Gewissen oder etwas derart. Davon war in jenem Brief nicht mit einer Silbe die Rede. Er redet von Aberglauben, von Widerspruch gegen den Geist des 19. Jahrhunderts, von Zeitversäumnis der Wallfahrer, von Unsittlichkeiten, die bei Wallfahrten vorkommen. Das ist alles ganz wahr und gut, und mochte der Bischof eine Züchtigung verdient haben, aber die große Hauptsache wird mit keiner Silbe erwähnt, daß nämlich die Seelen mit ihrem Heilsverlangen mit solchen Dingen in die Irre geführt werden. Darum konnte ein solcher Brief auch nicht reformatorisch genannt werden, denn reformatorische Bewegungen in der Kirche sind je und je von der Frage nach der Gewißheit des Seelenheils ausgegangen. Wenn Männer, wie der Heidelberger Literarhistoriker Gervinus, von diesem Brief und der daran sich anschließenden Bewegung eine großartige neue Wendung der Dinge in Deutschland in kirchlicher und nationaler Hinsicht erwarteten, so zeugt das nur von einem vollständigen Mangel an Verständnis religiöser Dinge. Ronges Brief fand übrigens den lebhaftesten, ja lärmenden Beifall in der ganzen liberalen deutschen Welt, aus deren Anschauungen er hervorgegangen; und so fest war man von der reformatorischen Bedeutung dieses Schriftstückes überzeugt, daß es beispielsweise in dem Predigerseminar zu F. genügte, einen Kandidaten, der den reformatorischen Beruf Ronges bezweifelte, trotz seiner sonstigen Freisinnigkeit rettungslos in Verdacht und Geruch des Pietismus und Obskurantismus zu bringen.

Zum „Luther“ des 19. Jahrhunderts gesellte sich ein Melanchton in Dowiat, Kaplan in Danzig, ein Mann, dessen leibliche Kränklichkeit von Freund oder Feind aus sehr entgegengesetzten Ursachen abgeleitet wurde, unter denen auch ein Vergiftungsversuch der Jesuiten angeführt wurde, an den er selbst wohl am allerwenigsten geglaubt hat, und noch eine dritte Persönlichkeit, für die man kein Analogon in der Reformations-Geschichte hat, Czerski in Schneidemühl, der noch einen Rest positiven Christentums besaß.

Der ungeheure Beifall, mit dem Ronges Brief aufgenommen wurde, veranlaßte ihn, eine Reise durch Deutschland zu machen, und er wählte den Weg und das Reiseziel von Luthers weltgeschichtlicher Reise, Worms. Es liegt wohl nahe, die Reise der beiden zu vergleichen, um den ungeheuren Unterschied und Abstand der Persönlichkeiten und der von ihnen vertretenen Sache zu charakterisieren, wie uns jungen Theologen damals von einem Privatdocenten in Gießen die Aufgabe gestellt wurde, der, Hegel'scher Philosoph, die ganze Persönlichkeit und ihren Wert in ihrer ganz absonderlichen Hohlheit erkannt hatte. Luther konnte sich wohl auf Hussens Schicksal gefaßt machen, aber: „Wenn sie ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis zum Himmel ginge, so wollte ich doch in Gottes Namen hindurchgehen und mich nicht fürchten; und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, wollt' ich doch in Gottes Namen hineingehen.“ Ronge vermied die strengkatholischen Gegenden, wo etwa einmal katholische Übereifer ihm einen Insult hätte antun können, und nahm seinen Triumphzug durch Gegenden, in welchen der Protestantismus in des Wortes verwegenster Bedeutung in tiefster Abneigung gegen Rom ihm lauten Jubel entgegenbrachte; zu Frankfurt ward ihm eine Ehre, wie man sie bis dahin ab und zu einer berühmten Opernsängerin erwiesen: man spannte ihm die Pferde aus und zog den Wagen eigen-

händig; in Darmstadt kam ihm die Deputation der Bürgerschaft entgegen und ein biederer Kupferdrucker begrüßte ihn: „Herr Reformator, edelster deutscher Mann!“ Luther erschien als die ernste Mönchsgestalt mit einem tiefen Auge, in das Kardinal Cajetan kaum zu blicken wagte, hager und abgemagert vom Fasten und Beten und dem gewaltigen Patriarchenkampfe in der einsamen Klosterzelle im Ringen um sein Seelenheil; der mit ihm verglichene, in elegantester Kleidung, mit parfümierten Locken. Luther brachte die erste Nacht im Gebet zu, jener in glänzender Abendgesellschaft, mit Trinksprüchen und Schmeichelreden überhäuft. — Nach der ungeheuer ernsten Stunde und seiner gewaltigen Erklärung im Reichstage nahm Luther in der bescheidenen Herberge den bescheidenen Krug Eimbecker Bieres, den ihm Herzog Erich von Braunschweig geschickt, mit den dankenden Worten: „Möge Gott des Herzogs Erich in seiner letzten Stunde gedenken, wie er meiner mit diesem Labetrunk gedacht“. Der Reformator des 19. Jahrhunderts ward, ehe er noch seine erste Predigt gehalten, von einem opulenten Festessen zum anderen geladen, mit Lobreden überschüttet; man schnitt ihm die Locken ab, sie wie Reliquien in Medaillons auf dem Herzen zu tragen; bald gab's sogar falsche Reliquien: ein junger Referendar büßte sogar seinen ganzen Haarschmuck ein, der als Ronge-Locken verteilt ward; mit den Gläsern, aus denen er getrunken, mit den Zwetschen-Kernen, die er auf dem Teller gelassen, verfuhr man in einer Weise, die an den Gebrauch erinnert, welcher die Parias in Indien mit dem Fußwasser der Brahminen machen. Die Predigten, die er mit seinem Begleiter hielt, waren rein politische Diatriben. „Deutschlands Stämme in Ost und West, in Nord und Süd, frei und einig“ u. s. w., mußte man in endlosen Wiederholungen hören. In einem Trinkspruch feierte der Mann sein eigen Werk. „Deutschlands Geschichte verläuft in drei Perioden, alle drei bezeichnet durch den Kampf gegen Rom; die erste unter Hermann

dem Cherusker, die zweite unter Luther; die dritte Periode hat jetzt begonnen, noch wird es vielen Kampf kosten und ohne Märtyrertum geht's nicht — aber" — mit hoch erhobenem Champagnerglase — „das Märtyrertum lebe hoch!" Die ärgste Fratze einer reformatorischen Bewegung, die man sich nur denken kann; höhnten doch die Agitatoren hintennach selbst: „wir haben bei Rehbraten und Champagner Geschichte gemacht." Nur wenige wurden durch solche Karikaturen ernüchtert, der Triumphzug ging weiter unter dem Geleite einer halben Stadt, die dem Scheidenden noch eine halbe Stunde lang nachlief. Solche Begeisterung, d. h. solcher Schwindel, dessen sich gewiß heute die meisten der damaligen Teilnehmer schämen würden, ist nur zu bezeichnen als eine der geistigen Seuchen, wie sie ab und zu in der Geschichte auftreten. Sie sind analog der sogenannten Panik, wie sie fast in jedem Feldzug etliche Male vorkommt, wo durch irgend einen geringfügigen nichtigen Gegenstand, etwa ein scheu gewordenes Pferd, zunächst einige wenige vom Schrecken ergriffen werden, der sich auf eine geheimnisvolle Weise mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers durch ganze Regimenter und Schlachtreihen fortpflanzt, die in wilder Unordnung die Flucht ergreifen, die durch keines einzelnen besonnenes Zureden aufzuhalten ist. Das Mittelalter war besonders reich an solchen geistigen Seuchen, wie sie in den Geißlergesellschaften und Tänzerbanden zum Vorschein kamen; auch in dem mysteriösen „Laufen nach dem heiligen Blut zu Wilsnack," wo kleine Kinder und alte Leute, die keine halbe Stunde ohne Brustbeschwerden gehen konnten, zwei Tage hintereinander in einem fortliefen, das heilige Blut zu sehen, Fuhrleute, die sie laufen sahen, ihr Gespann auf der Straße stehen ließen und mitliefen, Mütter, die kranken Kindern Arznei holten, dieselbe durch andere nach Hause schickten, um sich den Laufenden anzuschließen. Solche Seuchen, die besonders da vorkommen, wo die Bevölkerung eine sehr dichte ist, wiederholen sich auch auf poli-

tischem Gebiet, wie in der französischen Revolution von 1793 und in der deutschen von 1848, deren Vorläufer u. a. auch der Rongeschwindel war.

Die ganze Bewegung verlief in gewissem Sinne ohne Resultat. Es bildeten sich zwar Gemeinden. „Wir haben soeben ein wütend schön Religiönchen gemacht", sagte mir ein junger Ingenieur in D., der aus der, eine deutsch-katholische Gemeinde konstituierenden Versammlung kam. Es fanden sich auch etliche Theologen, die den Gemeinden als Prediger, oder wie man lieber, auch jedenfalls treffender, sagte: „Sprecher" vorstanden, katholische und protestantische. Einer der ersten war ein noch nicht ausstudierter „Kathologe" in Gießen, Namens Keilmann, bis dahin auf der Universität bloß bekannt durch seine schwefelgelbe Mütze, die er als Senior der Kneipverbindung „Nassovia" trug. Man sah ihn plötzlich in allen Buchbinderläden hängen, d. h. sein lithographiertes Bild; den Blick hatte er nach oben gerichtet, die Hand auf dem Herzen und als Unterschrift Luthers weltgeschichtliches Wort: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!" Sein Überzeugungsmut ward belohnt. Das Examen blieb ihm erlassen; er ward Pfarrer der deutsch-katholischen Gemeinde in Offenbach und konnte das Mädchen heiraten, mit dem er schon als „Kathologe" verlobt war. Als Pfarrer in Offenbach hielt er einmal eine Predigt in Darmstadt, eine vulgär rationalistische Moralpredigt. Ein höherer Beamter hörte sie und sagte zum Schluß zu mir: „Ja, da kann man doch in die Kirche gehen, da hört man doch etwas Vernünftiges!" „Aber, Herr Hofrat, so wird ja seit 80 Jahren hier in allen protestantischen Kirchen gepredigt!" Das war ihm etwas ganz Neues. Er meinte, da höre man lauter orthodoxen Unsinn; er war nämlich nie in die Kirche gegangen. Darmstadt bekam seinen eigenen Prediger in der Person eines braunschweigischen protestantischen Kandidaten. Er predigte zuerst über „Mythus und Sage" und dergleichen, später über Humusbildung und die

verschiedenen Bodenarten. Bereitwilligst räumte man den Deutsch-Katholiken überall die protestantischen Kirchen ein, in Frankfurt die St. Peterskirche, aus der sie aber wegen ungebührender Reden wieder heraus mußten. In Darmstadt führte man sie feierlichst in die Stadtkapelle ein, der protestantische Prälat, Vertreter der Landeskirche in der ersten Kammer der Landstände, Generalsuperintendent der Provinz Starkenburg, Oberpfarrer der Residenz mit dem goldenen Kreuz an goldener Kette an der Spitze, neben dem deutsch-katholischen Prediger „Sprecher" einhergehend. Sie hängten ihr Glaubensbekenntnis, das sog. Leipziger, das vom zweiten Artikel des Apostolikums nur die Worte enthielt: „Ich glaube an Jesum Christum unsern Heiland", an die Wand. Zu derselben Zeit hatte man den examinierten und wohlbestandenen Kandidaten der Landeskirche ihre Bitte um Einräumung der Stadtkapelle nur für eine Stunde monatlich zur Abhaltung einer Missionsstunde rundweg abgeschlagen und ihnen noch dazu einen Rüffel erteilt, weil sie sich mit dem ersten abschlägigen Bescheid der städtischen Behörde nicht begnügt.

Zum eigenen Kirchbau brachte es keine einzige deutsch-katholische Gemeinde, nur Offenbach baute ein Vierteljahrhundert an einer Art Saal für die Gemeindeversammlungen. An Wachstum war nicht zu denken; nur die Taufen (?) „auf die Menschheit", die „Aufnahme in den Bund der Menschheit" brachte etliche Kinder zu den Erwachsenen. Gern hätte man diesen Mangel an Wachstum dem „Druck von oben" zugeschrieben, aber niemand that ihnen den Gefallen, sie zu drücken. Die Gemeinde siechte an der Schwindsucht dahin. Der Kern der Bewegung, politische Opposition und Agitation, kam bald zum Vorschein. Dowiat, der nach Amerika auswanderte, erklärte es ausdrücklich, daß es ihm nur um politische Agitation zu thun gewesen. In Amerika in den Südstaaten trat er nachmals als Verteidiger der Sklaverei auf

und ſoll wieder römiſch geworden ſein. Den Johannes Ronge treffen wir bald als einfachen „Hannes“ im Eſſighaus in Frankfurt, ſtets bereit zu einer politiſchen Anſprache, wenn die Frankfurter riefen: „Hannes, thu e Red'!“ Zuletzt beſchäftigte er ſich hier mit einem Kindergarten, ſiedelte dann nach Darmſtadt über, niemand gab ihm das Geleit; keine Deputation von damals kam ihm entgegen, zu keinem Feſtmahl ward er geladen, ſeine Anweſenheit ward überhaupt erſt bekannt, als er einmal vor Gericht erſchien als Zeuge für ſeine Frau, die ſich mit einer anderen gezankt, in welchem Zank das Wort „Saumenſch“ gebraucht worden ſein ſollte. Keilmann in Offenbach mit ſeinem Lutherwort: „Ich kann nicht anders!“ konnte hernach doch anders; denn als der Eifer ſeiner deutſch-katholiſchen Gemeinde in Offenbach ſo weit verglüht war, daß ſie ihm nicht einmal ſo viel Gehalt gab, daß er ſich mit ſeiner Familie hätte ſatt eſſen können, etablirte er — zuerſt einen Schreibmaterialienladen. Er berief ſich dabei wol auf den Apoſtel Paulus, der ja auch mit ſeiner Hände Arbeit ſich ernährt und hielt noch einmal eine Predigt im Feuereifer, wie ein zweiter Elias, in welcher er die gläubigen proteſtantiſchen Pfarrer hernahm und das „Volk“ aufforderte: „Auf! laßt uns dieſe Baalspfaffen abſchlachten mit dem Meſſer der Verachtung!“ Vierzehn Tage ſpäter bat er den neuen Biſchof von Mainz Kettler demütig und wehmütig um Vergebung und Wiederaufnahme in die katholiſche Kirche und ein Ämtchen in derſelben und als er das Alles erhalten, ſchrieb er ein Büchlein, in dem er die alleinſeligmachende römiſche Kirche pries und die abgeſchlachteten proteſtantiſchen Pfarrer allen Ernſtes auffordert, ſeinem Beiſpiele nachzufolgen

Eine Vereinigung der Deutſchkatholiken mit den proteſtantiſchen Lichtfreunden zur ſogenannten freireligiöſen Gemeinde, mit der ſie eine, wenigſtens durch eine ſtattliche Zahl imponierende, Gemeinſchaft herſtellen wollten, half nichts; die ganze Bewegung

ist nahezu im Sande verlaufen, nachdem ihr religiöser Inhalt in volles Nichts zerflossen.

Noch haben wir einen Blick auf das Lichtfreundtum zu richten, das durch die Namen Uhlich in Magdeburg, Wislicenus in Halle, Balzer in Nordhausen repräsentiert ist. In Halle hatte die sogenannte Jung-Hegelsche Schule in den „Halleschen Jahrbüchern" sich verschanzt und nicht nur dem Christentum, sondern allem Bestehenden den Krieg erklärt; nachdem aber jene Jahrbücher ihrer revolutionären Tendenz wegen unterdrückt, und Arnold Ruge, ihr Herausgeber, ausgewandert war, verschmolzen sich die Reste der Partei mit den Rationalisten der alten Schule, und trachteten, zunächst wenigstens, den Kampf wider das Christentum in milderer und gesetzlicher Form populär zu machen. Dazu diente ihnen der schon 1841 von genanntem Uhlich, damals in Pömmelte bei Magdeburg, gestiftete „rationalistische Verein". — Weil dieser seine modernen Lehren als Licht, das Alte als Finsternis betrachtete und weil negative Parteien stets in ausgezeichneter Hochachtung von sich selbst zu reden pflegen, nannte er seine Glieder und Anhänger „Lichtfreunde"; ein schöner Name, — aber wann hätte je eine Partei sich selbst einen unschönen Namen beigelegt? Ihren Hauptversammlungs-Ort hatten sie in Köthen, wo sie, nach einem Wort des seligen Professor Hundeshagen, mit Anspielung auf die damals noch allgemein üblichen Talg- und Unschlittlichte, „den Zeitgeist auf schmächtige Lichter gezogen". So schmächtig diese Lichter, erregten sie doch ungeheures Aufsehen, als bereits auf der ersten Versammlung am 15. Mai 1844 zum Eingang der Pastor Wislicenus aus Halle das lutherische Glaubensbekenntnis vorlas, bei jedem Satz statt: „ich glaube" — sagte „ich glaube nicht!", wozu die Andern einstimmten und somit förmlich und feierlich den Christenglauben abschwuren. Da sie auf geschehene Ermahnung bei ihrem Protest gegen das Christentum beharrten, wurden sie abgesetzt. Mit vollem Recht

hatte der König erklärt: „Ich dulde keine eidbrüchigen Prieſter“. Doch wollte er in keiner Weiſe als kirchlicher Souverän verfahren, er hatte die Provinzial-Synoden zuſammentreten laſſen, um die Geiſter zu prüfen. Auf der Synode zu Magdeburg erklärten ſich am Schluſſe des Jahres 1844 nur dreiachtzehntel der anweſenden Geiſtlichen noch für unbedingte Geltung der Heiligen Schrift, elfachtzehntel für eine bedingte und vierachtzehntel für das „Kriterium des in der Kirche lebenden Gottesgeiſtes“, mithin waren elf Teile rationaliſtiſch, vier Teile hegeliſch und nur drei Teile kirchlich gläubig. Mit der Abſetzung der Obengenannten war alſo nur die äußerſte Linke, die bewußt und förmlich dem Chriſtentum widerſprechende Partei, ausgeſchloſſen, im übrigen für eine ſehr weitgehende Freiſinnigkeit Raum gelaſſen. Gleichwohl gab's ein ungeheures Geſchrei über Tyrannei der Orthodoxie. Was das „Kriterium des in der Kirche lebenden Gottesgeiſtes“ anlangt, ſo verbreitete ſich ausführlich darüber eine Schrift von Wislicenus: „Ob Schrift ob Geiſt?“ — als ob das ein Gegenſatz wäre und nicht die vollſte Einheit. „Die Worte, die ich rede, ſind Geiſt und Leben“, ſpricht der Herr. Im weltlichen Gebiete wird es jeder für einen Unſinn erklären, einen Unterſchied zu machen oder einen Gegenſatz anzunehmen zwiſchen Schillers Geiſt und Schillers Schriften; Schillers Geiſt haben wir einfach in ſeinen Schriften und ſonſt nirgends. Mit Gottes Wort muß es anders ſein! Jener „in der Kirche lebende Gottesgeiſt“ iſt übrigens, bei Licht beſehen, nur der Menſchengeiſt, der bekanntlich oft in einem Menſchenexemplar etwas für ſehr wahr hält, was ihm in einem andern als Irrtum und Thorheit erſcheint, und es will die Phraſe nichts weiter ſagen, als daß in der Schrift nur das als wahr gelten dürfe, was der Menſchengeiſt gelten laſſen will, was er auch ohne die Schrift bereits weiß, weshalb die Schrift vollſtändig zu entbehren wäre, als eine Offenbarung, die nichts offenbart; nicht „ein Licht iſt, das da ſcheint an einem dunklen Ort“, ſondern ſelbſt ein

dunkler Ort, in den erſt Licht gebracht werden muß durch den Menſchengeiſt und zwar den, welchen die Lichtfreunde haben. — Auch in Königsberg i. Pr. hatte um dieſelbe Zeit ein Diviſionspfarrer Rupp in einer Predigt ſich förmlich und feierlich vom Nikäniſchen Glaubensbekenntnis losgeſagt. Als dieſer Rupp bald darauf auf einer Hauptverſammlung des Guſtav-Adolf-Vereines als Deputierter erſchien, wurde ſein Recht, Deputierter zu ſein, von einer poſitiven Minderheit beanſtandet; da kam ein ganzer Platzregen von Erklärungen von der linken Seite her. In Heſſen ſtellte ſich der nachmalige Oberkonſiſtorialpräſident Jaup an die Spitze einer Zuſtimmungsadreſſe für Uhlich und Rupp, welche die Verſicherung enthielt, daß ſie das echte, wahre Chriſtentum hätten und man ſich ihres Kampfes gegen die Geiſtesknechtſchaft freue. Dieſe Adreſſe, im ganzen Lande kolportiert, kam auch ins Predigerſeminar zu F. wo ſämtliche Profeſſoren, und von 33 Kandidaten 30 ſich unterſchrieben; die drei, welche die Unterſchrift verweigerten, galten von Stund an für Obſkuranten.

Die Wogen gingen noch lange ſehr hoch. Die Hauptverſammlung des Guſtav-Adolf-Vereines im Jahre 1847 zu Darmſtadt ſetzte die Sache Rupp noch einmal auf die Tagesordnung; in allen Lokalvereinen hatte man für die Wahl von freiſinnigen Deputierten agitiert und ſie erſchienen in großen Scharen, die Koryphäen an der Spitze: Uhlich und als ſein Adjunkt Propſt Krauſe aus Breslau. Merkwürdigerweiſe wagten ſich bei den Beratungen in der Stadtkirche die radikalen Anſchauungen doch nicht in dem Maße und ſo unverhüllt hervor, wie man hätte erwarten ſollen, da die verſtändigen und in der That gewichtigen Reden von Männern der poſitiven Seite, wie Nitzſch, Nielſen, Dorner und Harleß, unverkennbar Eindruck gemacht hatten. Der Beſchluß war ein vermittelnder, auf den wir hier nicht näher eingehen wollen; deſto wilder und zügelloſer brach der Radikalismus nachher bei dem Feſteſſen im Beſſunger Orangeriehaus her-

vor. Da floſſen die Reden faſt noch reichlicher als der Wein; laute Ovationen wurden den Koryphäen Uhlich und Krauſe dargebracht, zu deren Sitzen ſich die Scharen herbeidrängten, immer und immer wieder mit ihnen anzuſtoßen und ſich an ihren Reden zu erfreuen, die anfangs harmloſe, bald ſehr frivole Späße wurden und zuletzt in freche Spöttereien ausarteten. Mit Schmerz mochte man wohl im Hinblick auf die große Menge ſagen: „Sind das deine Götter, Israel, die dich zur Freiheit führen ſollen?“ Als die frivolen Reden zuletzt geradezu ſchmutzig und zotenhaft wurden, regte ſich ſelbſt bei den nichts weniger als pietiſtiſchen, aber ehrbaren Bürgern doch etwas von Unwillen; nur wenige noch lachten und klatſchten. Propſt Krauſe ward doch ein wenig betreten, als der gewohnte Beifall nachließ, ja ſelbſt einzelne Rufe des Unwillens laut wurden; er wollte die Sache einigermaßen wieder gut machen und meldete ſich zu einer Rede. Der Lärm war aber ſo groß, daß er nicht anders, denn von einem ſehr erhöhten Standpunkt gehört werden konnte. Man half dem ungeheuer dicken Manne auf einen Tiſch, der faſt zuſammenbrach, von da hielt er dann eine pathetiſche Rede über das Wort: „Laſſet uns ablegen das ungöttliche Weſen!“ Kaum war ihm dies Wort über die Lippen, als ein in Heſſen ſehr wohlbekannter Mann, ſo recht eigentlich ein heſſiſches Original, Stiftsdechant B. in L., mit lauter Stimme ihm zurief: „Ich möchte wiſſen, was an Ihnen bleibt, wenn Sie das ungöttliche Weſen ablegen!“ Da gab's ſchon einen Beifallsruf, den man mit wildem Geſchrei zu übertäuben ſuchte. Der korpulente Propſt ward nicht mehr verſtanden und ließ ſich wieder vom Tiſch herab helfen. Uhlich kehrte nach Magdeburg zurück, um eine ſogenannte freie Gemeinde zu begründen, mit der er auf der ſchiefen Ebene von dem anfänglichen Bekenntnis zu einem perſönlichen Gott und einer Unſterblichkeit der Seele in raſender Eile hinab fuhr bis zur offenen Leugnung der Exiſtenz eines Gottes und einer Seele, worauf

man dann die seitherigen Gottesdienste, in denen man auch noch Abendmahl gefeiert, in gesellige Zusammenkünfte in einem Wirtsgarten bei einem Glase Bier verwandelte.

Soweit war man übrigens auch ohne liberale theologische Führer in weiten Schichten bereits auch anderwärts gekommen und weiter noch. Die von französischen und schweizerischen Kommunisten ausgegebene Losung: „Kein Heil auf Erden, solange der Mensch auch nur mit einer Faser seines Herzens am Himmel hängt", war in die Massen gedrungen, kolportiert besonders von Handwerksgesellen, denen man vergeblich die Wanderschaft nach der Schweiz verbot. In diesen Schichten aber reklamierte man in vollständig richtiger Konsequenz für den verlorenen Himmel die Erde, und zwar eine Erde voll Wohlleben. Die Notstände des Erdenlebens konnten, da man an keinen Gott mehr glaubte, Sünde und Sündenstrafe als thörichter Wahn erschien, nur in mangelhaften socialen staatlichen Ordnungen ihren Grund haben. Galten die Ordnungen nicht mehr, deren Bestand man von Gott herleitete, wie sollte man respektvoll vor menschlichen Ordnungen stehen bleiben? Es mußte alles von Grund aus umgestürzt und ein Neues geschaffen werden! Weg mit dem Eigentumsrecht, mit der die Lüste des Fleisches hemmenden Ehe u. s. w. — Der Socialismus (damals Kommunismus) fand immer mehr Anhänger. Was für ein infernaler Geist in Handwerkerkreisen den Ton angab, das erfuhr nachmals die feine gebildete Welt aus den Mitteilungen Wicherns auf dem ersten Wittenberger Kirchentage, namentlich dem grauenvollen Fluchliede auf das alte Vaterland und den alten Gott.

Es war eine traurige Kurzsichtigkeit, wenn man meinte, man könne durch teilweise Konzessionen an den liberalen Geist die drohende Revolution in eine friedliche Evolution verwandeln, — nach einem Wort des Historikers Häusser. Solche Konzessionen machte man hier und da, wo man den Zusammenhang der auf-

lösenden und zerstörenden Tendenzen nicht kannte, wenigstens im politischen Gebiet. Voranging darin keine geringere Persönlichkeit als — der neue Papst Pio nono, den der alte jüdische Verschwörer Mazzini aufforderte, die Republik zu erklären und sich an die Spitze Italiens zu stellen, und den Professor v. Holtzendorff, allerdings ohne Namensnennung, im Orangeriehaus zu Bessungen mit einem Toaste feierte, und von dem, nach seinem ersten politischen Verhalten in liberalem Sinne, der Darmstädter Philister sagte: „Gebt acht, der geht noch einmal zu den Deutschkatholiken." Pio nono war einer der Ersten, der von seinen Unterthanen verjagt wurde.*) — Es war in Deutschland wie im größten Teil Europas ein Zustand und eine Stimmung eingetreten, die an Schillers Wort erinnert: „Weh', wenn sich in dem Schoß der Städte der Feuerzunder still gehäuft." In weiten Schichten war „die Milch der frommen Denkart in gährend Drachengift verwandelt". Bald brach der Sturm los, der durch Europa brauste.

Die ersten Sturmvögel zeigten sich in vereinzelten Straßenrevolten, unter denen die bedeutendsten in Leipzig, die sogenannten Leipziger Augustereignisse. Dort hatte man den Deutsch-Katholiken den Mitgebrauch einer protestantischen Kirche verweigert, zugleich aber den Grundstein zu einer katholischen Kirche gelegt. Der Unwille wandte sich gegen das katholische Königshaus, und dem Prinzen Johann, Bruder des Königs und selbst nachmals König, einem edlen, geistvollen, wissenschaftlich reich und tief gebildeten Mann, wurden, als er am 12. August 1845 nach Leipzig kam, um die Nationalgarde zu mustern, alle Fenster ein-

*) Als Verbannter in Gaeta sann er die Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariä aus und erklärte sich mit deren Proklamation bereits als „unfehlbaren", ehe ihm das Konzil die Unfehlbarkeit ausdrücklich zugestanden.

geworfen. Das Militär feuerte und sieben Personen, die bloß zugeschaut hatten, kamen um, was die Erbitterung vermehrte. Bei der Herstellung der Ruhe spielte ein aus Köln gebürtiger früherer Theaterbilleteur, dann Buchhändler und deutschkatholischer Broschürenschreiber, Robert Blum, durch kluge Mäßigung die Hauptrolle. Er erscheint nachmals als eine der liberalen Größen der Paulskirche.

Das rücksichtslose Vorgehen radikaler Kantonregierungen in der Schweiz, die z. B. in Waadtland die reformierten Geistlichen zwingen wollten, eine neue, ultraradikale Staatsverfassung von den Kanzeln zu verlesen und anzupreisen und 43 Geistliche, die sich dessen weigerten, ohne weiteres absetzten, worauf 185 andere Geistliche ihr Amt niederlegten und die sog. Freikirche begründeten, wie die blutige Niederwerfung des sog. Sonderbundes, belebten den Mut und die Unternehmungslust der revolutionär Gesinnten in Deutschland. In den Jahren 1846 und 47 häuften sich hier die politischen Versammlungen in größerem und größtem Maßstab, namentlich in Baden; man forderte Änderung der Gesamtverfassung Deutschlands in der Weise, daß dem Bundestag ein Volksparlament an die Seite gesetzt werde. Von den Koryphäen der liberalen, badischen Kammer gingen Hecker und Itzstein nach Berlin, um für solche Gedanken dort zu werben, dort wurden sie polizeilich ausgewiesen. Die Fama vergrößerte die Sache, als seien sie schimpflich per Schub nach Hause gebracht worden; „zwei Gendarmen mit Gewehr gingen hinter ihnen her.“ Eine Flut von Spottgedichten auf die preußische Polizei erschien, die auf allen Gassen gesungen wurden. Welche Stimmung damals in Deutschland bis in die kleinsten Städte hinein, zumal in der Jugend, vorab der akademischen, herrschte, beweisen einzelne Vorgänge, die man fast vielleicht als Kindereien ansehen möchte, die aber als Zeichen jener Zeit ganz bedeutsam sind. Auf allen deutschen Universitäten hatten sich gegenüber den alten

Corps mit ihrem Paul- und Kneipleben andere Verbindungen gebildet, welche zum Teil wohl wiſſenſchaftliches Leben pflegen wollten, in der That aber vorwiegend Politik trieben. Der chriſtlich-germaniſche Geiſt der alten Burſchenſchaft mag wohl nur in ſehr wenigen, etwa in Halle und Erlangen, noch Vertreter gehabt haben, alle anderen waren vom liberalſten Geiſt bis zum Radikalismus beherrſcht, nannten ſich auch am liebſten „Progreſſiſten“; in ihrem Thun und Treiben ſpiegelte ſich die ganze Zeit, und vieles von dem, was die Zukunft brachte, wurde von ihnen bereits vorweg genommen. Die Verfaſſungen dieſer Verbindungen wurden ganz nach Analogie der ſpäteren demokratiſchen Staatsverfaſſungen in großen Verſammlungen debattiert und acceptiert; eine Analogie der ſpäteren Schwurgerichte waren die neu eingeführten ſtudentiſchen Ehrengerichte, deren Wahrſpruch der Theorie nach unbedingt gelten ſollte, an den ſich aber gerade die am wenigſten kehrten, welche das Princip der Geſchworenengerichte am lebhafteſten vertheidigten und anprieſen. Eine eigene, im radikalſten Sinne von Struve in Mannheim, nachmaligem Freiſcharenführer, redigierte Studentenzeitung diente als Sprechſaal. Vielleicht am meiſten von ſich reden machte das Leben und Treiben dieſer Studentenverbindungen in Gießen, — und hier ſind wir wieder im Gebiet der eigenſten Erlebniſſe. In den Tagen, da Hecker und Itzſtein in Berlin ausgewieſen wurden, war ein alter Student, der ſich in eine geſchloſſene Ballgeſellſchaft hineindrängen wollte, von einem Poliziſten an der Thür abgewieſen, und da er ſich nicht abweiſen laſſen wollte, mit dem Säbel über den Kopf gehauen worden. Er war ein durchaus verkommenes Subjekt, den eigentlich jeder ordentliche Student gründlich verachtete, aber er war ein Student! „Ein neuer Akt unerhörter Polizeiwillkür!“ ſo ſcholl es durch die Straßen; „Burſch heraus!“ und ſofort war die ganze Univerſität, 500 Studenten, mit Ausnahme von zweien, die es ſchwer büßen mußten, auf den Straßen, zogen

vor das Haus des Polizeirates und brachten ihm brüllend ein Pereat. Einige liberale Advokaten bekamen ein Vivat; der Rektor Magnifikus wurde bestürmt, sofort nach Darmstadt zu reisen, um auf Absetzung des Polizeirates zu dringen. Seine ganz ruhig gehaltenen abweisenden Worte vermehrten nur die Bewegung, die wie brandende Wogen die halbe Nacht hindurch sich durch die Straßen wälzten. Der akademische Senat, resp. das Disciplinargericht, ermannte sich zu einer energischen Maßregel, die aber nur Öl ins Feuer goß, sie sprachen die Relegation aus über drei an der Spitze der großen Alemannenverbindung stehende Studenten. Die Studentenschaft wollte diese nicht aus der Stadt hinauslassen, und da sich das ungegründete Gerücht verbreitet hatte, man habe den Präses der Alemannia ins Karzer gesteckt, so wälzte sich die ganze Schar nach dem Universitätsgericht und drohte mit Karzersturm; ein Student mit geschwungenem Beil drang sogar in das Sitzungszimmer. Der akademische Senat requirierte eine Schwadron Dragoner aus der benachbarten Garnison, die mit Beginn des folgenden Tages einrückte, als gerade die ganze Studentenschaft, welche den Abreisenden ein Ehrenkomitat geben wollte, auf dem Seltersberg versammelt war. Von dem Komitat hatte man Abstand genommen, hielt aber den vierspängen Postwagen mit Gewalt auf, um die Reisenden herauszureißen, was von diesen selbst abgewiesen wurde. Der Besonnenheit des Dragonerkommandanten war es zu danken, daß es nicht zum blutigen Konflikt kam; die ganze Studentenschaft zog mit der Erklärung: inter arma silent Musae, nach der Ruine Staufenberg und der akademische Senat mußte sich in förmliche Verhandlungen mit ihnen einlassen, in denen er doch eine anerkennenswerte Energie entfaltete, so daß die Studenten zum Wallthor wieder einzogen, während das Militär zum Selterstor hinausmarschierte.

All überall war der Feuerzunder gehäuft, den der aus Frankreich herüberfahrende Blitzstrahl in Flammen setzte.

III.

Vorboten.

Sturz des Julithrones in Frankreich. Erſte Revolutionsſtürme in den kleinen deutſchen Staaten. Revolution in Wien und Berlin. Republikaniſcher Aufſtand in Baden unter Hecker, Struve und Herwegh.

Nahe bei dem heſſiſchen Dorfe Goddelau am ſogenannten Altrhein, an der faſt in ſich ſelbſt zurückkehrenden, durch den ſogenannten „Durchſtich am Geyer" abgeſchnittenen Krümmung des Fluſſes zwiſchen Gernsheim und Oppenheim, ſteht ein altes Denkmal, die Schwedenſäule genannt, an der Stelle, an der einſt der Schwedenkönig Guſtav Adolf auf Scheunenthoren mit ſeinem Heer über den Rhein geſetzt iſt, die linksrheiniſche Stadt zu nehmen. Auf dieſer Säule (von Sandſtein) ſteht eine Löwe, der ein Schwert in der Pranke hält, das er mit grimmiger Gebärde gen Weſten ſchwingt. Dieſe Schwedenſäule war einſt Zielpunkt von Ausflügen aus den benachbarten Städten, meiſt der Haupt- und Reſidenzſtadt Darmſtadt; zumal die jungen Leute, Gymnaſiaſten, wanderten gern dahin. Da erhob ſich denn einſt in einer ſolchen jugendlichen Schar die Frage, warum doch der Löwe ſein Schwert nach Weſten ſchwinge und nicht nach Süden, wo das den Proteſtantismus bedrohende Papſttum ſeinen Sitz habe. Ein patriotiſch geſinnter Lehrer ſetzte uns auseinander, daß jetzt uns das meiſte Unheil von Frankreich her drohe, und noch klingt mir ein Gedicht in den Ohren, — auch im Herzen — das ein poetiſch begabter Mitſchüler, jetzt hochgeſtellter Geiſtlicher in Berlin, verfaßte, in dem es hieß: „Alles Unheil iſt von Weſt uns kommen!" Es war damals das Verlangen der Franzoſen nach der Rheingrenze ſtürmiſch laut geworden, die Zeit (1841), da das Beckerſche Rheinlied durch ganz Deutſchland ſcholl: „Sie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein!"

Aber darauf waren die Gedanken nicht beschränkt, sondern sie gingen weiter und gedachten an alte Unbilden, die Deutschland in alter Zeit, zumal seit dem dreißigjährigen Krieg von Frankreich her erfahren, die Verwüstung der Pfalz, an welche angesichts der Schwedensäule die Ruinen der Landeskrone drüben über Oppenheim und rheinaufwärts die Türme von Worms und Speyer erinnerten. Die Gedanken gingen noch tiefer und bezeichneten unsittliche Leichtfertigkeit, die von Paris nach Deutschland gekommen, die religiöse Freigeisterei und zuletzt die Tyrannei des ersten Napoleon, der die Verwüstungen der Revolutionsheere vorangingen. — Frankreich, der Erbfeind Deutschlands! das stand uns damals fest und — fast hätte man uns ihm ewigen Haß schwören lassen, wie Hamilkar seinen Sohn Hannibal den Römern ihn schwören ließ.

Es hat sich dieser Nationalhaß, der, wenn er eine Tugend genannt werden sollte, doch jedenfalls nur eine heidnische ist, sehr gemildert und selbst der letzte große Krieg ist ohne eigentlichen Nationalhaß von deutscher Seite geführt worden. Deutsche Christen, die nicht bloß eine persönliche, sondern auch eine nationale Selbsterkenntnis haben, wissen, daß von Haus aus diesseits und jenseits des Rheins oder, wie wir jetzt wohl sagen können, diesseits und jenseits der Vogesen der Mensch derselbe ist, und daß wir in Deutschland nicht etwa bloß auf unseren sandigen Feldern die sog. Franzosenstengel*), sondern auch so viel auf deutschem Boden

*) Anm. Ein eigentümliches hart- und hochstengeliges Unkraut, das in den neunziger Jahren mit dem französischen Revolutionsheere über den Rhein kam und seitdem fortgesetzt vom Westen nach Osten sich weiter verbreitet, wie am Ausgang des Mittelalters vom Osten her die mus ratus, die große graue Ratte, in langer Linie von Nord nach Süd, nach Westen vorrückte und die kleine rotbraune Ratte bis zum atlantischen Meere verdrängte, ja vertilgte, wie ihr selbst jetzt eine noch größere vom Osten folgt und sie noch vertreibt.

ſelbſtgewachſenes und ſelbſtgezogenes Unkraut haben, daß wir am beſten thun, anderen Völkern kein Sündenregiſter aufzuſtellen, wobei wir wohl doch deſſen mit Dank und Freude bewußt bleiben können und ſollen, was unſerm Volke vor anderen an natürlichen und geiſtigen Gaben von Gott geſchenkt und erhalten worden iſt, wohin wir doch immer einen Reſt deutſcher Treue, deutſchen Glaubens, deutſchen Mutes und deutſchen Gemütes rechnen dürfen. Das aber ſteht wohl feſt, daß wir auch hierin bedroht ſind vom Weſten her, aber weniger durch die Franzoſen, als durch eigne Schuld in unſerem Nachahmungs- oder Nachäffungstrieb, in dem wir ſo vieles, auch in äußeren Inſtitutionen, angenommen haben, was dem Unglauben in Frankreich entſprang. Es ſteht weiter feſt: Seit Jahrhunderten her ſind von Frankreich her im ſtaatlichen, wie im ſocialen und ſelbſt religiöſen Gebiet Anſtöße gekommen, vorwiegend ſtörender und zerſtörender Art; im Revolutionieren waren uns die Franzoſen voraus und wir waren darin zumeiſt, wenn nicht ihre Affen, ſo doch ihre Nachfolger. So am Ende des vorigen, ſo in den dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts, vor allem aber in der 1848er Revolution. Freilich iſt die Revolution mittlerweile etwas mehr international geworden; es geht in der Regel durch alle Länder, wenn es einmal angefangen hat und waren 1848 die feuerfangenden Stoffe längſt in Deutſchland aufgehäuft; der zündende Funke aber, wie der anfachende Wind kamen von Frankreich. Und in die Geſchichte dieſes Landes ſeit 1830 müſſen wir noch einen Blick thun, ehe wir den Verlauf der 48er Revolution weiter verfolgen.

In Frankreich hatte man ſeit 1830 die Staatsverfaſſung, die man als das Ideal einer ſolchen, als muſtergültig anſah und anpries, die man auch in Deutſchland, in faſt allen kleineren Staaten, zuletzt auch in den großen, annahm, und deren Erlangung und Durchführung oder Beſſerung nach links hin den Inhalt der unausgeſetzten politiſchen Kämpfe über dreißig Jahre

lang in Deutschland bildete. Es war eine Verfassung, die man anpries als eine solche, die fürstliche Willkürherrschaft ebenso ferne halten werde, wie Pöbelherrschaft und Anarchie; die vor einem Stagnieren, Stillstehen oder Rückschreiten ebenso sicher bewahren werde, als vor Überstürzung und sinnlosem Fortschritt; deren Name ist: die konstitutionelle Monarchie. Diese Verfassung hat versprochen viel, gehalten wenig, wir wollen nicht sagen: nichts; es ist auch Gutes von ihr geschehen und mag zugegeben werden, daß sie zu Zeiten die einzig mögliche ist. Daß sie aber die Hauptsache, die sie versprochen, nicht geleistet, Schutz gegen sinnlosen Fortschritt, Überstürzung und schließlich Anarchie, das beweist eben die französische, wie die deutsche Revolution im Jahre 1848; und wie sie mit ihren parlamentarischen Kämpfen recht eigentlich die revolutionären Gelüste mit groß gezogen hat, erweist ebenfalls der Gang der Dinge.

In Frankreich war ihr Schicksal von 1830 an wesentlich angeknüpft an die Person des ersten konstitutionellen Königs Louis Philipp. Durch merkwürdigen Schicksalswechsel — er war in seiner Jugend eine zeitlang Schullehrer gewesen — hatte dieser Mann, der feinen Verstand besaß, eine große Welt- und Menschenkenntnis und die Fähigkeit erlangt, sich leicht in jede Lage zu finden. Von höheren Idealen, fester Überzeugung, die sich kühnen Schwunges die Verhältnisse zu unterwerfen sucht, hatte er so gut wie nichts; seine einzige Maxime war, sich mit kluger Berechnung nach den Umständen zu richten. Sein höchster, fast einziger Zweck: seine Dynastie zu erhalten, — daneben, für den Fall des Verlustes des Thrones, Vermögen sich zu sammeln. Halb König, halb Banquier. Bürgerkönig nannte man ihn und nannte er sich auch selbst mit Vorliebe. Das deutete wohl auf seinen bürgerlich friedlichen Sinn, aber auch auf das, was man Bourgeois, Bourgeoisie nennt, das ideenlose, gelderwerbende und behaglichen Lebensgenuß pflegende Philisterium. Dies hatte

unter ihm seine Blütezeit. Wiederholt machte er Banquiers zu seinen Ministern. Das, was der Soldatenstand, wie auch das niedere Volk an seinen Königen, wenn auch nur oft dem Schein nach, zu sehen gewohnt war, das Chevalereske, Ritterliche, fehlte ihm ganz. Der Adel und die Geistlichkeit haben nie ein Herz für ihn gehabt. Die zahlreiche republikanische Partei war unzufrieden mit dem Zweikammersystem (bei dem in einer ersten Kammer die Aristokratie besonders vertreten ist).

Im „vierten Stand", unter den „Arbeitern", die überdies von den kommunistischen Soziallehren des sog. Saint-Simonismus durchdrungen waren, zeigte sich schon damals der Unmut, der nachmals im Arbeiterstand aller Länder sich verbreitete und in unsern Tagen den ganzen Bestand der Gesellschaft bedroht, darum, daß der Reichtum sich bergehoch auf einzelne häuft, während Millionen immer ärmer werden; die bekannte Folge der liberalen Staatsweisheit, die in Förderung der materiellen Interessen ihre höchste Aufgbe sieht und in der Beseitigung aller, den Schwachen schützenden Schranken, ihn von den Starken ausbeuten, aussaugen und zertreten läßt. Ihren Groll zu beschwichtigen, verwandte Louis Philipp einmal 5 Millionen aus der Staatskasse für die Armen, aber man rechnete ihm nach, daß er für die Reichen — Handel, Großindustrie, schließlich die Börse — sechsmal so viel, volle 30 Millionen aufgewandt. Bald war das ganze Land mit einem Netz von Vereinen und größeren Gesellschaften überzogen, die unter mancherlei Namen (wie z. B. „Gesellschaft der Menschenrechte") auf Änderung, wohl gar gewaltsamen Umsturz der Staatsverfassung hinarbeitete. Diesen verschiedenen Parteien gegenüber hielt es der König für die einzige Staatsklugheit, sich in der „rechten Mitte" zu halten, zwischen durch zu balancieren. Das „juste milieu" war das eigentliche Regierungsprogramm. Da die Parteien aber durch Schärfung ihrer Grundsätze, größere oder geringere Energie, sich verschieben, so mußte des Königs

Politik notwendig in stetes Schweben und Schwanken geraten und der Vorwurf der Zweideutigkeit war nur allzu begründet. Nicht minder der der Schwäche. Stets Rücksicht nehmend auf die Stimmung der großen Menge, blieb ein Aufruhr in Paris, bei dem das erzbischöfliche Palais gestürmt und demoliert ward, ungestraft — dafür mußte man nachmals Arbeiteraufstände in Lyon und Paris mit blutiger Gewalt niederwerfen. Die Gunst der Bourgeois in sicherem Besitz zu behalten, hob Louis Philipp die Erblichkeit der den Bourgeois verhaßten Pairs (Mitglieder der ersten Kammer) auf und ernannte je nachdem er's brauchte, neue Pairs. Dadurch verlor seine Monarchie an Stabilität, wie an politischer Einsicht, die ganze Institution so an Ansehen und Wert, daß 30 alte Pairs ihre Würde niederlegten. Eine konstitutionelle Monarchie aber ohne Aristokratie auf die Dauer zu halten, ist ein ebenso unlösbares Problem, wie die Direktion eines Luftballons. In dem Maße, als das aristokratische, die Stetigkeit erhaltende Element geschwächt wurde, ward das demokratische gestärkt, namentlich durch Herabsetzung des Census (des Steuerbetrags, dessen Entrichtung zu politischen Wahlen berechtigt.) Man vermehrte damit nur den Mißmut derer, die durch jene Herabsetzung doch noch nicht in Besitz des Wahlrechts kamen, weil ihr Steuerbetrag noch geringer oder gar keiner war. Man verlangte allgemeinstes Wahlrecht.

Unter den verschiedenen Ministern, mit denen Louis Philipp sich umgab, war der thatkräftigste Casimir Perier, ein ehemaliger Banquier, der aber eigenwillig dem König nur eine nominelle, nicht eine wirkliche Regierung lassen, die wirkliche selbst führen wollte. Le roi règne, il ne gouverne pas, der König ist König, aber er regiert nicht, — dieser Grundsatz einer gewissen Art von konstitutioneller Monarchie, die den König zu einer purpurbekleideten gekrönten Puppe macht, ward konsequent von ihm durchgeführt.

Perier erkannte die Gefährlichkeit der stets sich mehrenden republikanischen Vereine für das Königtum und wollte es wohl gerne befestigen. Aber dieser „Julithron", aufgerichtet durch die Julirevolution von 1830, war zu sehr durch die Revolution gegründet, als daß er jene republikanischen Vereine hätte unterdrücken oder nur ihre Ausbreitung hätte hindern können. Die Opposition ward immer schärfer, namentlich als des Königs Civilliste einmal (auf zwölf Millionen) erhöht wurde. Man verglich das mit dem Gehalt des Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten, der nur den 148sten Teil dieser Summe betrug, nannte es unnütze Verschwendung und überflutete das Land mit Pasquillen (Spottgedichten) und satyrischen Karikaturen auf den König und seine Familienglieder, wie die Minister, welche, ein Zeichen äußerster Gehässigkeit, die Nichtachtung des Volkes gegen die Regierung noch steigerten. Der ganze konstitutionelle Apparat kostete überdies ungeheures Geld; die Staatsausgaben und Schulden wuchsen, es kam auch einmal Mißwachs und Geschäftsstockung, zuletzt auch in Paris die Cholera, die einen panischen Schrecken erregte, in welchem auch und zwar in erster Linie die sämtlichen Deputierten, diese Volksfreunde par excellence, die Flucht ergriffen. Perier und der Kronprinz, Herzog von Orleans, zeigten sich mannhaft und edel, besuchten persönlich die Spitäler. Perier ward selbst von der Krankheit ergriffen und starb, viel betrauert. Sein edles Verhalten aber hatte wenig versöhnt. Es folgte bald ein Barrikadenaufstand, der nur mit viel Blutvergießen gedämpft werden konnte. Diesmal zeigte man in der Bestrafung der Schuldigen eine ungewöhnliche Energie und begann — Paris zu befestigen, gegen seine eigene Bevölkerung; die Festungswerke hielten 1870 die Deutschen auf und nötigten sie zu längerer Belagerung.

Nach Periers Tod versuchte der neue Minister Guizot, ein ernst christlicher Mann, eine geistliche und sittliche Hebung des französischen Volkslebens; er wollte dazu deutsches Schulwesen

einführen. Aber als Proteſtant war er verhaßt und überdies durch ſeinen jetzt berühmt werdenden Kollegen Thiers gelähmt. Die Maßregel der beiden, die geheimen Vereine damit zu ſchwächen, daß man alle Zuſammenkünfte von über 20 Perſonen verbot, ward damit umgangen, daß man ſich zu 19 verſammelte. Der Anhang der „Geſellſchaft der Menſchenrechte“ wuchs von Tag zu Tag, namentlich unter den Arbeitern. Blutige Aufſtände mehrten ſich und wurden immer hartnäckiger, und als man nach Niederwerfung eines ſolchen in Lyon nach mehrtägigem ſchrecklichem Straßenkampf den Vorſchlag machte, das ganze Volk zu entwaffnen, explodierte der geſteigerte Haß in einem furchtbaren Attentat gegen die Perſon des Königs. Als dieſer am Gedächtnistage der Julirevolution mit einem glänzenden Gefolge zur Heerſchau ſich auf das Boulevard du temple begab, ward er durch eine, eine Bittſchrift überreichende Perſon aufgehalten. In demſelben Augenblick explodierte eine Höllenmaſchine; 60 Perſonen fanden den Tod. Der König blieb unverſehrt und zeigte große Geiſtesgegenwart, indem er die Heerſchau ruhig fortſetzte. Der bei der Höllenmaſchine ergriffene korſiſche Soldat Fieſchi ward mit zwei Mitſchuldigen hingerichtet. Eine ganze Reihe von Mordanfällen folgte dieſem erſten, von Handlungsdienern, Arbeitern, einem Forſtbeamten, einem Stahlwaarenfabrikanten. Unter den 6 Anfällen war ein zweiter mit einer Höllenmaſchine, bei der Kammereröffnung gegen den König und ſämmtliche Miniſter gerichtet. Der Schutz der Vorſehung vereitelte ſämtliche Attentate. Traurig! Ihre häufige Wiederkehr ſchwächte die Empfindung des Schreckens, den man anfangs hatte. Man ſcherzte. Wenn bei einem Treibjagen ein Haſe glücklich und ungetroffen durch die Schützenlinie kam, rief man ihm wohl nach: Louis Philipp! Der König zeigte ſich bei den meiſten Attentaten großmütig. Auch das ward ihm übel ausgelegt. Man behauptete: die Attentate geſchähen auf ſeine Beſtellung; die Attentäter

ſchöſſen abſichtlich in die Luft; der König wolle nur einen Anlaß haben, durch großmütige Begnadigung ſich populär zu machen! Auch der ſiegreich gegen Algier geführte und mit der Eroberung von Conſtantine, nachmals der Gefangennehmung des Häuptlings Abdel Kadr ruhmvoll beendigte Krieg verſöhnte die Feinde Louis Philipps nicht mit ihm. Die zurückkehrenden Feldherren, darunter Söhne des Königs, wurden kühl empfangen. Die Gegner wurden immer mehr und immer entſchiedener. Zu der „Geſellſchaft der Menſchenrechte" kam eine neue: „die Jahreszeiten", an ihrer Sitze die fanatiſchen Sozialiſten Barbès und Blanqui, unter deren Anführung ein Angriff auf den Juſtizpalaſt gemacht wurde, der mißlang, worauf man die Hauptſchuldigen zum Tode verurteilte aber dann begnadigte, worauf hin denn Blanqui lebenslänglicher Verſchwörer blieb und noch in neueſter Zeit eine Rolle ſpielte. Zu ihm geſellte ſich nachmals Ledru Rollin, der einen wahrhaft fanatiſchen Radikalismus im Volke zu verbreiten wußte. Die zwei Verſuche, die während der Regierung Louis Philipps von dem Prinzen Napoleon gemacht wurden, der eine von Straßburg, der andere von Boulogne aus, die Begeiſterung für das Napoleoniſche Kaiſerreich zu erwecken und nach dem Sturz des Julithrones Kaiſer zu werden, machten an ſich einen lächerlichen Eindruck, aber Louis Philipp that in Verblendung nicht wenig dazu, die alte Begeiſterung für die Herrlichkeit der Napoleoniſchen Zeit zu erwecken, damit, daß er die Aſche Napoleons aus St. Helena holen und in Paris im Invalidendom beiſetzen ließ. Bei dieſer Feier hörte man eine vieltauſendſtimmiges vive l'empereur! kein einziges vive le roi! Ein furchtbarer Schlag traf den König durch den Tod ſeines älteſten Sohnes, des Thronerben, Herzog von Orleans, der aus dem Wagen ſprang, mit dem die Pferde durchgegangen waren und ſich die Hirnſchale auf dem Straßenpflaſter zerſchmetterte. Gerade dieſer Herzog von Orleans war um ſeines ritterlichen Weſens willen der beliebteſte der königlichen Prinzen

und man rechnete auf dieſes Beliebtſein den Beſtand der Dynaſtie. Aber was ſind menſchliche Berechnungen? Einen großen Fehler beging man, als man dem einjährigen Sohne des Herzogs, dem Grafen von Paris, als künftigem Thronerben nicht ſeine allbeliebte Mutter Helene (eine Mecklenburgiſche Prinzeſſin), ſondern ſeinen wenig beliebten Oheim, Herzog von Nemours, zum Vormund gab. Die Oppoſition ſtand ſchon nahe daran, in offenem Aufruhr im ganzen Lande loszubrechen; es fehlte nur noch an einem handgreiflichen Anlaß. Der kam bald.

Im Jahre 1846 und 47 mißriet die Ernte. So hoch das Budget auch geſtiegen war (1½ Milliarden), mußte man doch neue Opfer bringen und 500,000 Ctr. Getreide im Auslande kaufen, den Hunger der Armen zu ſtillen. Dabei geſchahen abſcheuliche Unterſchleife und Betrügereien der Unterhändler, es kam eine ſchmähliche Beſtechlichkeit der Beamten an den Tag. Auch in großen Volksverſammlungen wurde das beſprochen. Man verbot dieſe Verſammlungen; aber man umging das Verbot, indem man die ſogenannten „Bankette“ veranſtattete, angeblich bloß geſellige Zuſammenkünfte, bei denen aber doch nur Politik verhandelt wurde. Oft kamen da bis zu 10,000 Menſchen zuſammen. Auch dieſe Bankette, „Reformbankette“, wurden verboten. Die Antwort auf das Verbot war die Veranlaſſung eines Rieſen-Banketts, wie noch keins geweſen. 10,000 Nationalgardiſten, Polytechniker, Studenten, erboten ſich, dies Bankett zu ſchützen, wenn die Regierung es wagen würde, durch Militär die Teilnehmer auseinander zu treiben. Das Bankett kam nun aus verſchiedenen Gründen nicht zuſtande, aber große Volkshaufen zogen durch die Straßen mit dem Ruf: Nieder mit Guizot! Der König macht eine Konzeſſion, er entläßt Guizot. Großer Jubel! Illumination der Stadt, aber — zufrieden iſt man nicht; Konzeſſionen aus Furcht machen nie zufrieden. Der Fürſt, der eine macht, muß immer mehr machen. Es giebt ein Bild, das die Hinrichtung

König Ludwig XVI. darſtellt. Der König liegt gefeſſelt bereits auf dem Block der Guillotine, der Henker hat das Seil gefaßt, das Beil loszulaſſen. Darunter ſteht als Ausſpruch des Königs: „Das iſt die letzte Konzeſſion, meine Herren, die ich Ihnen machen werde.“ „Nieder mit Guizot!“ hatte man heute gerufen. Morgen rief man: „Nieder mit der Dynaſtie Orleans!“ Arbeiterhaufen mit der roten Fahne ziehen umher, werfen dem Kriegsminiſter Herbert die Fenſter ein, drohen Guizots Wohnung zu demolieren. Man ſendet zum Schutz eine Abteilung Soldaten. Ein Arbeiter ſchießt auf dieſe. Die Truppen geben eine Salve; der Volkshaufen ſtiebt auseinander. Ein einziger Toter lag auf dem Platze. Aber mit wildem Geſchrei: „Man mordet das Volk!“ ſchleppt man ihn durch die Straßen. „Zu den Waffen!“ ſchallt es durch das Geheul der Sturmglocken. Wie mit einem Zauberſchlag erheben ſich, offenbar nach längſt vorbereitetem Plan, volle 1000 Barrikaden in den Straßen. Trotz ihnen dringt Marſchall Bergeaud mit 25,000 Mann regulärer Truppen ſiegreich vorwärts. Da überkommt dem König eine neue Schwachheit. Er ruft die Soldaten in die Kaſernen zurück. Zornig zerbrechen Offiziere und Soldaten ihre Waffen. Miniſter Thiers will das Volk mit gütigen Worten beruhigen. Es mißglückt. Nicht beſſer geht's dem Könige, der perſönlich erſcheint und niedergeſchlagen in die Tuilerien zurückkehrt. Dahin folgt ihm der Journaliſt Emil v. Girardin. „Der König ſoll die Dynaſtie retten durch perſönliche Abdankung.“ Die Königin und Marſchall Bergeaud widerraten. Der König ſchwankt, ergreift endlich zitternd die Feder und unterſchreibt die Abdankung zu Gunſten ſeines Enkels. Wieder eine vergebliche Konzeſſion in trauriger Verblendung. Die letzten getreuen Anhänger haben den Mut verloren. Der feindliche Volkshaufen aber ſtürmt gegen die Tuilerien. Der König flieht ohne königliche Inſignien: fünfzehn Perſonen in drei unſcheinbaren Wagen auf Umwegen. Der Pöbel zerſtört alles, was

an die königliche Familie erinnert, verbrennt den Thronsessel feierlich am Fuße der Julisäule, wo man ihn einst aufgerichtet. Mut zeigt nur die Herzogin v. Orleans, die nach der Deputiertenkammer eilt, ihrem Sohne die Krone zu sichern. Aber sie kommt kaum zu Wort, noch weniger ist eine Beratung möglich. Arbeiterhaufen dringen bewaffnet herein mit dem Rufe: Nieder mit der Kammer! Mit Mühe entgeht die Herzogin Mißhandlungen, vielleicht dem Tode. Die Republik wird ausgerufen. Der König, verfolgt, erreicht mit Mühe die Strandküste Frankreichs, und will auf einem elenden Fischerkahn sich nach England übersetzen lassen. Der englische Vize-Konsul in Havre stellt ihm ein englisches Schiff zur Verfügung, das ihn verkleidet hinüber bringt unter dem Namen Smith (Schmidt), die Königin unter dem Namen Lebrun (Braun). Sie lassen sich in Claremont nieder, wo der König 2 Jahre später als 70jähriger Greis gebrochenen Herzens stirbt.

Die Revolution hatte in Paris gesiegt. Aber das übrige Land mit seinen vielen großen Städten und volkreichen Provinzen? Ein deutsches Handwerksburschenlied hat einen Vers, der fängt an: „Zu Frankreich in Paris." Es ist kein geographischer Schnitzer oder Unsinn. Man sagt wohl: Paris liegt in Frankreich; kann aber auch sagen: Frankreich liegt in Paris; es hat in Paris seinen Schwerpunkt, sein Schicksal wird da entschieden; wenn die Pariser die Regierung gestürzt haben, ist sie fürs ganze Land gestürzt, die Regierung, die die Pariser einsetzen, gilt fürs ganze Land. Das ist die Tyrannei dieser großen Städte, die noch viel schlimmer werden muß in dem Maße, als sich da die wilden revolutionären Mächte in den großen Volksmassen anhäufen, mit deren roher Gewalt die Revolutionen durchgeführt werden.

Leider waren auch Zeiten, wo man sagen konnte: Deutschland liegt in Paris, auch sein Schicksal ward von dort, wenn nicht entschieden, doch beeinflußt, es erhielt von dort unwidersteh-

liche Anstöße nach gewissen Richtungen hin; so im Jahre 1848. Im Februar hatte die Revolution in Paris stattgefunden. Wie ein Blitz schlug die Nachricht davon ins deutsche Volk, im Anfang März war die Revolution bei uns im vollen Gang. Ja wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es alle Glieder des europäischen Staatenkörpers,

Es war ein Zeichen größter Kurzsichtigkeit, ja Verblendung des bis dahin die deutschen Staaten beherrschenden bureaukratischen Regimentes, daß sehr viele seiner Vertreter und Inhaber im Anfang noch dem Wahn sich hingaben, wie wir schon früher andeuteten, es werde den Regierungen wohl gelingen, der Bewegung Meister zu werden, und nachdem der erste Spektakel vorüber, die alten Einrichtungen, Rechtsbestände, Regierungsweise zu erhalten, resp. weiter zu führen. Man hörte wohl höhnische Bemerkungen, man kannte nicht die Gewalt solcher Strömungen, die alles mit fortreißen; kannte auch nicht die faktischen Zustände, die allerdings vielfach morsch und faul geworden, wußte nicht, wie weit die Loyalität im Volk geschwunden, seit man mit der planmäßigen sog. Aufklärung ihm die Frömmigkeit geraubt. Als die Bewegung überhand genommen, zeigte sich recht die Schwäche des alten bureaukratischen Regiments. Verwaltungsbeamte, die die Bauern in der Weise jenes Amtmanns nur als Esel und Flegel zu traktieren pflegten, sah man in dunstigen Kneipen, die „deutschen Männer" um ein bescheidenes Plätzchen an ihrem Tische bittend. Seminardirektoren, die ihre Seminaristen wie Rekruten behandelt, redeten sie wie Studenten an als „hochzuverehrende Herren". Man konnte damals nicht bloß Sachen und Zustände, sondern auch Personen einteilen in vormärzliche und nachmärzliche; eine und dieselbe Person war nach den Märztagen (der Revolution) eine wesentlich andere, als vorher, eine klägliche Charakterlosigkeit, die aber mit der ganzen liberal-rationalistischen Bildung und Weltanschauung eng zusammenhing. Was man eigentlich von

derſelben erſtrebte, war gar Verſchiedenartiges. Gar mancher kannegießernde Philiſter, wenigſtens des mittleren Deutſchlands, wußte anfänglich wohl kaum etwas anderes zu ſagen, als: „Es muß anders werden!“ „Aber wie?“ „Ei, anders!“ Es deutete ſolche Redeweiſe im allgemeinen auf ein Gefühl tiefgehender Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden. Im niederen Volk, namentlich auf dem Lande, trat man ſehr bald mit beſtimmten Forderungen auf; ſie betrafen im allgemeinen: Erleichterung von gewiſſen Laſten, Gewährung gewiſſer Vortheile, Ablöſung von Zehnten, wo ſolche noch waren, die denn nun auch unter günſtigeren Bedingungen für die Pflichtigen erlangt wurden, als früher, wo man die Berechtigten noch anſtändiger entſchädigte; Waldnutzungen von Streulaub und Lesholz, auch wohl Entfernung mißliebiger Pfarrer, nachmals auch das Wahlrecht bei Neubeſetzungen. Deputationen über Deputationen gingen nach den Regierungsorten, und viel ward erlangt, oft brachte man den Fordernden, ehe ſie ihre Forderungen ausgeſprochen, die Dinge ſo zu ſagen auf dem Präſentierteller entgegen, man hatte allen Mut und meiſt auch den Kopf verloren. Im Genuß erwuchs die Begierde; bei Pfarrvakanzen forderte man nicht ſelten die Pfarräcker für die Bauern, da ſie ja doch der „Gemeinde“ gehörten. Kommuniſtiſche Gelüſte kamen zum Erſchrecken häufig zum Vorſchein, über die man damals in trauriger Verblendung lachte. Wie oft hörten wir, wenn wir zu irgend einer der zahlloſen Volksverſammlungen wanderten, in den Dörfern die Äußerung: „Heut wird Alles verteilt“. Vielfältig brach ein roher wilder Zerſtörungstrieb hervor. „Es muß Alles verrungeniert (ruiniert) werden!“ lautete die Loſung.

In mittleren und oberen Bildungsſchichten hatte man meiſt ſchon lange vor Ausbruch der Bewegung die Freiheitsforderungen formuliert. Endlos hatte man ja ſeit Jahren in den Zeitungen darüber verhandelt, auch bereits 12 Tage vor Ausbruch der Re-

volution auf einer großen Volksverſammlung in Offenburg unter Leitung des Advokaten Hecker und des deutſchpreußiſchen Braun in Mannheim als „Forderungen des deutſchen Volkes“ in 13 Artikeln formuliert. Preßfreiheit, Öffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, Geſchworenengericht, Volksbewaffnung, Religionsfreiheit, Unterrichtsfreiheit, freies Verſammlungsrecht, Aufhebung der Privilegien (mit Ausnahme derer, die man etwa ſelbſt hatte, wie das der Apotheker), Jagdrecht für die Gemeinden, — das waren die Dinge, die von Deputationen mündlich, von Vereinen, Verſammlungen in ſchriftlicher Eingabe, gedruckten Flugblättern, meiſt nicht mehr erbeten, ſondern kategoriſch gefordert wurden. Auch bezüglich der Staats- und Kirchenverfaſſung hatte man ſeine Forderungen, die weſentlich auf Demokratiſierung beider hinausliefen. Bald bildeten ſich beſtimmte Parteien mit gemäßigtem oder radikalen Charakter. Die Gemäßigten nannten ſich meiſt „vaterländiſche“, die Radikalen „demokratiſche oder republikaniſche“ Vereine. Andere Bezeichnungen waren: Wühler und Heuler, Heizer und Bremſer. Es gab ſtehende Deviſen, die man auf die Fahnen ſchrieb oder auf Plakaten geſchrieben an den Rednerbühnen aufhing, an denen man alsbald den Charakter der betreffenden Verſammlung erkannte. Die demokratiſche Deviſe lautete: „Freiheit, Wohlſtand, Bildung für alle!“ Ihr Fahnenſchmuck zeigte mehr rot als ſchwarz-rot-gelb. Bezüglich der Geſamtverfaſſung Deutſchlands gingen die Wünſche, Anſichten, Beſtrebungen bald weit auseinander. Ein neues Kaiſertum! war das Jugendideal vieler edler Männer, das man jetzt der Verwirklichung nahe ſah; aber derer waren es nicht weniger, denen das ein überwundener Standpunkt war, die die Republik forderten, etwa in föderaliſtiſcher Geſtalt, wie in Nord-Amerika. Wie man ja ſtets das Ausland nachgeäfft, mußte es auch jetzt wieder ſein. Anticipando brachten viele Zeitungen ihre deutſchen Nachrichten unter der Aufſchrift: „Vereinigte Staaten von Deutſchland“.

Man hatte eine Nachbildung der nordamerikanischen Union schon in Gedanken fertig. Die Zuversicht der Republikaner oder Demokraten war groß. Schon vorher hatte man es sich als öffentliches Geheimnis in's Ohr gesagt: „Wenn Hecker (der Führer der Demokraten) den Finger aufhebt, steht ganz Deutschland auf, wie Ein Mann (die Republik zu schaffen), und daß man längst mit Revolutionsmännern Frankreichs sich in Verbindung gesetzt, und von Frankreich her Hilfe erbeten, kam später als unwidersprechliche Thatsache an den Tag.

Vorerst waren noch alle Parteien — die eigentlich reaktionären, völlig entmutigten, vielleicht ausgenommen, — darauf aus, die Massen für ihre Bestrebungen zu gewinnen, also vor allem auch neben den erwähnten materiellen Dingen (Zehntablösung, Streulaub ꝛc.) auch die geistigen Freiheiten zum Gegenstand ihres Verlangens zu machen. Davon hatten unsere guten Landleute kaum eine Vorstellung. Zu Gr. B. bei Gießen z. B. kam eines Tages die ganze Dorfbevölkerung in den Pfarrhof; der Pfarrer sollte ihnen eine Eingabe an die Regierung machen, in der sie ihre Forderungen stellten. Unter diesen war auch die Preßfreiheit. Der alte Pfarrer O. fragte: „Was wollt Ihr denn mit der Preßfreiheit machen?“ „Das kannen Ihnen ganz einerlei sein; sie haben sie in Gießen, so wollen wir sie in Gr.-B. auch haben!“ „Wollt Ihr denn nicht aber gleich auch die Censur haben?“ „Freilich!“ „Also Preßfreiheit und Censur?“ „Ja wohl, Preßfreiheit und Censur!“

Die Volksversammlungen damaliger Zeit in Stadt und Land waren nicht zu zählen. Es ward eine Art Ehrensache für einen einigermaßen ansehnlichen Ort, auch einmal eine Volksversammlung gehabt zu haben. Man veranstaltete sie, ohne noch zu wissen, was eigentlich besprochen und beraten werden sollte. In der schönen reichen Wetterau waren unter den Volksrednern neben den Advokaten, einzelnen politisierenden Ärzten oder irgend welchen Ab-

gesandten aus irgend welcher Ständekammer, die Kandidaten des Predigt-Amtes vom Seminar zu F. die Hauptredner. Die Parteirichtungen erstreckten sich bis in die geistliche Bildungsanstalt. Man hatte fanatisch rote Republikaner unter den Kandidaten. Die gemäßigten waren in der Minderzahl, reaktionär von 33 nur ein einziger, der eine hannoversche Fürstenschule durchgemacht und in Halle studiert hatte. Die Professoren duldeten nicht bloß die Beteiligung der Kandidaten an den politischen Vereinen und Volksversammlungen, sondern ermunterten die gemäßigt liberalen geradezu zu solcher Beteiligung, um beschwichtigend zu wirken. Wohl ein paar Dutzend solcher Versammlungen haben wir in wenigen Wochen mitgemacht. In dem Gasthof „Zu den drei Schwertern", wo wir unsern Mittagstisch hatten, kam eines Tages gerade um die Mittagszeit der Bürgermeister und Wirt H—l aus dem nahen Amtstädtchen A—dt. „Sein hier die Kandidaten, die die Volksversammlungen machen?" „Warum denn fragt ihr das, guter Freund?" „Ei, wir möchten gerne in A. auch einmal eine Volksversammlung haben." „Aber warum denn?" „Man hat sie eben überall, in N, war eine, in M., in O., so wollten wir auch einmal eine in A. haben." Was wollt Ihr denn aber da beraten?" „Ei, das müssen Sie ja wissen, Sie haben ja schon so viel Volksversammlungen gehalten." „Wißt Ihr denn gar keinen Gegenstand, den Ihr besprochen haben möchtet?" „Das überlassen wir Ihnen. Sie wissen das schon zu machen." „Was habt Ihr denn für Vorbereitungen getroffen?" „Es ist in allen Dörfern ringsum ausgeschellt, daß am Mittwoch Nachmittag 2 Uhr in A. eine Volksversammlung ist. Dann haben wir eine Tribüne gebaut und nach der Volksversammlung ist ein Mittagsessen."

Da hatten wir nun ganz freie Hand. Gingen wir nicht, so gingen, wenn es kund ward, die Demokraten. So sagten wir denn zu. Am Mittwoch früh kam ein großer Leiterwagen, mit

frischem Birkenreisig bekränzt, vier riesenhafte schwarz-rot-goldene Fahnen an den vier Ecken, die Stangen, so hoch wie Hopfenstangen und so dick wie Mastbäume, mit vier prachtvollen Pferden bespannt und holte uns nach A. ab. Unter Gesang vaterländischer Lieder ging's durch die im Frühlingsschmuck prangende Wetterau zwischen den saftgrünen Weizen- und goldgelben Rapsfeldern. Mit lautem Hurrah und Flintenknallen wurden wir von der Bewohnerschaft empfangen und gleich zu einem Frühstück mit Wetterauer Nationalgetränk, Hohenastheimer, genötigt. Was wir eigentlich reden wollten, wußten wir selbst noch nicht. Aber bis 1 Uhr nachmittags, wo Trommelwirbel das Signal zum Beginnen der Versammlung geben sollte, hatten wir Zeit, uns zu besinnen. Wir machten ein Programm und verteilten die Gegenstände. Freund W. B., jetzt in Berlin, spricht über den von den Dänen bedrängten Bruderstamm in Schleswig-Holstein. Freund M—ch, eigentlich ultramontaner Architekt, mit der Restauration der schönen gothischen Stadtkirche zu F. beschäftigt und ein Bruder eines nachmaligen Barrikadenkämpfers in Frankfurt a. M., spricht über die Begründung einer deutschen Flotte. Meiner Wenigkeit war das Thema zugefallen: Ob Republik, ob Kaisertum? Ich redete so überzeugend, daß ein Kaiser gewählt werden müsse, unter dem die kleinen Fürsten stehen müßten, ohne ihren ererbten Thron zu verlieren, also namentlich auch unser Großherzog Ludwig III., der so gut gewesen und alle Forderungen des Volkes augenblicklich bewilligt habe, daß, als schließlich abgestimmt wurde, man einstimmig beschloß, der Großherzog solle bleiben, aber sich einen Kaiser über sich gefallen lassen. So hatten wir dem Großherzog den Thron gerettet; auch für die deutsche Flotte, wie die Schleswig-Holsteiner erhielten wir bare 50 Fl. Vierzehn Tage später erschien der Doktor H. aus S. in A., hielt auch eine Volksversammlung und machte alles wieder zu nichte. Man beschloß — die Republik. So leicht ließ sich das Volk umstimmen. In

der Regel folgte es dem kräftigſten Rufer im Streit; aber Leithämmel hatte es immer nöthig, denen es nachſprang oder nachſtimmte. Dem Mutigen gehörte auch hier die Welt. Wenige Tage nach der A . . . er Volksverſammlung war eine im Kreisſtädtchen N. Da erſchien auch erwähnter Dr. S., auch der „Urindoktor" genannt, eine gedrungene Geſtalt mit ſtarkgerötetem Geſicht und gewaltiger Stentorſtimme. Er donnerte gegen die Fürſten und ſchloß ſeine Rede mit einer Frage, der ein tauſendſtimmiges Ja! als Antwort und effektvollſter Schluß wohl ganz gewiß ſchien. „Ich frage euch, hat man euch nicht den letzten Heller aus der Taſche, ja den letzten Blutstropfen aus den Adern gepreßt!?" — Des donnernden Beifalls gewiß ſchaut er ſiegesfreudig über die Menge hin. Aber es wagt's Einer, dazu noch ein — Großherzoglicher Steuereinnehmer, — und ruft mit kräftiger Stimme: Nein! und ſiehe, ein tauſendſtimmiges Nein! erfolgte. Der Doktor, kreidebleich und in höchſter Verwirrung, geht ab wie ein begoſſener Pudel.

Solche Verſammlungen verliefen wohl noch anſtändig und in einem gewiſſen Frieden. Nachmals kam es oft zu ſtürmiſchen Auftritten. Verhältnismäßig anſtändig war es noch, wenn man einen mißliebigen Redner nur von der Tribüne herunterſchrie. „Herrabber!" lautete der Zuruf in der Wetterau. Bisweilen kam es auch zu Prügeleien, wie auf der Seewieſe bei F., wo der Studioſus F., der nachmalige Litterat, eine cyniſche Rede über die Fürſten hielt und den Titel des Kurfürſten von Heſſen in ſchimpflichſter Weiſe mit Veränderung des erſten Buchſtabens veränderte, worauf die anweſenden Nauheimer, die ihren Fürſten ſich nicht mochten verunglimpfen laſſen, ein lautes Pfui! riefen, wofür die anweſende Br. Bürgerwehr mit ihren Waffen — bis dahin bloß Eichſtöcke — über ſie herfielen. Schmählich war es, wenn man die Volksverſammlungen in den Kirchen abhielt, wo die lümmelhafteſten Redner vom Altar aus, an dem ſie ſich rekelnd anlehnten, ihre frechen Reden hielten, wo

man in der Kirche Cigarren rauchte, deren Stummel nachher auf dem Altar herumlagen. Greuel der Verwüſtung an heiliger Stätte! Eine der wüſteſten Volksverſammlungen bei der der bekannte Affenvogt das große Wort führte, fand in der Stadtkirche zu G. ſtatt. Die Kirchenregierungen hatten Mut und Kopf ebenſo völlig verloren wie die Staatsregierungen.

Unter den kleinen dieſer letztern wagte, mit Ausnahme des Kurfürſten von Heſſen, auch nicht ein einziger einen Widerſtand. Das ganze konſtitutionelle Syſtem brach zuſammen wie ein Zaun von dürren Reiſern, durch den eine Herde gewiſſer Tiere in einen Garten einbricht. In den erſten Tagen des März hatten die meiſten deutſchen Fürſten ihre alten Miniſterien entlaſſen und neue gebildet aus der ſeitherigen Oppoſition, ſogenannte Märzminiſterien, die ſich dann Hals über Kopf beeilten, alles zu gewähren, was in den 13 Forderungen des deutſchen Volkes enthalten war, was man „März-Errungenſchaften“ nannte. Vielfach wurden nun auch die alten Opfer der Demagogenhetze hervorgezogen und in einflußreiche Ämter geſetzt. Man mochte es manchem gönnen, der ſeine jugendliche Schwärmerei, bitter vielleicht mit langem Gefängnis hatte büßen müſſen; aber ſeltſam war es doch, daß es wohl gar als eine Empfehlung galt, einmal geſeſſen zu haben, ja, daß man wohl gar Anſpruch darauf gründete und daß weiterhin die Märzrevolution als ein Termin galt, mit dem für alles mögliche Amneſtie und eine Art restitutio in integrum eingetreten ſei. In Heſſen war ein Pfarrer abgeſetzt worden, weil er ſein Pfarramt im Stich gelaſſen, der als Billeteur einer Schauſpielerbande nach Paris gegangen und dort mit dieſer, da ſie bankerott gemacht, in den Schuldturm geſetzt worden war. Er forderte unter dem Märzminiſterium ſeine Wiedereinſetzung. Ein Kandidat der Theologie war im Examen durchgefallen, unter dem Märzminiſterium erwartete er, daß man jene Urteile der Examinatoren als aufgehoben und ihn für beſtanden erkläre.

Was das Märzminiſterium noch nicht gegeben, weil es ſich ſo ſchnell nicht einrichten ließ, das nahm man ſich einſtweilen. So das Inſtitut der Volksbewaffnung, die Bürgerwehr. Ganz Deutſchland war mit einem Mal in ein großes Heerlager verwandelt. Alt und Jung exerzierte, die ſonſtige Arbeitszeit wurde darauf verwendet. Man bildete Infanterie-Regimenter, Schützenbataillone, Artillerie. Kavallerie ließ man vorerſt beiſeite; wählte Offiziere, alte Penſionäre bildeten die Kommandeure, den Stab. Die Uniformierung bot eine große Muſterkarte. Vorwiegend war der neu eingeführte preußiſche Waffenrock in den Städten, wo man Geld zu ſolchem Luxus hatte. Sonſt begnügte man ſich mit der blauen oder grünen Blouſe (Kittel) und der Blechkappe (Mütze von Wachstuch) nach öſterreichiſchem Schnitt mit der ſchwarz-rot-gelben Kokarde. Als Bewaffnung dienten alte Infanterie- oder Jagdgewehre mit dem alten Feuerſchloß, mit denen man denn auch zur Zeit und Unzeit die Jagd verwüſtete. Kaum konnte man ohne Gefahr durch die Felder gehen; Haſen ſchoß man mitten im Hochſommer, Rehgaiſen in der Zeit der Tracht. Wer keine Flinte auftreiben konnte, exerzierte mit dem Stock, ſchnallte ſich einen alten Säbel oder Hirſchfänger um, oder nahm einen alten Spieß. Hie und da gab's auch Abteilungen Senſenmänner, die geradegeſtreckte Senſen an kräftigen Stangen trugen, wie es meiſt in der polniſchen Inſurrektion geſchehen: „Wir hatten keine kriegsgerechte Waffen, die Senſe nur ſchwang jeder Ackersmann." So exerzierte man, bezog die Wache, patrouillierte, ſtand Schildwache, hielt Parade. Der innere Sicherheitsdienſt war Aufgabe der Bürgerwehren. Seltſame Erſcheinungen ſah man da; z. B. den alten Profeſſor der Theologie Dr. C. in Gießen im ſchwarzen Frack in Stahlfederform, mit den hechtgrauen Hoſen, eng wie Handſchuhfinger, handbreit über den Knöcheln endend an einem gewaltigen Fuß, einen Cylinder auf dem Kopf und eine Hellebarde in der Hand, auf Wache ziehend. In unſerer Seminarſtadt waren na-

türlich alle Kandidaten in die Bürgerwehr eingetreten. Die erste Thätigkeit ihres Dienstes für die innere Sicherheit war die, daß sie ausrückten, um — ein Judenhaus in der „Breiten Straße" zu schützen. Denn auch jetzt war, wie so oft, die erste Bethätigung der ver- und erlangten Freiheit und Gleichheit, daß man über die Juden herfiel, wahrhaftig nicht aus religiösem Fanatismus, davon waren jene Leute ganz frei; es war der unerträgliche Wucher, der den Zorn erweckt hatte. Die Bürgerwehr, von einem ehemaligen Lieutenant, nunmehr Bergrentmeister, geführt, verfuhr sehr schonend, da sie nicht das Blut ihrer Mitbürger vergießen wollte und so war, ehe man sich es versah, das Judenhaus demoliert.

Die sämmtlichen neuen Ministerien gehörten der politischen Richtung an, die man damals schon die altliberale nannte, ein Name, der schon andeutet, daß ein anderer Liberalismus weit über sie hinausgegangen war, und es hatten die altliberalen Ministerien bald ihre liebe Not, Meister der Bewegung zu bleiben, um die Republiken nicht aufkommen zu lassen. Sie mußten ihren Halt an einem Großstaat suchen und als solcher bot sich damals nur Preußen dar. Die Republikaner suchten immer mehr Beziehungen zur Schweiz und Frankreich, von wo man ihnen Zuzug von Freischaren versprach, sobald die Republik in Deutschland ausgerufen würde. In der Schweiz selbst hatte man am 1. März die preußische Regierung von Neuenburg gestürzt, da das Fürstentum unter der Hoheit des Königs von Preußen stand. Dem preußischen Gesandten von Sydow, der bei der Tagsatzung Beschwerde führte, ward von derselben die Erklärung, daß sie das freie Konstitutionsrecht des Kantons nicht hindern könne. Man machte dabei gewaltigen Lärm gegen Preußen; jeder liberale Schweizer war in seinen eigenen Augen ein Tell oder ein Winkelried. Es war ein wohlfeiles Heldentum, denn Preußen konnte nicht einschreiten, ohne durch französisches Gebiet zu marschieren und einen

Krieg mit Frankreich war das Fürſtentum nicht wert. In beſtändigem Verkehr mit der Schweiz und Frankreich wurden nun die Republikaner zunächſt in Baden organiſiert. Argliſtiger Weiſe verbreitete man dort zunächſt ein erſchreckendes Gerücht von einem drohenden Einfall der Franzoſen, um einen Vorwand zu haben, die Volksbewaffnung zu beſchleunigen und Material für den nachher wirklich ausgeführten Freiſcharenzug zu beſchaffen. In Baden hatte man das Miniſterium gar nicht zu ändern gebraucht, da es unter dem Großherzog Leopold ſchon gewohnt war, alle liberalen Forderungen zu gewähren. Jetzt ließ man jenes republikaniſche Treiben im Badiſchen Oberland ruhig gewähren. Nachmals mußte man, der Großherzog voran, bittre Früchte von dieſer Schwachheit ernten. In Württemberg, wo ein liberales Miniſterium unter Römer gebildet worden war, ward ein Verſuch von 800 Republikanern, in einem künſtlich angezettelten Tumult die Republik auszurufen, durch 60 kräftige Weingärtner vereitelt, welche mit Stöcken die 800 Republikaner auseinanderjagten. In Darmſtadt war der altliberale Heinrich v. Gagern, bei allen Liberalen hochangeſehen als Oppoſitionsmitglied der Zweiten Kammer, Miniſter geworden und hatte am 6. März alle liberale Forderungen gewährt. Der alte Großherzog Ludwig II. legte die Regierung nieder zu gunſten ſeines Sohnes Ludwig III., der zunächſt ſich nur Mitregent nannte.

Der neue Miniſter v. Gagern, gewöhnlich „der edle Gagern" genannt, ward mit lautem Jubel aufgenommen. Gagern for ever! war der Leitartikel einer einflußreichen Zeitung überſchrieben, der die Verdienſte dieſes Mannes um die Freiheit rühmte. Wenige Wochen ſpäter, als Gagern Präſident des Parlaments in der Paulskirche geworden, nannte ihn dasſelbe Blatt: „eine Null mit buſchigen Augenbrauen." (Auch Bismarck hatte keine ſonderliche Meinung von dieſem Manne, den man eine Zeitlang für einen wirklichen Staatsmann hielt, der aber nur ein liberaler

Doktrinär von ehrenwerter Gesinnung mit vielem äußerem Pathos war, dem überdies die Einsicht in die tiefern Potenzen, auf denen ein gesundes Volksleben beruht, völlig abging. Während er seine eigenen Kinder seiner katholischen Frau zulieb dem Papsttum überlieferte, gab er der protestantischen Landeskirche, der er selbst angehörte, die demokratischste Kirchenverfassung, die wohl je ausgesonnen worden ist. Schon gleich beim Beginn der Märzbewegung hatte sich der Liberalismus auch im Gebiet der Kirche und Schule geregt und seine Forderungen geltend gemacht, die in der Kirche wesentlich auf eine synodale und presbyteriale Verfassung, in der Schule auf Lostrennung von der Kirche hinausliefen. In vielen großen und kleinen Versammlungen ward darüber beraten und beschlossen. Unter diesen Versammlungen zeichneten sich zwei Generalversammlungen aus, die in der Residenz gehalten wurden. Die erste, eine kirchliche, war von allen Theilen des Landes beschickt. Man hat sie wohl — eine *συνοδος ληστρικη*, eine „Räubersynode" genannt. Ein kirchlicher Radikalismus, der auch nicht einmal mehr die heilige Schrift als Grundlage der Kirche genannt wissen wollte, suchte hier die Herrschaft an sich zu reißen. Er war vertreten durch einige Kandidaten, unter denen sich ein gewisser Karl Schäfer, ein sehr begabter, und ein gewisser Kattmann, ein ebenso unbegabter Mensch, hervorthaten. Schäfer war Herausgeber eines Blattes „Lucifer", das in der cynischsten Weise die Heiligtümer der Kirche, vor allem aber die wenigen gläubigen Geistlichen verhöhnte. Beide Kandidaten hatten wiederholt in sog. deutschkatholischen und freireligiösen Gemeinden gepredigt, und hatte das Ober-Konsistorium desfallsige Beschwerden vonseiten einzelner Kirchenglieder abgewiesen.

Die radikalen Forderungen, mit denen diese Menschen auftraten, waren auch selbst den alten Rationalisten zu arg. Aber der Rationalismus zeigte sich dem Radikalismus gegenüber, der nur die Konsequenzen von dem zog, was man so ziemlich in allen

Lehr- und Bildungsanſtalten ſeither gelehrt und gelernt, völlig ohnmächtig und machte ſich nur lächerlich, als er in einem der Fortgeſchritteneren, Vermittlung ſuchend, im Philoſophenmantel auftrat. „Der Univerſalwille, vulgär Gott genannt, — doch ich will Sie nicht auf das Gebiet der Spekulation führen, weil Sie mir dahin doch nicht folgen können", — ſo begann auf der „Räuberſynode" zu Darmſtadt ein ſolcher Rationaliſt im Philoſophen-Mantel oder Philoſophen-Frack mit gewaltigen fußlangen Vatermördern, um nachher im Gebiet der praktiſchen Kirchenverfaſſungsfrage ſeinen Vorſchlag zu machen, den niemand, vielleicht er ſelbſt nicht verſtand, der ſtatt des Wortes „Gott" die Bezeichnung „ſittliche Idee" vorſchlug. Der Verſuch, in der allgemeinen Verwirrung auch einmal einem Wort für den Glauben der Kirche Gehör zu verſchaffen, mißlang; der Redner ward niedergeſchrieen.

Trotz der von Minute zu Minute ſich ſteigernden Verwirrung gelang es doch dem Vorſitzenden, einem Rationaliſten von ſcharfem Verſtande, das Eine zu konſtatieren, daß die Landesgeiſtlichkeit, wie die Laienſchaft in ihrer, an Einmütigkeit grenzenden Majorität von einem kirchlichen Bekenntnis nichts mehr wiſſen wolle. Merkwürdiger Weiſe kam es jedoch zu keiner eigentlichen Abſtimmung und man konnte der Regierung, an die man ſich nun wendete, keinen eigentlichen Beſchluß dieſer „Vertretung der Landeskirche" vorlegen. Der Miniſter aber gab nach vielen Bitten eine Verfaſſung, die erwähnte demokratiſche Verfaſſung, die ſchließlich auch von den beſonneneren Rationaliſten abgelehnt wurde und nie zur Ausführung gelangte.

Bald nachher trat eine Lehrerverſammlung, in welcher man vor allem gegen die „kaſernale und kloſterale Erziehung" der jungen Lehrer nicht etwa deklamierte, ſondern wütete. Allen voran ein katholiſcher Lehrer, Paulſackel aus Oppenheim, dem die Zornesader immer wieder und wieder ſchwoll, wenn er von den Pfaffen

ſprach, die nur dazu da ſeien, ihre, der Lehrer „ſchöne harmoniſche Erziehung zu verhunzen", an ihrer „ſchönen Handſchrift auf die Seelen den Schnörkel zu machen" und der deshalb allen Religionsunterricht durch Geiſtliche in der Schule verboten wiſſen wollte.

Den Mann übertraf nachmals noch ein anderer, der in einer beſonderen Schrift ausführte, daß man mit der Forderung der Abſchaffung geiſtlicher Aufſicht über die Schule nur auf halbem Wege geblieben und man weitere Schritte thun und Beaufſichtigung des Pfarrers durch den Lehrer fordern müſſe.

Findet man ſolch Gebahren lächerlich? Nicht weniger lächerlich mag das erſcheinen, was man gleichzeitig mit vollſtem Ernſt in unſerm Predigerſeminare trieb. Es war vonſeiten des Mannes, der ſich's zum Ruhm gerechnet hatte, die Cenſur verteidigt zu haben, und deſſen ſonſt ſehr vortreffliche pädagogiſche Grundſätze und Einſicht Gegenſtand der wütendſten Angriffe jener Lehrerkonferenz geweſen, an die man recht eigentlich bei der „kloſteralen und kaſernalen Erziehung" gedacht, den Predigtamtskandidaten die Aufgabe geſtellt worden, ein künftiges „Reichsunterrichtsgeſetz" zu entwerfen und zu debattieren. Die Aufgabe war gelöſt und im weſentlichen von der Majorität der Schüler, wie der Lehrer der Entwurf des Kandidaten Jakob S—b. — Gott hab ihn ſelig — angenommen worden, deſſen erſter Satz lautete:

§ 1. An der Spitze des Unterrichtsweſens Deutſchlands ſteht die Akademie der Wiſſenſchaften zu Frankfurt a. M.

§ 2. Sie iſt, weil ſie denkt.

§ 3. Zu Mitgliedern werden ernannt die erſten Geiſter der Nation. Vorab: Profeſſor Vogt (der Affenvogt) in Gießen, Robert Blum in Leipzig, Uhlich in Magdeburg, Wislicenus in Halle, Profeſſor Hillebrandt in Gießen ꝛc.

Doch wir hatten es ja mit dem Miniſterium Gagern zu thun, unter dem das alles geſchah. Der edle Gagern trat ſpäter in die kurz dauernde Reichsregierung, war noch eine zeitlang

Führer der sogenannten Gothaer. Beim Beginn des neuen Reichs stand er auf österreichischer Seite, dahin war er, seinem eigenem Programm zuwider, durch — den Ultramontanismus gekommen, durch Bischof Ketteler, der ihm, dem freisinnigen Protestanten, die Kinder gefirmelt! In seinem Vaterlande konnte er nicht einmal mehr eine Stelle als Abgeordneter in den Reichstag erlangen, so viel Mühe man sich auch darum gab.*) Es ist etwas um einen religiösen Halt auch bei Staatsmännern.

Unter dem Ministerium Gagern kamen, woran die Minister selbstverständlich nicht mehr Schuld hatten als der Liberalismus überhaupt, resp. die durch ihn verbreiteten sozialdemokratischen Gelüste, traurige Unordnungen und Aufstände im Hessenlande vor. Nach ähnlichen Vorgängen in Franken und Thüringen erhoben sich auch in Oberhessen, im Vogelsberg, in der Gegend von Lauterbach ländliche und städtische Proletarier und plünderten und demolierten die Schlösser des Freiherrn v. Riedesel, dem doch auch der entschiedenste Feind, wenn er noch ein wenig Wahrheitsliebe besaß, den Ruhm menschenfreundlichster Gesinnung nicht streitig machen konnte. Die Aufrührer verfuhren dabei so boshaft schlau, daß sie geflissentlich nichts verbrannten bis auf die Bettfedern, damit die Familie Riedesel keine Entschädigung aus der Feuerversicherungskasse erhalte. Forschte man tiefer nach den Anstiftern dieser Revolte, so hörte man wohl als die Haupturheber Leute bezeichnen, die nicht zu den Proletariern gehörten, sondern zu einem Stande, der sich als den ersten in unseren Tagen ansieht, Leute, die sich nur ärgerten, daß sie nicht die Herren von Riedesel waren, denen sie aber darum zürnten. Die Herren von Riedesel mit Weib und Kind mußten flüchten, mit nichts, als was sie auf dem Leibe trugen. Unser lieber treuer Freund Thomas, Hofmeister der R.'schen Kinder saß, irre ich nicht, in dünnem Fräckchen ohne auch nur ein Stück Leibwäsche zum

*) Sein Sohn sitzt jetzt im Reichstag im Centrum.

Wechseln, frierend auf dem Kutscherbock. So kamen sie durch unser Seminarstädtchen. — In der allerschnödesten Weise wurden in derselben Zeit die Standesherrschaften an der Bergstraße und im Odenwalde gekränkt und mißhandelt -- von lauter Leuten, die ihnen nur Dank schuldig waren.

Widerlich in besonderem Maße war es überhaupt, daß sehr bald in der revolutionären Bewegung so viel sittlich verkommenes Volk, wie allerlei Gewürm nach dem Platzregen, zum Vorschein kam und eine Rolle spielte, wie nachmals die entlassenen und befreiten Sträflinge bei den Freischaren. Die Wogen der Bewegung wühlten entsetzlich viel Schlamm auf und brachten ihn an's Licht — was denn auch viele freiheitsbegeisterte Leute ernüchterte. Es ist eigentümlich bei solchen Bewegungen und erinnert an das „Geheimnis der Bosheit", daß in solchen bewegten Zeiten die übelsten Persönlichkeiten nicht bloß hervor, sondern auch vielfach empor und zu Ansehen und Einfluß gelangen. An dem Orte S. im Odenwald konnte man jene im Jahre 1848 erfahrenen Unbilden noch nach Jahren nicht ganz vergessen. Immer und immer kam man auf die Schändlichkeiten zurück, wo die Menschen schimpfend, fluchend in das Schloß eingerückt, in dem sie so oft gespeist, getränkt worden waren, Kleidung und sonstige Liebesgaben empfangen hatten, um zum Dank den gröbsten Unfug zu verüben, die Herrschaft zum Verzicht auf wohlerworbene Rechte zu nötigen. Auf die Frage: Wer stand denn an der Spitze dieses Volkshaufens? nannte man eine der allerübelst berüchtigten, allgemein verachteten Persönlichkeiten. „Der Mann wahr wohl früher besser, achtbarer und angesehener?" „Im Gegenteil; schon damals hatte er denselben bösen Ruf, wie jetzt: niemand mochte ihn, aber als es losging, war er obenauf, Führer, Held des Tages." Wenn man den Sumpf aufrührt, steigen die stinkenden Gase als Blasen an die Oberfläche, zerplatzen aber bald. Man wird das bei Agitatoren unter der Menge unzählige Male wahrnehmen. Man

ſollte denken, ſie ſeien perſönlich beliebt, aber — niemand eigentlich mag ſie; gleichwohl werden ſie die Führer, denen andere, auch beſſere, wie im Banne gehalten, folgen.

Auch in dem kleinen Hohenzollern-Hechingen gab's eine Revolution; das Völklein ſtand auf, ließ ſich aber nicht mit einem Miniſterwechſel genügen, ſondern verjagte auch ſeinen Fürſten. Einen eigentümlichen Charakter hatte die Revolution in Baiern. Da möchte man es kaum Revolution nennen, ſondern eine etwas gewaltſame Reaktion des Beſſeren gegen ein ſehr Schlimmes. In Baiern hatte die übel berüchtigte ſpaniſche Tänzerin Lola Montez einen alle brave Menſchen empörenden Einfluß gewonnen. Das frühere Miniſterium hatte ſie geſtürzt und hatte, ſich für die Zukunft ihren Einfluß auf die Beamtenſchaft zu ſichern, aus dem Abſchaum der Studentenſchaft in dem ſogenannten Alemannencorps ſich eine Art Leibgarde gebildet, mit der ſie ſchamloſe nächtliche Orgien feierte; der König Ludwig hatte ſie zur Gräfin Landsfeld gemacht; in ihrem Übermut wähnte ſie ſich ſelbſt von den Geſetzen der Straßenpolizei dispenſiert, hieb einſt einem Schutzmann, der ſie als Reiterin auf die beſtehenden Straßenordnungen aufmerkſam machte, mit der Reitpeitſche über den Kopf. Das Maß aber ward voll, als ſie bei der Beerdigung des alten Prof. Görres, an dem die ganze Univerſität und der Kern der Bürgerſchaft teil nahm, ſich in der frechſten Weiſe benahm, worauf ihr Studenten, unter denen die liederlichen Alemannen doch nur eine kleine Minderheit bildeten, unter Beifügung eines gewiſſen, für liederliche Frauen gebräuchlichen Titels ein Pereat brachten. Von dem ſchwachgewordenen König hatte ſie daraufhin die Schließung der Univerſität erlangt. Da lief das Maß über. Es brach ein Aufſtand aus, in welchem das Hotel des Miniſters zerſtört wurde, der das Grafendiplom für die Lola unterzeichnet hatte; das ganze ſogenannte Miniſterium Fürſt Wallerſtein mußte abdanken, auch das Polizeigebäude ward demoliert und Lola entging kaum den

derben Fäusten Münchener Handwerker. Wenige wohl wissen, was aus dem unglücklichen Weibe geworden; man erfuhr es erst vor etwa 6 Jahren aus einem methodistischen Blatt. In New-York ward damals ein in einem der höchsten Stockwerke eines Miethauses wohnendes armes frommes Weib, das sich mühsam als Wäscherin ernährte, zu einer noch höher in einer Mansarde wohnenden Kranken gerufen. Sie fand ein Jammerbild, ein bleiches abgezehrtes Weib voll bitteren Grams und in tiefster Seele geängstigt. Es war die ehemalige berühmte Schönheit, Lola Montez, Gräfin Landsfeld. Wie sie nach mancherlei weiten Irrfahrten dahin gelangt, wird nicht erzählt. Sie nahm begierig den Trost aus Gottes Wort, den ihr das arme Weib bot, wie auch die leibliche Pflege und starb als bußfertige und begnadigte Sünderin. Damals, bei ihrer Flucht aus München, war es nicht bei der Abdankung der Minister geblieben. Es kursierte damals ein vielleicht apokrypher Brief des Königs Ludwig in seiner bekannten Schreibweise: „Lolas zärtliche Herzensflamme gemeinen Pöbels Andrang geopfert zu haben nicht genug war." ꝛc. Der König Ludwig dankte ab und sein Sohn Maximilian ward König an seiner Statt.

III.

Die Revolution in den Großstaaten.

Das Vorparlament in Frankfurt.

Wir hörten, daß unter den kleinen Staaten, resp. Fürsten, nur der Kurfürst von Hessen „gemeinen Pöbels Andrang" Widerstand geleistet. Aber auch dieser ward schließlich gebrochen, hauptsächlich durch die drohende Haltung der Provinz Hanau. Deputation über Deputation ging von da nach Kassel, unter Führung des Bierbrauers Schärttner, die freiheitlichen Forderungen des „Volkes" dem Kurfürsten zu überbringen. Der Kurfürst war sehr

kurz. „Was ſein?“ ſoll er in ſeiner infinitiven Redeweiſe den Führer und Sprecher der Deputation gefragt haben. „Bierbrauer.“ „Bierbrauer nicht regieren, Kurfürſt regieren.“ Die Hanauer drohten mit Abfall, mit Vereinigung mit Heſſen-Darmſtadt, man redete bereits von Ludwig III. als „König von Heſſen.“ Dazu bewaffnete man ſich. Bei Windecken ſtand ein ganzes Jägerkorps in grünen Kitteln mit Büchſen bewaffnet; eine proviſoriſche Regierung in Hanau ward eingeſetzt. Da bewog eine nochmalige letzte Deputation den Kurfürſten zum Nachgeben. Voll Jubel kehrte ſie heim. In mehreren ſechsſpännigen Chaiſen kamen ſie durch unſer Seminarſtädtchen, als es gerade in die Kirche läutete. Im Hotel T. in der Breiten Straße ward opulent gefrühſtückt. Wie damals alles vom Schwindel ergriffen war, möge ein kleines Vorkommnis beweiſen. — Ein junger Kandidat, einer der beliebteſten Prediger, jetzt in hoher Stellung in Berlin, ging im Kandidaten-Mäntelchen gerade nach der Stadtkirche, zu predigen, als die Hanauer ankamen, und hörte noch im Vorbeigehen von dem Erfolg ihrer Reiſe. Es war dem ſonſt ganz poſitiv gerichteten Kandidaten gar nicht anders möglich, als daß er in ſeiner Predigt ſeinen Zuhörern vor allen Dingen auch „die frohe Botſchaft mittheilte, daß nun auch unſere kurheſſiſchen Brüder das Ziel ihrer Wünſche erlangt“. „In der Kirche hört man jetzt die neueſten politiſchen Nachrichten“, ſagte der gute Profeſſor S. auf dem Heimwege. Unter den mittleren Staaten, den Königreichen, hielt Hannover mit ſeinem energiſchen König Ernſt Auguſt Stand, bis auch Preußen und Oeſterreich im Strudel mit fortgeriſſen wurden. So auch Sachſen, deſſen König Friedrich von Leipzig aus ſehr bedrängt wurde, wo der liberale Profeſſor Biedermann die Bürgerſchaft, Robert Blum das Proletariat aufregte, um es nachher wieder zu beſchwichtigen, um ſich als den Allvermögenden und Unentbehrlichen zu bezeugen. Der König begehrte Hilfe von Preußen, das auch ein Armee-Corps an der Grenze bei Halle

aufstellte, aber nicht in Sachsen einrückte, da es bald selbst, wie auch Oesterreich, wenigstens in seiner Hauptstadt, von den Flammen des Aufruhrs ergriffen ward. König Friedrich von Sachsen mußte nachgeben und nahm den maßvoll liberalen Freihern v. d. Pfordten als Minister an.

Den wildesten und blutigsten Charakter nahm die Revolution in Wien und Berlin an.

In Wien hatte viele Jahre Fürst Metternich die auswärtige Politik mit Glanz geleitet. Man hat ihn wohl den Napoleon des Friedens genannt. Aber auch eines Napoleons Herrschaft hatte ein Ende genommen und war dies Ende, das wir als ein Gottesgericht über seinen Übermut ansehen, nicht ohne Mitwirkung großer politischer Fehler und Verkehrtheiten erfolgt, die auch wieder nur als ein über den klugen Mann verhängtes Gericht der Verblendung wird verstanden werden können. Man mag über Metternich den Stab brechen oder ihn glorifizieren, — beides ist geschehen, — Niemand wird behaupten, daß sein System, sein Verfahren einen höheren sittlichen Charakter gehabt habe. In der äußeren Politik war denn doch bloß eine ordinäre kluge Berechnung, nie ein mannhaftes Eintreten für das Recht um des Rechtes willen das entscheidende gewesen. Und da werden dann, wie in anderen Gebieten, so auch in diesem, die „Weisen bisweilen in ihrer Klugheit erhascht." Metternichs berechnende Klugheit hatte ihn etlichemal zu schwächlicher Nachgiebigkeit gegen Rußland veranlaßt und ihn abgehalten, dem Schweizer Sonderbund Schutz zu gewähren. Damit war der alte Glanz verloren, ja der alte Respekt dahin. Und wie war die innere Politik? Da war wohl herrschender und leitender Grundsatz: Schafft dem Volk ein behagliches Wohlleben, so politisiert und revoltiert es nicht; zumal wenn die Presse unter Censur gehalten wird und eine umsichtige Polizei, zumal die geheime, alles Thun und Treiben der Leute sorgfältig überwacht. Wie die österreichische Bureaukratie vor

anderen ſteif und unbeholfen, die Verwaltung unſäglich umſtändlich, ihr Gang langſam, ſchleppend war, ſo die öſterreichiſche Cenſur geiſtlos gemein; die geheime Polizei mit dem Inſtitut der ſog. „Spitzeln" — der alles nach Weiſe der Spürhunde beſchnüffelnden Poliziſten — war zu einem Grade von Ausbildung gelangt, wie in keinem Lande Europas. Die engliſche mochte ſie wohl übertreffen, doch nur im Gebiet der Kriminalrechtspflege und der Sorge für die öffentliche Sicherheit, im politiſchen Gebiet hatte die öſterreichiſche den unbeſtrittenen Ruhm, die erſte zu ſein. Ein intereſſantes und charakteriſtiſches kleines Vorkommnis ward mir damals erzählt von einem jungen Manne, der ſich als Privatdozent an der Univerſität G. habilitieren wollte. Es lag ſchon in den Jahren unmittelbar vor der Revolution eine gewiſſe Empfehlung darin, ein wenig politiſch anrüchig zu ſein, nicht bei den Regierungen, aber beim Publikum. Ward ein Buch von der Cenſur verboten, ſo ward es gewiß hundertmal ſo viel geleſen, als ſonſt. Manches Buch wäre ganz unbeachtet liegen geblieben, wenn ihm die Cenſur oder eine Verwaltungs- und Juſtizbehörde nicht den Gefallen gethan hätte, es zu verbieten und damit dem Verleger wie dem Verfaſſer die Einnahme zu erhöhen. So mochte auch eine politiſch-anrüchige Perſönlichkeit im akademiſchen Lehrfach wohl nicht ſo bald auf eine ordentliche Profeſſur, wohl aber auf eine ſtarke Frequenz ihrer Vorleſungen rechnen dürfen. Um dieſe zu erlangen hatte ſich erwähnte Perſönlichkeit die Stadt Wien gewählt. Er hoffte — ſo ſeltſam es klingt — es leicht und bald dahin gebracht zu haben, daß er verhaftet oder aus Öſterreich ausgewieſen werde, bez. daß die zahlloſen liberalen Zeitungen über dies ſein Schickſal Lärm ſchlagen und ſein Name bald in aller Leute Mund ſein werde. Er beſuchte zu dem Ende alle nur denkbaren öffentlichen Orte, äußerte ſich allüberall mit möglichſtem Lärm über die übeln öſterreichiſchen Zuſtände und Perſönlichkeiten und war nicht wenig erſtaunt, daß ihn niemand

antaſtete oder gar verhaftete, ja nur einmal zur Rede ſtellte, oder auch nur ſcharf beobachtete. Er hielt bald alles, was man auswärts über die öſterreichiſche Polizeiwirtſchaft geredet, für übertrieben, ja für bösliche Erfindung. Freilich blieb ihm noch eine Hoffnung. Die Zeit ſeiner Abreiſe war gekommen; er mußte ſeinen auf dem Polizeibureau deponierten Paß abholen. Vielleicht würde man ihm den verweigern und ihn ſchließlich doch noch feſtnehmen, da möglicherweiſe doch ſeine überaus freimütigen Äußerungen der Polizei kund geworden ſein könnten. Aber ſiehe da, der Paß wurde ihm ohne Anſtand in der höflichſten Weiſe eingehändigt. Er konnte ungehindert gehen, aber er mochte nicht gehen, ohne dem Polizeibeamten ſeine Verwunderung ausgeſprochen zu haben, daß er es in Öſterreich ſo ganz anders gefunden, als er nach dem draußen gehenden Gerede vermutet, ja ſicher erwartet habe. Es ſei wohl nicht ſo arg mit der Polizei. „Nun", erwiderte der Beamte, „wenn es Ihnen von Intereſſe iſt, einmal einen Einblick in unſer Polizeiſyſtem zu thun, ſo kann ich Ihnen damit dienen." Er holte ein großes Buch, in welchem der Name unſeres auf politiſches Martyrertum begierigen Mannes eingeſchrieben war. Dahinter eine Anzahl von Kolumnen mit beſonderen Überſchriften und ausführlichen Einzeichnungen unter denſelben. „Hier können Sie zum Schluß ihres Aufenthaltes noch einmal ſehen, welche Orte ſie beſucht, welche Reden Sie geführt. Montags vormittags waren Sie in dem und dem Reſtaurant, mittags in dem und dem Gaſthof zur table d'hôte. Nachmittags um ſo viel und ſo viel Uhr in dem und dem Café, abends in dem und dem Theater. Da haben Sie dies, dort haben ſie das geredet." Es fehlte auch kaum ein Wort, alles war aufgezeichnet und unſerm Märtyrer in spe ſchwoll das Herz bei dem Gedanken, daß man ihn doch als eine beobachtungs- und beachtenswerte Perſönlichkeit erkannt habe. „Nun noch eine Kolumne, die letzte, wollten Sie auch von dieſer Einſicht nehmen?" fragte der

Polizeibeamte, „ſie enthält das Schlußreſultat.“ „Ja gewiß“, ſagte unſer Freund. „Alſo letzte Kolumne,“ Schlußreſultat: „Ein ungefährlicher Schwätzer!“ Wie ein begoſſener Pudel ging unſer Märtyrer-Aſpirant davon.

Ja, es war eine gut organiſierte Polizei. Aber ſie reichte doch nicht aus, gute, feſte Zuſtände zu ſchaffen und zu erhalten, wenn man in der Staatsgewalt keine Einſicht hat in die tiefern, ſittlichen Potenzen, auf denen ein geſundes Volksleben beruht, die allemal im religiöſen Glauben ruhen. Dieſe Polizei hatte das Schlimmſte, den Verfall der Sitte, des Familienlebens nicht hindern können, ja ſie vermochte nicht einmal den wachſenden Einfluß frivoler, jüdiſcher Litteraten zu hemmen, zu beſchränken oder zu paralyſieren. Noch weniger natürlich — eine einſichtsvolle Staatsgewalt hätte darin wohl etwas thun können, — den Geiſt in der wichtigſten Inſtitution, in der Kirche zu beleben; das fehlte eben oben und unten. Die Biſchöfe, Profeſſoren, Prieſter, der Klerus waren, wie man ſpöttiſch ſagte, mehr um die Küche als um die Kirche beſorgt. Die wohl bisweilen auftauchende Forderung tüchtigerer, wiſſenſchaftlicher Ausbildung der akademiſchen Lehrer ſoll einmal ein öſterreichiſcher Staatsmann mit der Äußerung zurückgewieſen haben: „Brauchen wir Wiſſenſchaft, ſo laſſen wir ein paar norddeutſche Proteſtanten bekehren; da haben wir ſie mit einem Schlag.“ Ein äußerlich kirchliches Leben war anſcheinend vorhanden, große prachtvolle Frohnleichnams-Prozeſſionen, aber faſt möchte man ſagen, ſie dienten faſt nur zum Schmuck des Vergnügungslebens, waren auch etwas von Amüſement. Ein ernſter Proteſtant mußte ſich ſeltſam berührt fühlen von ſolchen pompöſen kirchlichen Straßenfeierlichkeiten, wo man lorgnettierte, Stelldichein hatte, wo die Scharen aus den Wirtshäuſern heraus zur Prozeſſion ſtrömten, und von dieſer wider in die Wirtshäuſer, wo Scharen von Trunkenen im „Gaſthaus zur heiligen Dreieinigkeit“ lärmten und was dergleichen Unfug mehr

war. Unter äußerlicher Kirchlichkeit die trivialſte Spaßmacherei; — der ſonſt harmloſe Wiener Witz und Scherz, die „Poſſe“, auf dem Theater wich überdies immer mehr franzöſiſcher Frivolität, der Ehebruchskomödie, — ſittlicher Leichtfertigkeit, ja Liederlichkeit. Öſterreichiſche Moralſtatiſtiker von ſittlichem Ernſt behaupteten, wenn das Leben in Wien ſo fortgehe, ſo werde noch vor Ablauf des Jahrhunderts das Inſtitut der Ehe ganz aufgehoben ſein. Die öſterreichiſche Hauptſtadt war weſentlich damals ſchon ſo, wie ſie im Jahre 1866 ein öſterreichiſcher General bezeichnete: ein abfaulender Miſthaufen. Bei ſo traurigen Sittenzuſtänden war Wien, wie Geſamtöſterreich auch leider noch vom übrigen Deutſchland ſo gut wie abgetrennt und germaniſchem Einfluß verſchloſſen. Es iſt eine ſchon in den früheren Zeiten der nationalen Entwickelung ſtark in die Augen fallende Thatſache, daß, während in Norddeutſchland das Deutſchtum die weiten Strecken ehemals ſlawiſchen Volkstums überwunden, germaniſiert und ſo bis weit nach Oſten, bis in die Nähe von Petersburg vorgedrungen iſt, im Süden, wo Öſterreich die Führung gehabt, das Deutſchtum nach Oſten nur ſehr wenig, nämlich nur etwa bis Prag und Olmütz, im Süden nur bis zum obern Lauf der Etſch vorgerückt, in neueſter Zeit aber geradezu im Rückzug begriffen, im Süden beiſpielsweiſe die Grenze gegen das italieniſche Weſen von dem ehemaligen Deutſch-Metz, — jetzt Mezzo tedesco, — bis Botzen, jetzt ſelbſt bis ins Paſſaier Thal (Andreas Hofer) zurückgegangen iſt. So war auch von dem früher noch vorhandenen Einfluß auf Ungarn keine Rede mehr. Auch hier eher das Gegenteil. Die Ungarn und Czechen hatten ſelbſt in Wien an Einfluß gewonnen. „Es giebt nur an Kaiſerſtadt, s' giebt nur an Wien“, ſo ſang man wohl nach wie vor, aber das ſtolze kaiſerliche Bewußtſein war verſchwunden. Der kindiſch gutmütige Wiener wurde, wie ein Kenner Wiener Lebens ſagt, durch ſeine Litteraturjuden für jeden Schmerz intereſſiert, Polen-

ſchmerz, Ungarnſchmerz, Italienerſchmerz, Griechenſchmerz, Judenſchmerz, und merkten nicht, daß der Inhalt dieſer Duſelei und Dudelei ein „Tod den Deutſchen!“ ſei, ein Morte ai Tedeschi! wie die Parole in Mailand lautete, mit der ſie unter Mazzinis Einflüſſen die Revolution begannen und im erſten Sturm die Öſterreicher verjagten. In gleicher Weiſe hatte der redegewandte Koſſuth in Ungarn die Revolution vorbereitet, Unabhängigkeitserklärung von Ungarn, Vertreibung der Deutſchen! lautete auch da die Parole, und die durch ihren Geſchichtsſchreiber Palaky in ihrem Nationalſtolz gewaltig geſtärkten Czechen in Böhmen redeten in demſelben Tone, wenn ſie in ihren Landſtänden immer weiter gehende Rechte verlangten. Schließlich mußten die Wiener in der eigenen Stadt die Leiter der eigenen Revolution weſentlich unter dem Einfluß der Fremden ſehen.

In Öſterreich kam die Nachricht von der franzöſiſchen Revolution wie ein Funken in ein Pulverfaß. In Ungarn ging's zuerſt los; dann in Wien. Da ſtellten ſich die Studenten unter Führung zweier Juden, Fiſchhof und Goldmark, an die Spitze der Bewegung und richteten gewiſſe Freiheitsforderungen für den öſterreichiſchen Staat an den Kaiſer. Der Hof zeigte ſich lächerlich ſchwach, ſtatt kräftiger, imponierender Abweiſung machte er unbeſtimmte Zuſagen, um Zeit zu gewinnen. Man gab ſich mit dieſen Zuſagen nicht zufrieden. Mehr Recht, wenn nicht Forderungen, doch Bitten und Anträge zu ſtellen, um eine Reform einzuleiten, hatten wohl die niederöſterreichiſchen Landſtände. Aber die ließ man nicht einmal in Ruhe beraten. Volkshaufen drängten ſich in den Sitzungsſaal, Soldaten, die Ordnung ſchaffen ſollten, wurden inſultiert und daraufhin vom ſchwachen Kommandanten zurückgezogen. Metternich gar, der Napoleon des Friedens, deſſen Abdankung man forderte, floh nach England. Und nun beginnt die Herrſchaft der ſog. Aula, d. h. der von Juden geführten Studentenſchaft.

Gerade damals hatte König Friedrich Wilhelm IV. den General v. Radowitz nach Wien gesandt, gemeinsame Maßregeln wider den fortschreitenden Umsturz zu vereinbaren. Das war durch den vollendeten Umsturz der seitherigen österreichischen Regierung vereitelt. Nun kam es auch in Berlin zum förmlichen Aufruhr. Es sind dunkle, vielleicht die dunkelsten Blätter in der preußischen Geschichte. Man begann mit nächtlichen Straßentumulten, angezettelt von demokratischen Agitatoren, deren Hauptquartier die Lesehalle war, ein Nest von Litteraten und Juden. Natürlich kam es bald zu Konflikten mit dem zur Herstellung von Ordnung kommandirten Militär. Volkshaufen drangen in das Schloß und verlangten Entfernung des Militärs, Herstellung einer Bürgerwehr, welche die Ordnung aufrecht erhalten werde. Der König, durch die Wiener Nachrichten erschreckt, gab leider nach, bildete ein liberales Ministerium und erließ eine Proklamation, daß er sich an die Spitze der Bewegung und des durch sie zu einigenden Deutschlands stellen wolle. Da gab's zunächst großen Jubel, einen großen Festzug nach dem Schloß. Dort waren Soldaten aufgestellt, die Ordnung zu erhalten. Hinter ihnen drängte der Pöbel. Rufe erschollen: Fort mit dem Militär! Reiter und Pferde wurden von hinten gestochen. Das Fußvolk machte eine kleine Bewegung vorwärts. Es fallen zwei Schüsse, man weiß nicht von wem. Getroffen war niemand. Aber es gab — die ganze Sache war offenbar verabredet und planmäßig angelegt — ein wildes Geschrei: Wir sind verraten! Man beschuldigte den König, er habe sie in's Schloß gelockt, um sie niederzuschießen. Verrat! scholl es nun durch alle Gassen. Bald tobte ein blutiger Straßenkampf. Die Truppen rückten siegreich vor. Da wurden sie plötzlich zurückkommandiert, — man sagte auf Bitten von Geistlichen. Die Truppen folgten voll Unmut, ja Zorn, Offiziere sollen ihre Degen zerbrochen haben. Zweihundert vom „Volk" waren gefallen. Jetzt geschah das Unerhörte.

Man trug die Leichen in den Schloßhof, legte sie vor des Königs Fenster, hob ihnen, als er erschien, die bleichen Leichenhände empor, als ob sie auf ihn deuteten und ihm die Schuld ihres Todes beimäßen. Den Getreuen blutete das Herz. Der König aber ward genöthigt, mit der schwarz-rot-goldenen Kokarde durch Berlin zu reiten. Studenten mit den Reichsfahnen zogen voran. Eine Proklamation, die den König als König der Deutschen ausrief, ward unterdrückt.

Unterdessen waren die Häupter der alten konstitutionellen Opposition zu einer großen Versammlung in Heidelberg zusammengetreten, die Ausführung des früher schon in Offenburg gefaßten Beschlusses (Antrag Bassermanns): „Volksvertretung am Bundestag" mit aller Entschiedenheit zu betreiben. Der Bundestag selbst war ganz ohnmächtig und ratlos. Er nahm die bis dahin schwer verpönte Tricolore (schwarz-rot-gold) und den alten doppelköpfigen Reichsadler als Wappen an und 17 sogenannte Vertrauensmänner aus den deutschen Einzelstaaten in seine Mitte. Baden ordnete den altliberalen Oppositionsmann Prof. Welcker als seinen Vertreter in den Bundestag ab. Diesem erweiterten Bundestag glaubte man jedoch das weitere nicht überlassen zu dürfen. Fortgesetzt erhoben große Volksversammlungen in Mainz, Neustadt, Offenburg, Heidelberg ihre Stimmen. Man verlangte den Zusammentritt eines deutschen Parlamentes und erließ einstweilen eine Einladung zu einem Vorparlament zu Frankfurt a. M. am 31. März, das alsbald zusammentrat, um ein ordentliches Parlament zu berufen. Der Bundestag stimmte dem allem zu, weil's doch nicht aufzuhalten war. Im Vorparlament aber hatten die beiden Häupter der Demokraten, Hecker und Struve, die Proklamation der Republik beantragt. Man hatte den Antrag abgelehnt, Da eilten sie nach dem südlichen Baden, in den Seekreis an der Schweizergrenze, um Rückhalt an der radikalen Schweiz zu haben

und riefen in Konstanz die deutsche Republick aus, die von dieser Südwestecke Deutschlands ihren Siegeszug durch Deutschland nehmen sollte. Freischaren, verkommene Menschen, strömten herbei, etliche Bauernhaufen wurden mit Sensen bewaffnet, in Compagnieen organisiert, nach Norden und Nordosten vorzurücken. Heinrich v. Gagern, der hessische Minister, sandte ein hessisches Corps unter seines Bruders Friedrich, eines niederländischen Generals, Führung den Aufständischen entgegen. Bei Kandern im badischen Oberwald trafen sie auf einander. General Gagern wollte Blutvergießen vermeiden, parlamentierte darum persönlich mit Hecker. Umsonst. Als er zu seiner Truppe zurücktritt, ward er meuchlerisch von den Freischärlern erschossen. Die Hessen warfen sich nun zornentbrannt auf die Freischärler und schlugen sie in die Flucht. Diese hielten sich noch ein paar Tage in Freiburg und suchten dann, als dieses von Hessen und Badensern gestürmt ward, die Schweizergrenze zu gewinnen. Hecker entkam. Struve aber ward von württembergischen Reitern gefangen, doch von dem Kommandeur, einem Herrn Stockmar, aus Furcht vor dem übrigens gar nicht so sehr fanatisierten Volk wieder freigelassen. Auch ein wirklich fanatisierter Arbeiterhaufe aus Paris war unter des Dichters Herweghs Führung herbeigeeilt. Man durfte von ihm wohl große Heldenthaten, und wenn solche mißglückt, doch einen ruhmvollen Heldentod erwarten. Wenige Jahre vorher hatte er, als nicht unbegabter Dichter (er war eine zeitlang Theologe gewesen, Student im Tübinger Stift) eine Audienz bei König Friedrich Wilhelm IV. gehabt, der ihn sehr wohlwollend aufgenommen und behandelt hatte, während Herwegh in seinem „Mannesstolze“ ihm Grobheiten sagte. Hatte er ja doch früher schon dem lieben Gott selbst einmal eine Faust gemacht und dann nach jener Audienz beim König das stolze Wort gesprochen: „Wer mit seinem Gott gegrollt, kann auch mit einem König grollen.“

Er hatte ſeinem Zornesmut weitere Luft gemacht in einem kriegeriſchen Liede:

Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle müſſen Schwerter werden!
Gott vom Himmel ſieht darein.
Hört er ſeine Feuer brauſen
Und ſein heilig Eiſen ſauſen,
Spricht er wohl den Segen drein.

Er hatte danach wohl ſeinen Groll gegen den lieben Gott wieder aufgegeben, hatte ſich mit ihm wieder ausgeſöhnt und erwartete nun als Lohn dafür auch noch den göttlichen Segen zu ſeinem Heldenkampf. Schon ſieht er ſich im Geiſte mitten darin, ſieht, was er ſich ſo ſehnlich von Jugend auf gewünſcht, worüber ihm ſtolz das Herz ſchwoll:

Auf flinkem Roß mit ſchnellem Huf
Im ſchimmernden Küraſſe
Zu ſterben mit dem Donnerruf:
Der Freiheit eine Gaſſe!

Da naht eine Compagnie Württemberger; nach wenig Schüſſen ſtiebt ſeine Heldenſchar auseinander und unſer moderner Arnold von Winkelried? — ſpringt in ſein Kutſchwägelchen, giebt ſeinem Weibe die Zügel zum kutſchieren in die Hand, ſteckt ſich unters Spritzleder und bringt ſein edles Leben fürs Vaterland für beſſere Zeiten glücklich in Sicherheit. Juſtinus Kerner aber beſang dieſe ſeine erſte und letzte Waffenthat mit den Worten:

„Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle müſſen Schwerter werden!“
Riefſt Du einſt und jetzt bereits
Machſt mit flehenden Geberden
Vor den Schwertern du ein Kreuz!

Von da ab iſt der Held verduftet.

IV.

Das Frankfurter Parlament.

Die Märzstürme des Jahres 1848 hatten, wie fast in ganz Europa, so vorzugsweise in Deutschland, alle seitherigen politischen Bestände ins Wanken gebracht, ja größtenteils umgeworfen. Es galt einen Neubau, sowohl für die einzelnen Staaten, wie für das gesamte Deutschland. Diesen Neubau nahm das sogenannte Frankfurter Parlament in die Hand. Der Zusammentritt dieses Parlaments mit seinen Abgeordneten aus allen Staaten des damaligen deutschen Bundes war, wie schon erwähnt, vorbereitet worden zuerst durch eine Versammlung von 51 Vertrauensmännern aus verschiedenen deutschen Kammern in Heidelberg am 15. März, die sich zunächst zum Ziel gesetzt, eine Volksvertretung vom Bundestag zu erwirken, dann aber auch eine größere Versammlung nach Frankfurt a. M. zu berufen, die über „die Grundlagen einer künftigen deutschen Reichsverfassung mit einem Reichsparlament" beraten sollte. Diese Versammlung trat am 31. März zusammen; es waren 500 „deutsche Männer" von verschiedenen Graden der Freisinnigkeit. Die Versammlung nannte sich das „Vorparlament". Gleich in den ersten Sitzungen kam die Verschiedenheit der politischen Anschauungen, Grundsätze und Ziele zum Vorschein. Eine Anzahl erklärter Demokraten wollte von vornherein in keiner Weise an Vorhandenes anknüpfen, insonderheit in keiner Weise mit dem noch zu Recht bestehenden Bundestag verhandeln. „Der Bundestag ist eine Leiche", rief eine Stentorstimme in die Versammlung. „Und wenn der Bundestag eine Leiche wäre, so gälte es, diese Leiche zu beleben, lautete die Antwort Heinrich von Gagerns; und es war eine verständige Antwort, denn der Bundestag war denn doch faktisch die einzige, wenn auch noch so schwache Centralstelle

in Deutschland, die einzige Stelle, die mit einiger, wenn auch noch so geringer Autorität den Regierungen der Einzelstaaten gegenüber bekleidet war, von der auch allein zur Begründung einer neuen Ordnung die Einleitungen und Anordnungen getroffen werden konnten, denen die Einzelstaaten nachzukommen einigermaßen sich verpflichtet fühlen mußten. Wie nun die Häupter der Partei durch den Mund des Mannheimer Advokaten Hecker geradezu den Antrag auf Proklamation der Republik mit gewaltsamem Umsturz des monarchischen Princips durchzusetzen suchten und als der Antrag abgewiesen ward, im Süden von Baden, an die Schweiz angelehnt, auf eigene Faust die deutsche Republik ausriefen und sie mit aus Frankreich und der Schweiz herbei gezogenen Freischaren gewaltsam in ganz Deutschland durchzuführen den Versuch machten, und wie dieser Versuch jämmerlich scheiterte, hörten wir schon.

Das Vorparlament wollte, wie es mit Abweisung der republikanischen Staatsform bewiesen, das monarchische Princip nicht abgeschafft wissen, sprach aber doch den Grundsatz der Volkssouveränität aus, dessen letzte richtige Konsequenz doch schließlich nur die Republik ist, und es waren nicht wenige, welche nur für den Augenblick die republikanische Staatsform für nicht opportun, vielleicht auch noch nicht für möglich hielten, sondern eine aufs äußerste beschränkte Monarchie oder, wie nachher die Losung war, eine konstitutionelle Monarchie auf breitester (demokratischer) Basis, also eine Scheinmonarchie, als Übergang zu einer vollständigen Republik haben wollten. Ein weiterer Beschluß des Vorparlamentes betraf den Umfang des künftigen deutschen Reiches, über dessen Einheit aber auch die Ansichten auseinandergingen, indem den Demokraten mehr eine Konföderation republikanisch verfaßter Einzelstaaten nach Weise der nordamerikanischen Union vorschwebte, die, wie schon einmal erwähnt, anticipierend demokratischen Zeitungen bereits von „Vereinigten Staaten von Deutsch-

land" redeten. Bezüglich des Umfanges beschloß man, auch die bis dahin nicht zum deutschen Bunde gehörigen Teile von Preußen, Ost- und Westpreußen und Posen, wie auch Schleswig, das wohl mit Holstein aber nicht mit dem deutschen Bunde verbunden, sich damals gerade gegen das nur durch Personalunion mit ihm verbundene, aber es bedrängende und seine Selbständigkeit bedrohende Dänemark erhoben hatte, hereinzuziehen. Dieser Aufstand war veranlaßt worden durch das rechtswidrige Verlangen der Dänen, Schleswig-Holstein dem dänischen Staat ganz einzuverleiben, ein Verlangen, in welchem der König Christian VIII., gedrängt von einer fanatisch dänischen Nationalpartei auf dem Landtage zu Roeskild 1846 durch den berüchtigten „Offenen Brief" das in Schleswig-Holstein gültige Erbfolgegesetz abgeändert hatte, weil nach diesem, beim Aussterben des Königlichen Hauses im Mannesstamm, der entfernten Seitenlinie der Augustenburger, die Regierung der beiden Herzogtümer zugefallen wäre, während in Dänemark, wo das weibliche Erbfolgerecht galt, die Regierung an eine nahe Seitenlinie (die jetzt regierende), fallen, also die seitherige Monarchie getrennt werden mußte. Mit dieser Abänderung der Erbfolge war zugleich die volle staatliche Verschmelzung der deutschen Herzogtümer mit Dänemark in Aussicht gestellt, die man denn auch in der rücksichtslosesten, ja brutalsten Weise damit anbahnte, daß man in den Norddistrikten von Schleswig die dänische Sprache in Kirche und Schule einführte, schon damit die Deutschen im tiefsten Innern verletzend, ja sich nicht vor rohen Gewaltthaten scheute und die treuen Geistlichen, welche vom Deutschen nicht lassen wollten, weil die Muttersprache fürs religiöse Leben von der größten Bedeutung ist, absetzte und den Gemeinden dänische Prediger aufdrang. Schleswig-Holstein war deshalb schon seit Anfang der vierziger Jahre ein deutsches Schmerzenskind, ein Gegenstand lebendigster Teilnahme, die bei uns im mittleren Deutschland noch besonders genährt wurde durch

die in der That vortrefflichen vertriebenen ſchleswigſchen Geiſtlichen, von denen wohl ein Dutzend unter uns (Kreis Wetzlar, Pfalz, Baden ꝛc.) einen neuen Wirkungskreis gefunden; auch der vertriebene Generalſuperintendent von Schleswig, Nielſen, nachmals geiſtlicher Oberhirte in Oldenburg, war ſchon auf der großen Guſtav-Adolf-Verſammlung in Darmſtadt Gegenſtand unſerer jugendlichen begeiſterten Teilnahme geweſen. „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen ꝛc.", „Schleswig-Holſtein ſtammverwandt" — das klingt ja uns Alten noch in den Ohren, ja in den Herzen, das hat mir voriges Jahr bei dem Einzug der künftigen deutſchen Kronprinzeſſin in Berlin, als es bei ihrem Einzug in Berlin ertönte, wie mit einem Zauberſchlag die damalige, ſtark bewegte Zeit mit allen damals das jugendliche Herz ſchwellenden patriotiſchen Empfindungen wieder aufgeweckt, woran denn die ganze lange Reihe großer Ereigniſſe an dem Auge der Erinnerung vorüberzogen, welche im deutſchen Kaiſertum ihren Abſchluß fanden. Die Lieder hörte man damals auf allen Gaſſen zu den Drehorgeln, — in allen Schulen, auf allen Sänger- und Schützenfeſten, Studenten-Kommerſen, ja noch höre ich's von den Lippen kleiner Knaben, die noch nicht einmal ordentlich reden konnten. Kam einmal ein ſchleswig-holſteiner Student zu uns nach Marburg, Gießen oder Heidelberg, ſo ward er wahrhaft gefeiert, die Schleswig-Holſteiner, wegen ihrer Ausdauer, galten uns für die Normaldeutſchen. Als ſich einmal ein „Schleswig-Holſteiner" bei uns 8 Tage lang hatte bewirten und feiern laſſen und dabei ſich verſchiedene Male als ein rechter Cyniker erwieſen, waren wir ordentlich niedergeſchlagen über den Verluſt unſeres Ideals, und geradezu mit Jubel ward es aufgenommen, als uns ein Perſonalkundiger mitteilte, daß dieſer Studioſus O. eigentlich kein Schleswig-Holſteiner ſei, ſondern aus dem Fürſtentum Eutin ſtammend, eine Viertelſtunde vor der holſteiniſchen Grenze geboren ſei. Die ſchleswig-holſteinſche Angelegenheit war jahrelang ein Hauptmoment

gewesen, das den patriotischen Sinn, das Verlangen nach Neugestaltung Deutschlands in Einheit und Macht genährt hatte, da es uns unsere nationale Ohnmacht gegenüber einem so kleinen Staate wie Dänemark fühlbar machte. Der Beschluß des Vorparlaments, daß Schleswig-Holstein auch zum deutschen Reich gehören solle, ward mit großem Jubel aufgenommen, um so mehr, als es damals bereits in blutigem Kampfe stand. Als nämlich Christian VIII. im Jahre 1846 gestorben war, drängte man dem Nachfolger Friedrich VII. ein Kabinett aus der sog. Eiderdänenpartei auf — das sog. Kasinoministerium. Eiderdänen nannte man die Partei, welche die Eider, den Fluß zwischen Schleswig und Holstein, als Grenzfluß Dänemarks bezeichnete, bis zu dem alles unter dem Dänenkönig stehende Land, also Schleswig mit einbegriffen, in einen einheitlichen Dänenstaat zusammengefaßt werden müsse. Friedrich VII. trat sofort mit dem Entwurf einer Gesamtverfassung hervor, was ungeheure Aufregung hervorrief, daß ganz Holstein und der größte Teil Schleswigs zu den Waffen griff, eine provisorische Regierung einsetzte, bestehend aus dem Prof. Beseler, dem Prinzen Friedrich von Noir und dem Grafen Reventlow. Freischaren aus ganz Deutschland kamen ihnen zu Hülfe, namentlich waren es deutsche Studenten; auch unsere Gießener, namentlich aus der „Frankonia", lieferten ein kleines Kontingent. Der nachmalige ausgezeichnete bairische Feldherr von der Tann, der in Frankreich 1870/71 mit großer Ehre gekämpft, führte die Freischaren als Major in vortrefflicher Weise. Die Kämpfer, die neu errichtete reguläre Schleswig-Holsteinische Armee wie die Freischaren, allen voran die Kieler Studenten und Turner, zeigten große Tapferkeit, wurden aber von der überlegenen Macht der Dänen am 9. April bei Flensburg geschlagen, worauf ganz Schleswig wieder unter dänische Gewalt kam. Später nahm Preußen die Sache in die Hand; es war dieser Dänenkrieg der Anfang großer schwerer

Verwickelungen und hatte, wie wir schon hörten, den größten Einfluß auf die gegenwärtige Gestaltung Deutschlands, weshalb er hier schon etwas ausführlicher besprochen wurde.

Das deutsche Vorparlament hatte nun selbst kein eigentliches Mandat, eine deutsche Reichsverfassung zu entwerfen. Es würde sich vielleicht die Vollmacht selbst gegeben oder genommen haben, wenn nicht ein Teil der Einzelstaaten geltend gemacht hätte, daß ihre Regierungen auch noch da seien und doch wohl auch noch ein Recht auf Mitwirkung hätten. Sie waren ja auch alle recht gern bereit, ein Parlament einzuberufen und den Bundesrat mit neuen Elementen im Sinne der Zeit zu reformieren. Es wurden, da in fast allen Landen sogenannte Märzministerien regierten, die alten Bundestagsmitglieder ausgemerzt und eine beträchtliche Zahl liberaler Größen eingemärzt, so daß dieser Bundestag nun selbst die Einberufung eines konstituierenden Parlaments in die Hand nahm, in Gemeinschaft mit dem sogen. Fünfzigerausschuß, den das Vorparlament eingesetzt, und 17 dem Bundestag beigegebenen sogen. Vertrauensmännern. Es erging an die einzelnen Regierungen die Aufforderung, die Wahlen anzuordnen, und so wurde denn am 18. Mai 1848 das deutsche Reichsparlament mit 550 Abgeordneten in der St. Paulskirche zu Frankfurt a. M. eröffnet. Man hatte in dieser, ein Oval bildenden Kirche, die wenig Kirchliches hat, mit leichter Mühe das wenig Kirchliche beseitigt und ihr das Aussehen einer politischen Arena gegeben. Die Orgel ward mit einer großen Wand verhüllt, auf der eine Germania gemalt war mit der Unterschrift: „Des Vaterlands Größe, des Vaterlands Glück, O schafft sie, o bringt sie dem Volke zurück.“ Diese Inschrift ward schon kritisiert. „Wie kann man zurückbringen, was nie vorhanden gewesen?“ Das Vaterland sei nie groß und glücklich gewesen; in der vergangenen Zeit lag's ja nur in Finsternis und Knechtschaft; es muß erst Glück und Größe geschaffen werden nach radikaler Beseitigung alles

monarchiſchen und namentlich alles kirchlichen Weſens in einer durchgeführten Demokratie. Doch man ließ die Inſchrift ſtehen. Da wo jetzt der Altar ſteht, hatte man nach Wegnahme des Kruzifixes eine Eſtrade über den Altar gebaut, welche den Präſidentenſtuhl und etwas niedriger, vor demſelben die Tribüne für die Redner enthielten. Vor dieſer wieder, auf dem Platz unmittelbar vor den, den Altar jetzt umgebenden Schranken, ſtanden die Tiſche für die Sekretäre und die Protokollführer und in den Bänken der Rotunde reſp. des Ovals nahmen dann die Abgeordneten ihre Plätze in vier Gruppen, die gleich die politiſche Geſinnung und Stellung der Parlamentarier bezeichneten und unter denen man unterſchied: die Rechte, das rechte Centrum, das linke Centrum, die Linke, bei der man wieder eine äußerſte Linke unterſchied, wie bei der Rechten eine äußerſte Rechte. Manche auf der Linken wurden als ſo äußerſt links bezeichnet, daß, wenn der Platz ihrer Stellung hätte entſprechen ſollen, ſie denſelben außerhalb der Kirchenräume auf dem Platz nach der alten Börſe hin hätten nehmen müſſen. Unter Centrum aber verſtand man etwas weſentlich Anderes, als was jetzt im Reichstage ſo heißt. Es war die alte liberale Partei, den jetzigen Nationalliberalen entſprechend, in zwei Schattierungen nach rechts (mehr monarchiſtiſch) oder links (mehr demokratiſch). Auf der damaligen Rechten aber ſaßen die, welche man heutzutage altkonſervativ, etwa auch deutſchkonſervativ und ultramontan nennt. Die Gallerieen waren für die Journaliſten und die Zuhörer. Von ſolchen war ſtets ein großer Zudrang aus der Stadt, wie Umgegend, und oft von weither. Sehr bald fing die Gallerie an mit ihren Beifalls- oder Mißfalls-Äußerungen einen argen Terrorismus auszuüben. Ein nicht unbedeutender Teil der Gallerie war für das weibliche Geſchlecht reſervirt. Die Damen, die dieſe Plätze benutzten, waren durchweg der Linken und äußerſten Linken zugethan.

Man kann nicht leugnen, es war eine an hervorragenden

Talenten reiche Verſammlung, und unzählige Deutſche blickten mit großen Hoffnungen auf ſie und erwarteten von ihrer Weisheit und Einſicht nur großes. Aber ihre Weisheit und Einſicht war vielfältig nur das, was man heutzutage Doktrinarismus nennt. Die meiſten Parlamentarier waren Männer irgend einer politiſchen Doktrin, Männer irgend eines Syſtems, dazu einer Partei, ohne die Einſicht, die auf praktiſcher Erfahrung beruht, ohne Anſichten, Principien, Grundſätze, die irgendwie im Leben die Probe beſtanden, ſich bewährt hätten. Vor allem aber fehlte der Verſammlung als ſolcher der Anfang aller Weisheit, die „Furcht des Herrn“, und was damit zuſammenhängt, die Kenntnis der Grundlagen, auf denen alles Menſchen- und Völkerwohl beruht. Man wies ſie von vornherein ausdrücklich ab. Als in der erſten Sitzung von einem Mitglied (man weiß ſeltſamer Weiſe nicht mehr, wer es eigentlich war; etliche ſagen, es ſei der Biſchof von Münſter, etliche, es ſei der proteſtantiſche Fabrikant Metz in Freiburg geweſen, ein gläubiger Chriſt, aber damals noch Demokrat, nachmals weithin rühmlichſt bekannt als Zeuge chriſtlicher Wahrheit in Wort und That) den Antrag ſtellte, die Verſammlung mit einem Gebet oder kirchlicher Feierlichkeit zu eröffnen, erklärte der Kölner Cigarrenhändler Raveaux höhniſch: Aide te mème et dieu t'aidera! dem ein anderer zufügte: man habe lange genug gebetet, jetzt gälte es Thaten. Manchen in und außerhalb der Verſammlung ergriff die Ahnung, daß es wohl gehen werde, nach dem Wort: „Wenn der Herr nicht das Haus baut, da arbeiten umſonſt, die daran bauen.“

Halten wir in der Verſammlung eine kleine Umſchau nach eigenſter Erinnerung, ſo fällt unſer Auge zunächſt und vor allem auf den Präſidenten, den durch ſeine Freiſinnigkeit in der heſſiſchen Kammer hochangeſehenen und gleich in der erſten Sitzung zum Präſidenten gewählten Heinrich von Gagern, eine imponierende Geſtalt mit ernſtem, faſt düſterm Geſichtsausdruck.

Es liegt wohl jetzt unwidersprechbar für alle Parteien am Tage, daß Gagern kein sonderlicher Staatsmann, wohl aber nicht minder, daß er ein ehrenwerter Charakter war und als Präsident des Parlaments auch Herr seiner Stellung seiner Aufgabe gewachsen, Meister in der Leitung der Verhandlungen, was viel sagen will in einer Versammlung, in der die verschiedenartigsten Geister, die allerschärfsten Gegensätze sich fanden, die fortwährend auf einander platzten, die zum größten Teile ganz indisciplinierte, von einem anständigen parlamentaren Gebrauch keine Ahnung hatten, zum großen Teil Oppositionsmänner à tout prix, welche von einer Unterordnung in einer solchen Versammlung ebensowenig etwas wissen wollten, wie sonst im Staatsleben, ärgerlich überdies, daß ein Mann der gemäßigt liberalen Richtung diesen Platz einnahm, den man gern im Besitz eines entschiedenen Demokraten gesehen hätte. Die letzteren, die Demokraten, sind sofort kenntlich, wie draußen an den Kalabreserhüten, so hier an den mächtigen Vollbärten, damals noch etwas so Seltenes, daß man wohl nimmer daran gedacht haben würde, daß sie noch einmal im geistlichen Stande, selbst unter den sogenannten Pietisten sich einbürgern würden. Diese Demokraten, zum großen Teil sehr wohlgenährte Leute mit feisten Schultern und Armen, dachten wohl selbst den Eindruck einer frischen kühnen Naturkraft zu machen, machten aber in Wirklichkeit mehr den Eindruck einer ungeschlachten Halbkultur. Als hervorragend unter ihnen erscheinen die Herren Rösler von Oels, damals allgemein der Reichskanarienvogel genannt wegen seiner gelben Nankinkleidung in der meist in Schwarz gekleideten Versammlung; draußen eifrigster Agitator unter dem Pöbelvolk, kaum weniger aber auch in dem Parlament selbst, wo er den stets sehr zahlreich auf den Gallerieen anwesenden demokratischen Gesinnungsgenossen gewöhnlich durch Erhebung seiner auffallenden Persönlichkeit von ihrem Sitz das Signal gab, entweder zu brüllendem

Bravo für die Rede eines Demokraten, oder zu lautem Hohn und Schreien gegen die Rede eines Konservativen. Eine Persönlichkeit ähnlicher Art war Schöffel, wohl auch Schliffel genannt, mit langem Bart, stets bemüht, Witze zu machen, deren gelungenste stets etwas Burleskes hatten; die Mehrzahl aber gewöhnlich mißlang. Durch eine gewisse Naturkraft, durch Gewalt der Rede, wie ein größeres Ansehen wohl bei allen Parteien, wurden die Genannten überragt von Robert Blum, gebürtig aus Köln, von armen Eltern herstammend, als Schulknabe oft als andächtiger Meßbube am Altar dienend, später deutschkatholisch, Buchhändler in Leipzig, schon bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich bei den sogenannten Augustereignissen in Leipzig als Volksredner aufgetreten, als Volksmann bezeichnet, der er aber in noch ausgedehnterem Maße durch seinen Tod ward, von dem wir noch hören werden. Seine äußere Erscheinung war in hervorragendem Maße häßlich, namentlich nach den Bildern, die von ihm in allen Schaufenstern hingen. Die Karrikaturzeichnung stand damals in voller Blüte; kein hervorragendes Parlamentsmitglied, das sich nicht hätte gefallen lassen müssen, als Karrikatur in Buch- und Buchbinderläden zu paradieren. Bei Robert Blum hatte auch die einfache Porträtähnlichkeit das Aussehen einer Karrikatur. Seine Parteigenossen bezeichneten sein Gesicht wohl als ein Sokratesgesicht, seine Gegner nannten ihn einen Faun, einen Silen, einen Satyr, woran auch seine übrige Körpergestalt erinnerte, namentlich der aufgetriebene Unterleib, zu allermeist wenn er in den Karrikaturenbildern als Genius der Wahrheit unbekleidet abgebildet war. Er war übrigens eine Persönlichkeit, die man gern in andern Bahnen gesehen hätte; er hätte wohl etwas Tüchtiges, Bleibendes wirken können. Mannhafte Überzeugungstreue konnte ihm niemand absprechen. Einige dii minorum gentium auf dieser Seite, wie Trützschler, Wesendonk, Simon von Trier ꝛc. übergehen wir; unter allen Umständen

aber muß genannt werden: Karl Vogt, damals Professor in Gießen, jetzt regelmäßig nur der Affenvogt genannt, in seinen Parlamentszeiten wohl auch wegen seines Cynismus professor in naturalibus, zu allermeist aber: der Reichs-Gassenbub.

Gegenüber auf der Rechten eine nicht geringe Anzahl römischer Priester, — durchweg streng katholisch, deren Wahl ein Zeugnis war, wie weit doch die Masse des römisch-katholischen Volkes noch von der vulgären Aufklärung des Liberalismus entfernt war. Unter den Priestern auch etliche Bischöfe, wie der Bischof von Münster, Professor Döllinger aus München und die hohe knochige Gestalt des damaligen westfälischen Landpfarrers, früheren Gerichts-Referendar in Paderborn, Freiherrn Wilhelm Emanuel von Ketteler, mit der im Säbelduell abgestutzten Nase, an den früheren Stand erinnernd, eine echt westfälische Natur, der ins klerikale übersetzte Immermannsche Hofschulze, nachmals Bischof von Mainz, der Streitbare genannt, ein warmer Volksfreund. Protestantische Pfarrer waren wenige vorhanden und diese wenigen saßen auf der Linken, wie der Heidelberger Dekan Zittel, Oberster der Lichtfreunde in Baden. Von positiv gerichteten war nur einer vorhanden, Christoph Hofmann, damals noch Vorsteher der Erziehungsanstalt auf dem „Salon“ bei Ludwigsburg, Herausgeber einer der wenigen christlichen Zeitungen „Süddeutsche Warte“, der jetzige Führer der Tempelleute auf dem Kirschenhardthof. Von Laien auf der Rechten ragt hervor der General v. Radowitz, Liebling König Friedrich Wilhelm IV., ein geistvoller Mann, gut katholisch, doch irenischen Sinnes, gleichwohl und vielleicht gerade durch seine Milde nicht ohne Einfluß in protestantischen Kreisen zumal Frankfurts, in denen verschiedene Konversionen aus altadeligen Geschlechtern durch ihn vermittelt wurden.

Im linken Centrum sehen wir den alten Vater Jahn mit dem langen grauen Bart und dem umgeschlagenen breiten, weißen

Hemdkragen; man ſollte denken: mit dem Ausdruck der Zufriedenheit, da ja hier auch ſeine Jugendideale der Erfüllung nahe waren, aber er iſt auffallend unruhig, offenbar unzufrieden. Es waren doch gar viele andere Geiſter hier eingezogen, als bei der alten Burſchenſchaft in ihrer beſten Zeit. Er beſuchte uns einmal in F., wohin ihn der Turnverein eingeladen, der aber nicht turnte, ſondern nur einen Turnplatz mit den gewöhnlichen Gerätſchaften unterhielt, im übrigen ſich mit der grauen Turnerkleidung, dem bekannten Turnergürtel und Turnerhut, wie Turnerausflügen und Turnerbällen begnügte, faſt das Gegenteil von der Turnerlebensweiſe, wie Jahn ſie wollte. Beim Mittagseſſen in den „Drei Schwertern“ erzählte er uns mancherlei aus dem Parlament und bemerkte dabei ganz erſtaunt, und man muß wohl ſagen mit liebenswürdiger Naivetät, es ſeien im Parlament etliche, die glaubten an keinem Gott! Im rechten Centrum ſitzt der ehrwürdige Ernſt Moritz Arndt, das Ideal eines deutſchen Mannes, das „verkörperte gute, alte, deutſche Gewiſſen,“ wie man ihn treffend nannte, auch er dem Ziel der Jugendhoffnungen nahe, doch ungemein ernſt und wenig an der Debatte ſich beteiligend. Derſelben Partei angehörend der vielgenannte Freund Gagerns, von Soiron, Advokat aus Mannheim, wegen ſeiner jetzigen Mäßigung Gegenſtand heftiger Abneigung ſeines ehemaligen Freundes Hecker. Dann jener hervorragende Juriſt Simſon mit den ſcharfgeſchnittenen Zügen ſeiner „Brüder nach dem Fleiſch“, ein eminent begabter, ſcharf und klar denkender Mann, nachmals Präſident des Parlaments, der einzige, der auch noch auf dem jetzigen Reichstag eine Bedeutung haben ſollte, deſſen Präſident er wiederholt geweſen iſt, nachdem er auch jahrelang der preußiſchen Kammer präſidiert, jetzt Präſident des Reichsgerichts in Leipzig und ein kirchlich geſinnter Mann. Dann ſein Stammesgenoſſe, aber nicht zur chriſtlichen Kirche übergetreten, Gabriel Rieſer, ein höchſt ehrenwerter Israelit,

vortrefflicher Redner, ruhiger, klarer Charakter. Wäre nur die Hälfte der Juden diesem Mann etwas ähnlicher, es wäre nie eine Judenfrage aufgekommen. In derselben Gruppe weilte der Westfale Freiherr v. Vinke, Sohn des beliebten kernhaften Oberpräsidenten von Westfalen, ein echter Niedersachse, der ein großes Maß von Freimut mit einer sehr loyalen königstreuen Gesinnung verband, in der er einmal einen frivol vom König redenden Demokraten auf Pistolen forderte; deshalb in den Parlamentskarrikaturen von den Gegnern dargestellt als Bulle mit Pistolen als Hörnern auf dem Kopf.

Folgen wir nun den Parlamentsverhandlungen selbst. Im allgemeinen muß man sagen: In allen Sitzungen Einzelheiten vollauf, aber ohne beherrschende Gesichtspunkte; noch mehr aber: Redensarten vollauf, aber sehr wenig Eingehen auf den Gehalt der Dinge; solches fast nur auf der rechten Seite des Hauses. Eine beträchtliche Zahl von Rednern tritt offenbar nur auf, um sich hören zu lassen und die Versammlung — mehr noch die Gallerie — mit den üblichen liberalen Schlag- und Stichworten zu unterhalten und von da lautes Bravo zu ernten. Auch redete Mancher, damit doch auch seine Wähler einmal etwas von ihm hörten und nicht unzufrieden wären, daß sie einen stummen Menschen ins Parlament geschickt; denn von dem Landtage her gab's manche spöttische Anekdote, wie die, daß man einmal einen solchen Landboten daheim darüber zur Rede gestellt, daß er in den Verhandlungen ja keinen Laut von sich gebe, worauf er erklärte: Habt ihr noch nie in den Zeitungsberichten gelesen: „Allgemeines Gemurmel? Da habe ich mitgemurmelt." Es war des Redens viel, sehr viel, ja im Übermaß und wenn man nach dem Ursprung des Wortes Parlament fragen und es, wie ja etymologisch richtig, von parler reden ableiten wollte, sollte man fast meinen, es sei wesentlich eine Redeanstalt, die bisweilen zur Schwätzanstalt wird.

Als die durch Majorität herrschende Partei stellte sich bald das sog. linke Centrum heraus, ein wesentlicher Teil der altliberalen Partei; ihr Programm war: Einheitliche Verfassung Deutschlands mit einer monarchischen Spitze auf breitester demokratischer Grundlage.

Man muß wohl sagen, es war das Parlament in seiner Mehrheit mit Blindheit geschlagen, daß es zweierlei nicht beachtete, so oft es auch darauf aufmerksam gemacht wurde. Das eine, den Augenblick benutzend, bei der allgemeinen Auflösung und völligen Verblüffung aller deutschen Machthaber sofort ein Reichsoberhaupt mit einer starken Regierungsgewalt (etwa Hausmacht) zu beschaffen, ehe die Ernüchterung erfolgte, die Verblüffung sich verlor, worauf den kleinen Dynastieen der Mut wieder wachsen mußte, ihre alte unbeschränkte Souveränetät wieder zu erlangen; daß man echt deutsch-doktrinär die beste Zeit mit Beratung der sogenannten Grundrechte verbrachte, d. h. verschwendete. Sodann: daß man, wenn man nicht rasch eine starke Centralgewalt schaffen wollte, nicht wenigstens den Antrag annahm, die neue Verfassung, in Vereinbarung mit den deutschen Fürsten, resp. Einzelregierungen zu schaffen, darum etwa gleich eine Art Bundesrat nach der Weise des jetzigen ins Leben treten zu lassen, durch welchen die Einzelregierungen (oder Fürsten) ihre Ansichten, Forderungen ꝛc. geltend machen konnten. Hätte man's so gemacht, so wären die Fürsten nachher gebunden gewesen an ein Werk, das sie selbst mitgeschaffen, an dem sie wesentlich beteiligt waren und hätten nicht die fertige Verfassung ablehnen können mit der Erklärung, sie sei einseitig zustande gekommen und wo man nicht mit geraten, brauche man auch nicht mit zu thaten. Die Regierungen wären wohl im Anfang im ersten Feuer wahrscheinlich zur Herstellung eines ziemlich einheitlichen Deutschlands bereit gewesen, ehe das Begeisterungsfeuer im Volk ausbrannte und erlosch. Man mochte aber solche Verein-

barung nicht; das Parlament erkannte sich das Recht zu, souverän zu beschließen, ohne zu beachten, daß diese alten Staatenstände, die zum Teil schon seit Jahrhunderten existierten, und am allerwenigsten die alten, großen, mächtigen Dynastieen und Staaten, die durch eine großartige Geschichte geworden, wie Österreich und Preußen, die gewohnt waren, im Rat der Völker des ganzen Weltteils und weit darüber hinaus ein entscheidendes Wort mitzureden, doch nicht so ohne weiteres von einer solchen Versammlung sich ein Neues, wohl wider ihren Willen vorschreiben, und seither Besessenes abnehmen, ja sich am Ende gar zum Tode, zur Selbstauflösung verurteilen lassen würden. Wie wenig kannte man auch, oder hatte nur eine Ahnung von der Stärke des Stammesbewußtseins, der religiösen resp. konfessionellen Eigentümlichkeiten, Sympathieen und Antipathieen, sei's auch nur der Altbaiern, Tiroler oder Schwaben und Pommern, die allesamt so stark in Jahrhunderten mit ihren Fürsten verwachsen waren. Man hätte daran erinnert werden können schon durch den Umstand, daß die zum deutschen Bund gehörenden Slaven, die Czechen in Böhmen und Mähren, in Kärnthen und Krain, trotz allen Versicherungen, daß man ihnen ihre Rechte nicht antasten, sondern garantieren und schützen wolle, das Frankfurter Parlament gar nicht beschickten, jede Aufforderung zur Wahl von Abgeordneten entweder ganz ignorierten oder gar mit Hohn ablehnten. Haben sich doch selbst nicht einmal die Deutsch-Österreicher, so weit sie von der Wiener Aula beherrscht waren, daran beteiligt. Die slawischen Stämme, Böhmen, Mähren ꝛc. ꝛc., machten vielmehr entschieden Anstalt, sich nicht bloß von allem Verband mit Deutschland, sondern selbst mit Österreich loszureißen und ein Slawenreich zu begründen. Zu jener Verblendung gegenüber den Einzelstaaten und Stämmen kamen überdies die ärgsten Taktlosigkeiten, mit denen man auch die zugethanen Stämme und Staaten aufs tiefste beleidigte, verletzte, ja innerlichst empörte. So ward eine

Deputation der gegen Österreich und sein Kaiserhaus aufständischen, die Deutschen in ihrer Mitte auf's schändlichste mißhandelnden Ungarn vonseiten des Parlaments mit Freudenlärm empfangen, Österreich damit auf's tiefste verletzt; und obwohl man das wahrnahm, fuhr es fort, begrüßte auch die gegen die Deutschen aufgestandenen Italiener (Lombarden), wünschte den aufständischen Polen Glück, beleidigte damit auch Preußen. Der Kölner Cigarrenhändler Raveaux stellte sogar den Antrag, zu Ehren der französischen Republik sich zu erheben, eine Höflichkeit, die von den Franzosen gar nicht einmal erwidert wurde. Taktlosigkeiten folgten über Taktlosigkeiten, — die Bezeichnung ist noch die mildeste, die möglich ist. In Mainz ward ein Krawall gegen die preußische Garnison angezettelt; das Militär hielt sich zum Erstaunen ruhig und gemäßigt, das hatte den Mut des Pöbels gesteigert, man überfiel einzelne preußische Soldaten in den Straßen und schoß sie meuchlings nieder. Das Parlament hatte kein Wort an die Mainzer. Endlich drohte der Gouverneur (oder Kommandant?) der Festung Mainz mit Beschießung der Stadt und ließ vor den Augen der Mainzer die Brandkugeln zurüsten. Da stellte Advokat Zitz im Parlament den Antrag, einen Tadel über den Kommandanten und die preußische Garnison auszusprechen; damit war die ganze preußische Armee beleidigt. Wer wollte sich wundern, wenn sie die schwarz-rot-gelben Kokarden (Kuhblumen genannt) von den Helmen rissen, wegwarfen und nur die schwarz-weißen tragen wollten?!

Derselbe Zitz, wie in einem Anfall von Verrücktheit, stellte bald darauf den Antrag auf Umwandlung des Parlaments in einen regierenden Konvent (in der Weise des Konvents in der französischen Revolution) ja endlich auf Konstituirung einer allgemeinen europäischen Republik.

Diese wahnsinnigen Anträge wurden im Parlamente natürlich abgelehnt. Dagegen arbeitete man unausgesetzt für die

Republik von den Gallerieen der Paulskirche herab, auf denen sich eine Claque bezahlter Schreier gebildet hatte, wie in zahllosen großen Volksversammlungen außerhalb, auf welchen man das Parlament mit seiner Majorität auf das allerärgste herabsetzte, ja des „Verrats an der guten Sache der Freiheit" beschuldigte, daß es immer mehr an Ansehen verlor.

Der Bundestag, der bis dahin noch unter dem Parlament existierte, war allmählig ganz bedeutungslos und unhaltbar geworden; trotz der Purifikation, die man mit ihm vorgenommen, war das Institut zu sehr verhaßt und verachtet. Man erkannte die Notwendigkeit, eine neue, wenn auch nur provisorische Centralgewalt einzusetzen. Der Antrag, diese Centralgewalt dem König von Preußen zu übertragen, dessen Adler eben siegreich für Schleswig-Holstein in Jütland eingezogen war, ward mit Hohngelächter abgewiesen, das draußen ein gräuliches Echo fand in den wüstesten Schimpfereien über den König und das preußische Wesen. Die Centralgewalt an Österreich zu übertragen, war unmöglich, da dies Land an allen Ecken brannte, auch Preußen sich ihm nie würde unterworfen haben. Sollte man einen bürgerlichen Präsidenten wählen? Das hätte, zumal von den Großstaaten, nie Anerkennung gefunden. Da that Präsident v. Gagern den berühmten „kühnen Griff". Er schlug vor, einen Reichsverweser zu ernennen in der Person des Erzherzogs Johann von Österreich, „nicht weil, sondern obgleich er ein Fürst" sei. Auch dies „nicht weil, sondern obgleich" ist eine Redeweise geworden. Gagern trat mit seinem Antrag wohl für das monarchische Princip ein, gab demselben aber durch das „obgleich" einen so starken Stoß, wie es von der gemäßigt liberalen Seite noch kaum einen empfangen. Das Fürstsein mußte danach ja zum mindesten eine sehr bedenkliche Eigenschaft sein. Der vorgeschlagene Erzherzog Johann hatte einst viel Mißgeschick in den Kriegen mit Frankreich gehabt, aber er war populär in

Österreich, auch bei den Liberalen im übrigen Deutschland, weil er einen Trinkspruch gethan haben sollte: Kein Österreich, kein Preußen mehr, sondern ein einiges freies Deutschland!" Die Wahl eines Fürsten sollte die Fürsten, das „obgleich" die Demokraten versöhnen; eigentlich war es doch ein zweideutiges Spiel. Aber es ward ein Ernst, eine Thatsache. Man wählte den Erzherzog zum Reichsverweser. Österreich ließ es sich natürlich gefallen, aber auch Preußen erhob keinen Einspruch, weil es Österreich in seiner damaligen Ohnmacht nicht zu fürchten hatte. Der Erzherzog übernahm die Reichsverweserschaft nur unter ausdrücklicher Voraussetzung der Zustimmung der deutschen Fürsten, blieb aber nur deren Mandatar. Und diese sandten mit Blitzesschnelle ihre Zustimmung, als die Wahl am 29. Juni mit 436 von 545 Stimmen vollzogen worden war. Bloß Hannover widerstrebte, doch ließ es sich beruhigen. Am 11. Juli hielt dann der Reichsverweser seinen Einzug in Frankfurt unter großem Jubel eines Teiles des herbeigeströmten Volkes. Doch vernahm man, wenn man, wie unsereins, nicht von einem Fenster oder gar Balkon der Zeil aus dem Einzug zuschaute, sondern auf der Straße unter der Volksmenge steckte, auch sehr viel höhnische und gar wütende Rufe und sonstige demokratische Kundgebungen. Der Erzherzog stand, als der veranstaltete Festzug — in ihm die alten Zünfte mit ihren Fahnen — vorüberzogen, auf dem Balkon des „Russischen Hofs", wo er Quartier genommen. Ganz nahe ist der „Römische Kaiser", der als Schild noch ein Bild eines alten Kaisers, freilich aus der Zopf- und Perrückenzeit, führt, der aber doch mit Krone und Scepter noch ein wenig einen kaiserlichen Eindruck macht. Es waren uns beim bloßen Namen „Reichsverweser" auch die Gedanken an etwas wie kaiserliche Herrlichkeit gekommen. Am Äußeren des Reichsverwesers, der entblößten Hauptes dastehend, seine grüne käppiartige Mütze mit dem Goldbörtchen in der Hand

drehte, war nicht gerade etwas majestätisches zu schauen. Auf die lauten Hurrahs der Vorüberziehenden erwarteten wir eine kräftige, schwungvolle Anrede. Sie erfolgte nicht. Zwar soll der Erzherzog etwas gesprochen haben, aber kein Mensch verstand's, sodaß man nachmals darüber stritt, ob er überhaupt etwas geredet. Auf demselben Balkon bemerkte man die stark in die Augen fallende schöne Gestalt des Parlamentsmitglieds Fürsten Lichnowski. Viele machten Bemerkungen über das Spiel seiner dunklen Augen und den telegraphischen Verkehr derselben mit etlichen Damen an den Fenstern gegenüber. Ich erwähne das wegen der später eintretenden tragischen Ereignisse. Andern Tags erfolgte die Einführung des Reichsverwesers in sein Amt in der Paulskirche. Sie hatte nun auch nicht die Spur von etwas Kaiserlichem, Majestätischem, sondern es ging ganz bürgerlich und dazu über die Maßen nüchtern und prosaisch zu. Der Erzherzog mit seiner großen Glatze, eine ziemlich unscheinbare Gestalt, mit dem länglichen, echt habsburgischen Gesicht, stand im schwarzen Frack und weißer Halsbinde vor dem Präsidentenstuhl, neben ihm die viel stattlichere Gestalt v. Gagerns, der mit sonorer Stimme eine Art Berufung und Verpflichtung des Reichsverwesers verlas, — es machte einen entschieden volkssouveränlichen Eindruck. Nun war ich wieder gespannt auf eine kräftige schwungvolle Herrscherrede, eine Art Proklamation an das deutsche Volk in seinen hier versammelten Vertretern. Aber der Reichsverweser zog einfach ein Papier aus der Tasche, reichte seinen Cylinderhut einem Diener, setzte sich bedächtig eine Brille auf und verlas kurz und trocken etwa zwei Zeilen, in denen er erklärte, daß er das Amt annehmen und treu verwalten wolle.

Am 6. August sollten die deutschen Heere dem Reichsverweser huldigen, aber es geschah nicht in Preußen, selbst auch nicht in Österreich, nur teilweise in Wien und auch da nur bedingungsweise. In den kleinen Staaten ward etwas veranstaltet,

das wie Huldigung ſich ausnahm, aber keine war. So in Heſſen-Darmſtadt, wo man auf der Parade nur ein Hurrah ausbrachte und Bänder in den Reichsfarben, ſchwarzrotgelb, aber von erſtaunlicher Kürze, faſt nur wie ſtudentiſche Bierzipfel, an die Spitze der Fahnenſtange, auch wohl den Soldaten eine ſchwarzrotgelbe Kokarde an die Kopfbedeckung — damals noch meiſt die hohen kübelartigen Tſchakos — anheftete.

Der Bataillonskommandant in unſerm F. auf dem „Burgplatz" leitete die Sache mit einer überaus kühlen, ſtockend vorgetragenen Anrede an die Truppen ein, aus welcher man, ſo weit ſie überhaupt verſtändlich war, entnehmen konnte, daß es auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs geſchähe, der doch eigentlich oberſter Kriegsherr blieb.

Das Ausland ſah auf den erſten Blick, daß die deutſche Reichsgewalt bloß ein Schatten ſei. Der König der Niederlande ließ im Limburgiſchen, der von ihm beherrſchten Landſchaft, die zum deutſchen Bund gehörte, die deutſchen Fahnen abreißen und — der Reichsverweſer ſo wenig, wie das Parlament, vermochte, es zu hindern, oder zu ahnden.

Der Reichsverweſer ernannte ſich auch ein Reichsminiſterium. Präſident war der Fürſt Leiningen, dann, als dieſer bald abtrat, der Öſterreicher von Schmerling, der gewandteſte Geiſt im ganzen Parlament, für das Innere, der jüdiſche Advokat Heckſcher aus Hamburg für das Äußere, der württembergiſche Miniſter v. Mohl für die Juſtiz, der preußiſche Rheinländer v. Beckerath („deß Wiege neben des Vaters Webſtuhl geſtanden", was damals eine zeitlang ein geflügeltes Wort war, wie Gagerns „nicht weil, ſondern obgleich") für die Finanzen, ein Herr Duckwitz für den Handel, der preußiſche General v. Peuker für den Krieg. Auch Geſandte an fremden Höfen ꝛc. wurden ernannt, der Öſterreicher v. Andern in London, den die Engländer höflich behandelten, aber nichts mit ihm ver-

handelten, der Historiker Friedrich v. Raumer nach Paris, wo General Cavaignac, der eben den Sozialistenaufstand niedergeworfen, ihn viele Wochen auf Audienz warten ließ.

Die Verhandlnngen gingen unterdessen sehr langsam vorwärts. Die eitlen Menschen ließen sich ihre langen Reden nun einmal nicht nehmen. Dazu kamen die ewigen unnützen Interpellationen der Demokraten, auch der Liberalen, die alles nachäfften, was man so vom englischen Parlament hörte und las, unaufhörliche Ruhestörungen vonseiten der Demokraten. Die Arbeit der Versammlung war wie die der Penelope, die in der Nacht wieder auftrennte, was sie den Tag über gewebt hatte. Der erste und hauptsächlichste Gegenstand der Verhandlung, über welche Monate hingingen, waren die sogenannten Grundrechte, welche jedem Deutschen verbürgt werden sollten. Es waren so ziemlich dieselben Rechte, welche in der französischen Revolution im Jahre 1789 als die sogenannten „Allgemeinen Menschenrechte“ proklamiert worden waren. Man könnte fragen, ob es denn eigentlich solche allgemeinen Menschenrechte giebt, die mit jedem Menschen geboren werden, und könnte das wohl mit Ja beantworten. Diese mit dem Menschen geborenen Rechte können aber sehr kurz zusammengefaßt und ausgesprochen werden. Sie sind das Recht: leben zu dürfen, sein Wohlsein zu schaffen mit allen sittlich nicht verwerflichen Mitteln, der anderen Wohlsein nicht zu beeinträchtigen, nnd da das höchste Wohlsein das der Seele ist, auch jeden seines Glaubens leben zu lassen. Man faßte aber auch unzählig viel Anderes unter diese angeborenen Grund- und Menschenrechte, wie z. B. die Teilnahme am Staatsleben und gewisse Thätigkeiten, Berechtigungen in der Leitung des Staatswesens, Gesetzgebung ꝛc. Da muß aber sehr bestritten werden, daß das so alles mit dem Menschen geboren wird, und weiter muß behauptet werden, daß unsagbar Vieles erst von den Menschen gemacht und nach Bedürfnis und Er-

fahrung festgesetzt wird. Warum denn eigentlich setzt man ein Lebensalter fest, mit dem der Mensch majorenn wird, bestimmt einen Termin für die Heiratsfähigkeit, entzieht der ganzen einen Hälfte, dem weiblichen Geschlechte, das Wahlrecht und die Wählbarkeit für das Parlament? Können sie nicht ebenso gut parlieren wie die Männer? Wenn man übrigens gleichwohl solche mit dem Menschen geborene Grundrechte oder allgemeine Menschenrechte annehmen wollte, konnte man wohl die französischen von 1789 en bloc annehmen und brauchte nicht noch einmal monatelang zu verhandeln, um schließlich zu demselben Resultat zu kommen und einfache Kopie zu liefern.

Zu den Grundrechten rechnete man vor allem auch: Gewissens- und Religionsfreiheit. Bei der Beratung über dieses Recht wurden der Herzen Gedanken recht offenbar. Ganz entschieden ward es ausgesprochen, nicht etwa bloß Freiheit des Glaubens und Gleichberechtigung der geschichtlichen Bekenntnisse und Religionen, sondern auch des Unglaubens; ja der bekannte Vogt verlangte Alleinherrschaft des Unglaubens, Verdrängung der Kirche aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens. „Die Kirche möge in den Himmel zurückkehren, aus dem sie gekommen ist", rief er laut in die Versammlung hinein. Als bei der Entlassungsfeier der Kandidaten des Predigtamts zu F. der die Abschiedsrede haltende Kandidat in seiner Rede über den guten Hirten und die die Herde bedrohenden Wölfe auch auf das Wolfsgeheul hindeutete, doch ohne es so zu nennen, und einfach die Worte aus der Paulskirche citierend, die Gefahr bezeichnete, die der Kirche drohe, erhob sich unter einem Teil der Kandidaten in der Kirche ein Murren des Unwillens wider den Abschiedsredner, und Zeichen des Beifalls für Vogt wurden laut. So weit war der antichristische Geist vorgedrungen bis in die Herzen künftiger Diener der Kirche. In dem Wahlbezirk aber, wo man Vogt gewählt, hauptsächlich auf Betrieb eines jungen vaterlands-

begeisterten Pfarrvikars, der bloß Vogts deutsche (?) Gesinnung im Auge gehabt, erschrak man doch über solche Äußerungen der Gottesfeindschaft und erließ eine Adresse an Vogt mit der Erklärung, man „wolle doch beim Glauben der Väter bleiben", worauf er die höhnische Antwort gegeben haben soll: „Das wolle er auch, aber seine Väter hätten eben nichts geglaubt," was übrigens bezüglich seines Großvaters, eines Pfarrers in der Wetterau, nicht gilt. Im Jahre 1854 aber, als Friedrich Wilhelm Krummacher bei Gelegenheit des Frankfurter Kirchentages in der dem Kultus zurückgegebenen Paulskirche predigte und auf jene Verhandlungen von 1848 in diesen Räumen zu reden kam, brach er plötzlich ab mit den Worten: „Doch ich will das nicht ausführlicher wiederholen; ich fürchte, diese Mauern, mit ihren gewaltigen Quadersteinen, würden sich schütteln!" Man mag sich's übrigens einmal ausmalen, wie's etwa geworden wäre, wenn jene Ansichten Vogts und seiner materialistischen Kollegen in der Paulskirche den Sieg davongetragen hätten. Die St. Paulskirche wäre dann wohl jetzt ein naturhistorisches Museum, dazu ein Ahnensaal des deutschen Volkes. Wo die Abgeordneten des Parlamentes säßen, hätte man, etwa nach den Gruppen der politischen Parteien geordnet, alle vorkommenden Arten von Affen in ausgestopften Exemplaren aufgestellt oder sonst in naturgetreuer Haltung angebracht, die geschwänzten Meerkatzen etwa auf der äußersten Linken, die Paviane ꝛc. im Centrum, Gorillas auf der äußersten Rechten, einen Orang-Utang auf dem Präsidentenstuhl.

V.

Septemberaufstand. Mordthaten.

Die Verhandlungen wurden bald durch entsetzliche Vorgänge unterbrochen. Auf Aufforderung des Parlaments hatte Preußen

eine Armee nach Schleswig-Holstein gesandt unter dem Oberbefehl des alten Wrangel. Sie hatte das Danewerk und dann die Düppeler Schanzen gestürmt; Freiherr von der Tann hatte kühne Streifzüge nach Jütland unternommen. Da drohte Rußland, in Preußen einzurücken, England und Schweden mit Blockade der deutschen Häfen. Dazu war Preußen im Innern tief erschüttert. Die Pflicht der Selbsterhaltung machte sich geltend. Man schloß den Waffenstillstand von Malmö (einer Stadt im südlichen Schweden). Der Reichsverweser wie auch das Parlament genehmigten denselben. Die Demokraten nahmen daraus Anlaß zu dem schrecklichen Aufstand am 17. und 18. September. Schon seit Wochen waren zahllose, in Straßburg gedruckte, auf gewaltsame Empörung zu Mord und Meuchelmord hinarbeitende Proklamationen ausgestreut worden. In diesen Proklamationen war es dem „edlen, großen deutschen Volke" gesagt worden, daß es von seiner Nationalversammlung „betrogen, verkauft, gefoppt, genarrt, werde". So beschloß denn das „große, edle, deutsche Volk," d. h. die Demokraten in der Paulskirche, und weiter in der Stadt Frankfurt und der näheren und ferneren Umgebung, dieser Nationalversammlung durch eine große Volksversammlung auf der „Pfingstweide", da, wo jetzt der Zoologische Garten ist mit seinen Affen, Bären, Löwen, Tigern, Leoparden, Hyänen, Papageien ꝛc., eine Lektion zu geben. Geleitet wurde die Versammlung von den Herren Behaghel und Reinganum in Frankfurt. Die Mehrzahl der Redner waren Mitglieder von der äußersten Linken im Parlament. Viel ward zunächst dem Volk vorgeschmeichelt von seiner „Intelligenz" gegenüber dem seitherigen rohen, brutalen Polizeistaat. Am meisten that sich der Advokat Zitz hervor. Er hielt die wildesten und anscheinend heroischsten Reden. Dem Vorschlag gegenüber, eine Monstre-Adresse an das Parlament zu richten, schrie er: zu Adressen sei keine Zeit mehr, man müßte „Fraktur reden"; wenn not, „aus den eigenen Leibern Barrikaden bauen";

ja er selbst wünschte, „auf der ersten Barrikade von der ersten Kugel getroffen zu werden, worauf man seinen blutigen Leichnam durch die Straßen tragen und das Volk durch seinen Anblick zur Rache aufstacheln“ solle. Der Redner wurde von der Menge beantwortet und oft unterbrochen durch laute Ovationen, die man den Linksten darbrachte. Vivats, Hurrahs und namentlich lautes Gebrüll eines Liedes: Die Aristokraten wollen wir braten ꝛc. Endlich faßte man einen Beschluß: „Die 258 Mitglieder des Parlaments, welche den Waffenstillstand von Malmö genehmigt, seien Volksverräter, man erwarte, daß sie ihr Madnat niederlegten und zurückträten. Damit aber nicht genug. Es schritt die „Intelligenz“ der Pfingstweide alsbald zur brutalsten Gewalt. Am 18. September, vormittags 10 Uhr, machte man einen Versuch, die Paulskirche zu erbrechen und die Nationalversammlung zu sprengen. Aber man hatte so etwas gefürchtet und Schildwachen zunächst im Innern der Paulskirche aufgestellt, dann aber auch einen eisernen Ring von Preußen und Österreichern außen um die Kirche gelegt. Der Senat der Stadt, der sich nicht stark genug fühlte, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Versammlung zu schützen, hatte die Ergreifung energischer Maßregeln dem Reichsministerium überlassen. Schon nachts 3 Uhr waren die ersten Bataillone Preußen und Österreicher eingerückt, im Laufe des Tages folgte noch ein Bataillon des Erzherzogs Rainer. Man hatte im Anfang der Revolutionsstürme wohl viel auf die Gutmütigkeit der Österreicher gerechnet, hatte gesagt, namentlich in Mainz, sie „fraternisierten mit dem Volk“; auch war dort einmal die Frage an sie gerichtet worden: „Nicht wahr, Ihr schießt nicht auf das Volk?“ und war die Antwort erfolgt: „Nein, wir müßten denn holter's kommandiert werden.“ Jetzt empfing man sie mit Steinwürfen. Auch hatte man hessische Chevauxlegers (Dragoner) in den Garnisonorten Darmstadt und Butzbach marschfertig gemacht, und eine Abteilung württem-

bergiſcher Artillerie und Lanciers, die auf dem Marſch nach Schleswig-Holſtein vor kurzem Frankfurt paſſiert hatten und bis Marburg gekommen waren, zurückbeordert. Alles Militär war unter den Oberbefehl des öſterreichiſchen Generals Nobili geſtellt. Unter dem Schutze dieſer bewaffneten Macht, zum großen Teil fremder Nationalität, denn die Öſterreicher waren Czechen, Böhmen, Mähren, Italiener, unter dem Kommando eines italieniſchen Generals — tagte das deutſche Parlament, bedroht vom „edlen, großen, deutſchen Volk“ in der alten Kaiſerſtadt! Es verhandelte über den von der Linken geſtellten Antrag: — ſich ſelbſt aufzulöſen und ein anderes Parlament zu berufen! Man wagte das nicht einmal kurz und energiſch mit gebührendem Unwillen abzuweiſen, ſondern half ſich damit, den Antrag als „nicht dringlich“ zu bezeichnen, ſomit zu verſchieben. Es lag ein weiterer Antrag vor, „die Reichstruppen zurückzuziehen“, das hieß mit anderen Worten, ſich vom fanatiſierten Pöbel abſchlachten zu laſſen; das lehnte man ab und trat dann in die Tagesordnung ein, die Beratung der Grundrechte, hielt die gewohnten langen doktrinären Reden; der Gegenſtand war gerade der denkbar doktrinärſte, die Schule; denn ſo eminent praktiſch die Schulfrage iſt, hier war ſie nur Anlaß, die abſtrakten Theorieen breitzutreten. Und mittlerweile, was that draußen die „Intelligenz“, von der man auf der Pfingſtweide mit ſo hohen Worten geredet?

Wir ſollten die ganze entſetzliche Geſchichte miterleben. Es war am Tage zuvor unſer Seminar-Kurſus geſchloſſen worden. Nach der kirchlichen Feier, in der das erwähnte Murren ſich erhoben, war ein Abſchiedsmahl gehalten worden, bei dem einige demokratiſche Kandidaten, jetzt Oberſte des Proteſtantenvereins, den guten ſanften Profeſſor S., der an Stelle des vom Schlag getroffenen Direktors C. dirigierte, zum Abſchied in der empörendſten Weiſe beleidigt hatten; es war alles aus Rand und Band. Wir hatten unſere ſieben Sachen gepackt, die Ausbildung für

einen Lebensberuf war nun vollendet, es ging nach Hause mit gemischten Empfindungen, Wehmut des Abschiedes von jahrelang verbundenen Freunden, doch mehr noch freudiger Hoffnung für die Zukunft, die eigene wie die des Vaterlandes. Der Weg führt durch Frankfurt; da war es ausgemacht, daß man ein paar Stunden bleibe und das Parlament besuche. Der altgewohnte Omnibus (Familienwagen, auch Blamage genannt), in dem man so vielmal den Weg auf der uralten Heerstraße durch die Wetterau zurückgelegt, erst zum Gymnasium und in die Ferien zurück, dann auf die Universität und wieder in die Ferien zurück, zuletzt zum Seminar und in die Ferien jetzt für immer nach Hause. (?) Der langsam schleichende Omnibus, aus dem man bei jedem Berglein ausstieg und ein Stück vorausging, der in jedem Dorfe anhielt, einen Auftrag zum Mitbringen aus der Stadt Frankfurt zu empfangen, hatte uns bis zur Höhe der Frankfurter Warte gebracht, drunten lag die alte, schöne Stadt, zu der man nie gekommen, ohne der alten Geschichte des Vaterlandes zu gedenken, die hier zum teil abgespielt, im schönen Mainthal, von den blauen Taunusbergen begrenzt, in der Ferne am Horizont der Donnersberg, Hardtgebirg und links hinüber der Spessart und die sehnsüchtig aufsteigenden Berge des Odenwaldes, festlich und feierlich war es uns ums Herz; noch schwellte die Hoffnung das Herz, daß da unten bald wieder des Reiches Pracht ihren Mittelpunkt habe, ein Kaiser gekrönt werden würde. Rasch ging's den Berg hinab nach den vor dem Friedberger Thor liegenden Landhäusern.

Es war ein milder, schöner Herbsttag; an der Straße links nach Bornheim hin standen noch die Weiden mit den schönen silberfarbigen Blättern. Ein milder Atem zog durchs Land. Alle die freundlichen Gartenhäuser waren mit Reben bewachsen bis unter's Dach. Trauben hingen daran in ungewöhnlicher Fülle, schon goldig leuchtend, weich und süß; Himmelsluft, weich

und warm, daß es einem ſelbſt auch weich und warm in der Seele ward und ſüß wie die Trauben. Die Natur voll Segen und Frieden, voll Gottesatem und Gottesnähe. Aber die Menſchen, die ſich in der Stadt angeſammelt und noch auf dem Zug dahin begriffen waren, — voll Haß und Blutgier. Wir ſind am Heſſen-Denkmal am Bethmannſchen Landhaus vorüber, wo die ſchöne Kunſtſammlung, die weit berühmte Ariadne, von wildem Panthertier zahm und ſanft getragen; es geht in die Bilbeler Gaſſe hinein und es überkommt uns, ohne daß wir noch wiſſen, was es im Laufe des Tages geben wird, eine Gewitterſchwüle. Wir ſtellen ein in der „Reichskrone", in der Friedberger Gaſſe, dem alten Gaſthaus, wo die Fuhrleute von allerlei Art, Frachtfuhrleute, Omnibusführer, Hauderer ſeit Jahrzehnten in ungezählter Menge eingeſtellt. Erſt gegen Abend geht die neu eröffnete Main-Neckar-Bahn nach Darmſtadt und zwar drüben von Sachſenhauſen aus, da die Main-Neckar-Brücke noch nicht ganz vollendet iſt. Wir haben ein paar Stunden, die wir natürlich nirgends zubringen mögen, als in der Paulskirche. Der Wirt nimmt unſer Gepäck in Verwahrung, reſp. gewährt ihm einen Platz im Hausgang vor der Gaſtſtube, zwei Koffer und den Guitarrenkaſten von Freund R., der ſein Lieblings-Inſtrument enthält, dann geht es durch die Zeil nach der Katharinenpforte hin zur Paulskirche. Schon auf der Zeil begegnet uns im ſchnellen Lauf eine „Baſſermannſche Geſtalt", ein unterſetzter Menſch mit großem ſchwarzem Bart, in blau und weiß geſtreifter Bluſe, wie man ſie den Pariſer Ouvriers nachgeäfft, mit ſchwarzem Schlapphut und dem lauten Ruf: „Waffen, Waffen! Man ſchießt auf das Volk!" Eine zweite „Baſſermannſche Geſtalt" ſagt uns mit wutſchnaubendem Auge: „Ein Bürger iſt erſtochen!" was aber nur erlogen war, wie es bei ähnlichen Gelegenheiten oft geſchehen. Von Schießen hörten wir jedoch nichts. In der kleinen Sandgaſſe rufen uns wohlwollende Frankfurter

zu: „Bleiben Sie zurück! Sie können doch nicht hinein, die Paulskirche ist gesperrt!“ Wir gehen dennoch vorwärts, sehen aber bald den doppelten Ring von Soldaten, die um die Kirche aufgestellt sind. So kehren wir nach der Reichskrone zurück. Schon auf dem Wege sehen wir in der Hasengasse, mehr noch am Anfang der Allerheiligen- und Fahrgasse vor der Konstabler-Wache eine Anzahl jener Gestalten das Straßenpflaster aufreißen. Omnibusse, Droschken werden angehalten und umgestürzt. Das ist Barrikadenbau! So viel hatte man gehört und gelesen von den Pariser Barrikaden, daß man fast ein Interesse empfand, auch einmal Barrikaden in der Nähe zu sehen. Den soliden Frankfurter Bürgern mag das Blaumontags-Vergnügen fremden zugezogenen Volkes vielleicht wenig gefallen haben, als es so ein blutiger Ernst ward. Zunächst kam es uns vor, als sähen selbst die uniformierten und bewaffneten Bürgerwehrmänner in ihren grünen Fräcken mit orangerotem Aufschlag die Sache nur als ein interessantes Spiel an. Denn sie ließen den Barrikadenbau ruhig geschehen, standen wohl gar dabei, Gewehr bei Fuß, wie Schildwachen vor den Barrikaden. Als wir in die Reichskrone zurückkamen, drang gleichzeitig mit uns ein Volkshaufe hinein, um alle im Hof stehenden Fuhrwerke, Gepäck, Fässer ꝛc. heraus zu holen und zum Barrikadenbau zu gebrauchen. Auch nach unsern Koffern griff man. Ich faßte den meinen an dem eisernen Griff und zog ihn in die Gaststube, dann auch den von Freund R., aber sein pappdeckelner Guitarrenkasten ward weggenommen und zum Barrikadenbau benutzt. Im Wirtszimmer, wo wir nur bis zum Abgang des Zuges verweilen und Hunger und Durst stillen wollten, lärmte ein Homburger Bürgerwehrmann in grün-roter Uniform mit zwei Reihen gelber Knöpfe, von Stand und Beruf ein Schneider. Er schimpfte über die Aristokraten, die Fürsten, das Parlament, die Volksverräter und war sehr blutdürstig, trank aber zunächst eine Flasche Wein nach der andern,

was seinen Blutdurst noch vermehrte. Das kleine vierjährige Bübchen, das er mitgebracht, dauerte mich in die Seele, es sah immer so besorgt und angstvoll auf seinen Vater. Der Unglückselige, er hatte seine Teilnahme am Aufstand zugesagt und hatte sich Courage trinken wollen. Jetzt hörte man schießen, er wankte hinaus; nach einer halben Stunde brachte man ihn tot herein. Eine Kugel hatte ihn getroffen, als er eben mühsam auf eine Barrikade klettern wollte. Der Kampf war losgebrochen, wir eilten hinaus auf die Straße. Eine beträchtliche Zahl von verschiedenen Seiten herbeigezogener Aufständischer hatte Waffenläden erbrochen, hatte sich „bevolkswaffnet" und stand, — was etliche Redner der Pfingstweide bedauert, daß es bis jetzt noch nicht geschehen, — auf den Barrikaden, wie die Franzosen. Die wenigen Bürgerwehrmänner, die auf ein Allarmzeichen erschienen waren, waren völlig verschwunden, nur die berittene Bürgerwehr, die sogenannten Weißhaarbüsche in dunkelgrünen Kolletts mit leberbraunen Hosen und weißen Roßhaarbüschen auf den Helmen (Kasketts) waren in voller Zahl erschienen, und patrouillierten, ohne jedoch den Bau und die Besetzung der Barrikaden hindern zu können. Unser Weg ging durch die Fahrgasse nach der alten Mainbrücke, die nach Sachsenhausen führt. Über zwei Barrikaden kletterten wir hinweg. An allen — geschlossenen — Läden in der Fahrgasse stand mit Kreide geschrieben: „Heilig ist das Eigentum." (Beim nächsten Aufstand, wenn es zu einem solchen kommt, wird diese Inschrift fehlen). Nahe an die Stätte gekommen, wo die Töngesgasse in die Fahrgasse mündet, hörten wir aus ersterer eine Gewehrsalve, zischende, pfeifende Kugeln wie Sperlingsgezwitscher, dann ein rasselndes Einschlagen der Kugeln in die Läden an der Ostseite der Fahrgasse, dazwischen einen gellenden Schmerzensschrei, dann Totenstille. Drei Mann trugen einen Toten rasch weg, der in der Töngesgasse gefallen war. Sechs Schritte weiter vor und wir wären in den Kugel-

regen gekommen. Wir eilen raſch vorüber, werfen einen Blick in die Töngesgaſſe: da ſtand über die ganze Straßenbreite eine Abteilung Öſterreicher in den weißen Röcken, wo blauer Pulverdampf ſich noch nicht verzogen hatte; ſie luden von neuem und klirrend fielen die Ladeſtöcke in den Flintenlauf. An der Barrikade, vor der Mehlwage, vorübereilend, erreichten wir das Main-Ufer. Gerade jetzt bezeugt ein kaum unterbrochenes Schießen, daß der Kampf an allen Punkten begonnen. Um 2 Uhr war die Nationalverſammlung geſchloſſen worden, die Truppen um die Paulskirche her waren disponibel geworden und hatten den Kampf begonnen; die erſte Barrikade am Türkenſchuß war von den Öſterreichern leicht genommen worden. Härter war der Kampf am Liebfrauenberg, am härteſten nachher in der Friedberger-, Allerheiligen- und Fahrgaſſe. Am Main-Ufer angekommen, gingen wir über die alte Sachſenhauſer Brücke; wir gerieten in eine todesgefährliche Lage. Auf der Frankfurter Seite ſtanden Aufſtändiſche; in der Mitte der Brücke, an der alten Brückenmühle, angekommen, ſahen wir am Ende der Brücke, auf der Sachſenhäuſer Seite, am deutſchen Haus, Öſterreicher ſtehen, zum Kampf bereit gegen die Aufſtändiſchen hinter uns, ſchon vorgehend. Wir hätten zwiſchen zwei Feuer geraten können und wären verloren geweſen, wenn nicht die Aufſtändiſchen noch einen Verſuch gemacht hätten, durch einen Parlamentär die Öſterreicher zu gewinnen, daß ſie „mit dem Volk fraterniſierten“.

Von der Sachſenhauſer Brücke aus ſahen wir, wie gerade weit unten über die neue Brücke der Main-Neckarbahn ein heſſiſches Regiment (das zweite Infanterieregiment) von Darmſtadt kommend, den Main überſchritt; der erſte Gebrauch der Brücke, über die nachmals ſo viele Hunderttauſende, ja wohl Millionen im Frieden hinüber- und herüberfuhren. Dieſe unſere Darmſtädter Landsleute zogen dann am Ufer des Mains hinauf nach der ſchönen Ausſicht, bogen in die Fahrgaſſe ein, teilten ſich da

in zwei Linien, die einen rechts an den Häuſern hingehend und nach links hinüber nach den von Aufſtändiſchen beſetzten Fenſtern und Dächer ſchießend, die anderen umgekehrt. Ein heſſiſcher Scharfſchütze erhielt nachher eine beſondere Belohnung. Auf einem Dach in der Nähe der Mehlwage hatte ſich ein Aufſtändiſcher poſtiert, ein guter Schütze, hinter einem deckenden Schornſtein, hinter dem er etwas hervorkam, wenn er einen Mann aufs Korn nahm, der dann auch regelmäßig getroffen niederſtürzte und hinter den er ſich raſch wieder zurückzog. Viele Kugeln der Heſſen waren vergeblich hinauf geflogen und hatten nur den Schornſtein getroffen. Unſer Scharfſchütze legte an und verharrte im Anſchlag nach der Stelle am Schornſtein, wo der gefährliche Feind zum Vorſchein zu kommen pflegte, und als er wiederkam, traf ihn die heſſiſche Kugel und er ſtürzte übers Dach von der fürchterlichen Höhe aufs Straßenpflaſter herab. In dieſem Kampfe in der Fahrgaſſe verloren die Heſſen zwei brave Offiziere (Zimmermann und Linker).

Auf der Zeil war mittlerweile die heſſiſche Artillerie unter Hauptmann Becker herangeraſſelt, die größte aller Barrikaden am Eingang der Allerheiligengaſſe, an der Löwenapotheke, anzugreifen. Eine Aufforderung, ſich zu ergeben oder ruhig abzuziehen, ward von den Aufſtändiſchen trotzig abgewieſen. „Wir wollen ſterben für die Freiheit!“ hörte man noch. Da erfolgte der erſte Kartätſchenſchuß; — ein gräßliches Jammergeſchrei! Mit zerriſſenen Eingeweiden, zerriſſen von Holzſplittern, welche die Kartätſchen von den Wagen und Rädern, die man zu Barrikaden benutzt, losgeriſſen, wälzten ſich ein paar blutjunge Leute am Boden. Die anderen waren im Nu verſchwunden, namentlich die Führer. Noch nach Jahren ſah man die Spuren der eingeſchlagenen Kartätſchen in der Giebelſeite der Löwenapotheke, die ausſah, wie ein blatternarbiges Geſicht. Hauptmann Becker aber hieß von da an der Kartätſchen-Becker. Die Anſtifter und An-

führer waren wie gewöhnlich verschwunden, unter ihnen der damals vielgenannte ehemalige hessische Artillerie-Lieutenant Germain Metternich, Bruder unseres ultramontanen Freundes, des Architekten Metternich, mit dem wir die A—er Volksversammlung gehalten. Andere hatten gar nicht am Kampf teilgenommen, sondern hatten, Cigarren rauchend, auf der Zeil und aus den Fenstern der Nachbarschaft zugesehen. Nach dreistündigem Kampfe hatte man eine List versucht, wie in Paris in den Junitagen. Man hatte Waffenruhe verlangt, angeblich um die Barrikaden abzutragen. Mitglieder der Linken führten die Verhandlungen, voran der Reichskanarienvogel, der gewiß sehr froh war, daß er sich nicht während des Schießens auf eine Barrikade gesetzt, und noch froher, daß man jetzt nicht seinen von einer Preußenkugel getroffenen blutigen Leichnam durch die Straßen schleifte, das Volk zur Rache zu rufen, und ihn dann etwa nebst dem Leichnam seines Freundes Zitz zum Barrikadenbau benutzte. Leichtgläubig ging man auf die Verhandlungen ein. Eine Stunde lang ward nicht gekämpft, dann begann der Kampf wieder. Um 6 Uhr hatte die erwähnte Beckersche Artillerie in der Löwenapotheke das stärkste Bollwerk der Aufständischen zerstört. Nachts elf Uhr waren sie meist zur Stadt hinaus (oder in Schlupfwinkel) getrieben; die letzte Barrikade ward am Dienstag früh genommen.

Das Entsetzlichste war unterdessen am Friedberger Thor geschehen. Der greise General von Auerswald und Fürst Lichnowski, beide Abgeordnete im Parlament, hatten einen Spazierritt unternommen, man vermutet, um auszuschauen, ob die von Norden her erwartete militärische Hülfe (die Württemberger, die nach Schleswig-Holstein marschierend, von Marburg zurückbeordert worden waren) nicht bald käme. Vor dem Friedberger Thor in der Richtung nach Bornheim waren sie auf einen zahlreichen Haufen bewaffneter Aufrührer gestoßen. Bockenheimer und Ginnheimer Turner und Sensenmänner, geführt von Schuster Georg

aus Ginnheim. Sofort hatten einzelne aus diesen Haufen den Fürsten Lichnowski erkannt. Er war durch seine äußere elegante, aristokratische Erscheinung eine der bekanntesten Persönlichkeiten im Parlament. Er soll etwas locker gelebt haben, aber selbstverständlich nicht deshalb war er den Aufrührern verhaßt, deren verhältnismäßig sittenreinster wohl ein moralischer Cyniker war gegenüber dem Fürsten; auch wohl nicht wegen seines Stolzes, sondern einfach als Mitglied der rechten Seite des Hauses und wegen seiner geistigen Überlegenheit über die Phrasendrescher der linken Seite, die er, obwohl nie in einer den ritterlichen Anstand mißachtenden Weise, oft geltend gemacht hatte. Auerswald war ein Ehrenmann, an dem auch der bitterste Feind keinen Makel finden konnte. Die beiden Reiter nahmen beim Anblick des bewaffneten Haufens eine andere Richtung, von der Friedberger Landstraße ab, rechts hinüber in der Richtung nach Bornheim. Man hat sie darum getadelt und hat gesagt: Wären sie in den Haufen hineingesprengt, er würde sich geteilt und sie durchgelassen haben, ja der Haufen sei durch das fluchtartige Seitwärtsreiten erst recht aufmerksam gemacht und ermutigt worden. Aber an Mut und Ritterlichkeit fehlte es gewiß keinem von beiden, Auerswald war preußischer General und Lichnowski hatte als Karlistischer Offizier jahrelang in Spanien tapfer gekämpft, — es haben doch wohl die beiden völlig recht gehabt, wenn sie zunächst einem Konflikt lieber auswichen. Auch war der Haufe so groß, daß das Hindurchsprengen schwerlich geglückt wäre. Man hat lange gemeint, das Zusammentreffen sei nur ein zufälliges gewesen; aber es liegen Thatsachen vor, daß wenigstens Lichnowski nach einem bestimmten Plane vorzugsweise ins Auge gefaßt worden war, als einer, der gemordet werden müsse, und daß man ihn den ganzen Tag beobachtet und umlauert hatte, gerade wie den Abgeordneten Heckscher vom rechten Centrum, in Wiesbaden, Soden, Höchst, und den alten Turnvater Jahn, den früheren

Abgott der liberalen Turner, den man von der Westendhalle herabstürzen wollte, welchem Schicksal er durch göttliche Bewahrung entging. Ursprünglich bestand der Aufrührerhaufe, dem die beiden Reiter begegneten, nur aus etwa 20 Mann; bald waren es über 100, ja 150 wie aus der Erde gewachsen, während man vorher keine umherschweifende Banden wahrgenommen hatte. Die beiden Abgeordneten wurden mit Flintenschüssen und Steinwürfen verfolgt; ein Steinwurf traf und lähmte Auerswald am Arm. Bald zeigte sich auch eine planmäßige Umzingelung der Verfolgten. Der Weg, den sie eingeschlagen, war anscheinend eine Sackgasse, ging zwischen den Gärten hin bis zu dem Hause des Kunstgärtners Schmidt, wo er anscheinend ein Ende hatte. Beide sprangen vom Pferde und suchten in dem Hause Schutz. Durch eine Hinterthür des Gartens ließ man sie herein. Auerswald suchte Schutz auf dem Bodenraum des Gewächshauses, Lichnowski im Keller hinter einem Brettergerüst. Die Aufrührer drangen hinein, und die stehengebliebenen Pferde zeigten ihnen den Ort, wo man die Reiter zu suchen habe, und durchsuchten alle Räume. Zuerst entdeckten sie Auerswald, schleppten ihn unter Knüttelschlägen und Kolbenstößen durch den Garten, warfen ihn zuerst in einen Graben und erschossen ihn danach. Lichnowski war bei zweimaligem Durchsuchen unentdeckt geblieben. Man durchsuchte die Räume zum dritten Mal, wobei der Gärtnerbursche, den man heftig bedrohte, in die dunkelen Räume leuchten mußte. Auch bei diesem dritten Mal wäre L. beinahe unentdeckt geblieben; leider schaute ein Zipfel seines Rockes unter dem Brettergerüst hervor, daran wurde er erkannt, hervorgezerrt, mit Sensen gehauen, durch den Garten nach der Straße geschleppt und da noch erschossen. Er soll im letzten Augenblick noch, dem Beispiele des Erlösers folgend, betend und für seine Mörder fürbittend die Hände erhoben haben. Aber auf die Wütenden machte das keinen Eindruck. Man mußte auf deutschem Boden

auch erleben, was Schiller von der französischen Revolution sagt: „Da werden Weiber zu Hyänen", — eine solche Hyäne war unter den Aufrührern, eine Frau Zobel aus Ginnheim, die auf den fast Toten noch mit ihrem Regenschirm losschlug und ihm mit der Spitze ein Auge ausstach. Unwillkürlich übrigens dachte man bei dieser Augen ausbohrenden Megäre an die Sirenenaugen, mit denen der Unglückliche früher verkehrt. Auch den Vornehmen und Großen dieser Welt gilt das Wort des Herrn: Matth. 5, 28. 29. Die Art seines Todes machte übrigens einen versöhnenden Eindruck.

Die Aufrührer und Mörder waren übrigens trotz ihrer großen Zahl und noch größeren Wut über die Maßen feig. Als nach einiger Zeit ein paar preußische Bajonette über den Hecken sichtbar wurden, stob die ganze Bande auseinander. Zehn Mann Militär zur rechten Zeit zur Stelle hätten die ganze entsetzliche That verhindern können. Aber wie sollten sie zur Stelle sein, da man von dem Schrecklichen nichts wußte? Es sollte wohl einmal, vielen zur Belehrung und Ernüchterung, an den Tag kommen, was für Teufel die Revolution entfesselt hatte, was für hölliſche Leidenschaften in gewissen Schichten des „edeln deutschen Volkes" die Herrschaft führten.

Grauen und Entsetzen ergriff alle Bessergesinnten. Schande über Deutschland! ewige Schande! Wohl rief ein Fremder, der zugeschaut: „Die letzte Schande! der letzte Mord! Deutschland werden die Augen aufgehen, es wird den Abgrund sehen, dem es seither zugetaumelt; wird sehen, was hinter dieser „Freiheit" steckt, welche mit blutiger Hand die wahre Freiheit erwürgt mit elendem, feigem Meuchelmord!" Ja das war er; zweihundert Bewaffnete zogen gegen zwei Unbewaffnete! Und warum hat man sie gemeuchelt? Weil sie von der gesetzlichen Freiheit eine Meinung zu haben und solche auszusprechen, Gebrauch gemacht! Ja es sind manchem damals die Augen aufgegangen, mancher

hat damals seinem abstrakten, doktrinären Liberalismus Valet gesagt, es war ein Wendepunkt für seine politische, auch wohl religiöse Richtung; man erkannte die böse Art des Menschenherzens, die Notwendigkeit einer Erneuerung durch Kräfte von oben. Aber der „letzte Mord" war's nicht und nicht die letzte Schande! Wenige Tage darauf ward der österreichische Graf Lamberg in Pest gemeuchelt und wieder wenige Tage nachher der Kriegsminister Graf Latour in Wien. Jener Mord an der Bornheimer Heide war nur der Anfang einer Reihe dunkler Thaten, die bis zum Fürstenmord schreitend, noch nicht zu Ende sind.

Am 19. September fand die Beerdigung der gefallenen Truppen statt. Auerswald und Lichnowski wurden mit ihnen nach dem schönen Friedhof, ihre Leichen aber nachmals je in ihre Heimat in die Familiengruft gebracht. Am Grabe sprach Heinrich v. Gagern ein Wort ehrenden Gedächtnisses den braven Männern. Dann ein protestantischer Geistlicher, das Parlamentsmitglied Dekan Zittel aus Heidelberg; seine Rede hatte leider weder Kraft noch Saft. Zum dritten trat ein katholischer Geistlicher auf. Er sprach ein ernstes und mutiges Wort. Nicht die Mörderbande, die Anstifter klagte er öffentlich an, jene Redner der Pfingstweide und Genossen, die dem Volke die Gottesfurcht und fromme Scheu aus dem Herzen gerissen. Es war der schon genannte westfälische Pfarrer, Wilhelm Immanuel Freiherr v. Ketteler, aus altem niedersächsischem Adelsgeschlecht, aber ein einfacher Dorfpfarrer. Damals machte sein mutiges Wort die Wohlgesinnten beider Kirchen auf ihn aufmerksam, seine Grabrede ging von Hand zu Hand — ich erhielt sie nachmals aus der Hand eines Arztes, der ganz davon erfüllt war, des ehrwürdigen Obermedizinalrats L. in D., mußte sie aber rasch weitergeben. Jeder wollte sie lesen. Die römische Kirche aber, die von jeher Geschick hatte, ihre Kräfte zu verwerten und die rechten Leute an die

rechten Plätze zu ſtellen, gab dieſem Manne bald darauf den Biſchofsſtuhl zu Mainz, von dem aus er lange Jahre großen Einfluß ausgeübt auf kirchlichem wie auf ſocialem Gebiet, als der „Streitbare", der aber nicht bloß das Schwert, ſondern auch die Kelle führte.

Die Aufrührer begruben ihre Gefallenen auch in einem großen gemeinſamen Grabe und ſetzten ihnen ein Denkmal. Noch jedes Jahr, bis auf den heutigen Tag, am Gedächtnistag des traurigen Aufſtandes, findet man es geſchmückt mit blutroten Blumen und Bändern. Sie ſagen damit: Wir ſind immer noch da und der Kampf hat noch kein Ende. Uns zur Mahnung! Das Denkmal trägt als Inſchrift den Schillerſchen Vers: „Und ſetzt Ihr nicht ſelber das Leben ein, Nie wird Euch das Leben gewonnen ſein!" Ein arger thörichter Mißbrauch! Man fragt billig: Was für ein Leben wollt ihr gewinnen? Das ihr habt, verliert ihr ſo wie ſo; ein anderes giebt's nicht für euch! Aber Chriſtenmenſchen mögen ſich wohl ein ſolches Wort zur Loſung erwählen, mögen und ſollen das Leben einſetzen im Sinne eines höheren Wortes, das der Höchſte geredet, der ſelbſt das Leben iſt: „Wer ſein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden."

VI.

Frankfurter Parlament. Frankfurt im Belagerungsſtand. Aufſtand in Wien.

Wir waren Zeuge entſetzlicher Vorgänge zur Zeit des Frankfurter Parlaments am 17. und 18. September 1848. Eine, von Parlamentsmitgliedern ſelbſt aufgeregte, wüſte Menge hatte den Verſuch gemacht, die vom deutſchen Volke ſelbſt gewählte, mit der Neuordnung der vaterländiſchen Verhältniſſe betraute Verſammlung in der Paulskirche zu ſprengen. Es war das

mißglückt. Die Aufregung der Massen hatte sich aber nicht gemindert, sondern bis zur blinden Wut gesteigert. Die Wut war hervorgebrochen, einmal in offenem Aufruhr, in Barrikadenbau und Straßenkampf, dann auch in persönlichem Meuchelmord. Männer, mit denen die sogenannten Freigesinnten ehemals Abgötterei getrieben, Märtyrer aus der Zeit der Demagogenhetze, waren diesen in rasendster Eile zum extremsten Radikalismus fortgeschrittenen Massen bereits Reaktionäre geworden, die man mit Mord beseitigen zu müssen glaubte. Selbst dem alten Turnvater Jahn war der Tod zugedacht; man wollte ihn von der Westendhalle hinabstürzen. Er entging dem aber durch Gottes Bewahrung. Zwei andere Mitglieder des Reichstages jedoch wurden, wie wir hörten, Opfer kommunistischer Mordsucht, der General von Auerswald und Fürst Lichnowski; zwei Mordthaten, die zu den niederträchtigsten gehören, die jemals in Deutschland vorgekommen. Hunderte standen gegen zwei, hunderte Bewaffneter gegen zwei Unbewaffnete. Und diese beiden deutschen Ehrenmänner, dazu gewählt und gesandt, um eine freie Überzeugung durch freies Wort in der Nationalversammlung geltend zu machen, wurden um dieser Freiheit der Überzeugung und des Wortes willen ermordet. Auerswald hatte nie ein anderes Wort, als das des Friedens gesprochen. Lichnowski, wohl nicht makellos wie jener, war einer der geistig Überlegensten in der Paulskirche, vielleicht nur deshalb von der Linken gehaßt, nie aber hatte er die Schranken des Anstandes, wie sie in öffentlichen Beratungen gezogen sein müssen, überschritten, dazu hatte sein Charakter viele Züge von Edelmut. Vielen, vielen, die damals, oder bis dahin für eine weitgehende, freilich ganz abstrakte Freiheit geschwärmt, das Volk für mündig zur Selbstregierung gehalten, sind damals die Augen aufgegangen, sie haben andere Anschauungen gewonnen, andere Bahnen eingeschlagen, haben vor allem die Überzeugung gewonnen, daß diese Freiheit

ohne Gottesfurcht zur blutigsten Tyrannei führt, daß namentlich aber die intellektuellen Urheber jener Gewaltthaten, wie überhaupt die Vertreter jener angeblichen Freiheit so abscheuliche Tyrannen sind, als sie jemals die Geschichte verzeichnet hat, daß zwischen ihnen und den gebrandmarktesten Tyrannen bloß der eine Unterschied ist, daß diese eben Tyrannen sein wollten und nichts weiter, jene aber sich Freiheitsmänner nannten. Man hätte das alles schon aus der französischen Revolution lernen können, aber man hielt gutmütigerweise das deutsche Volk für besser, als das französische, hatte namentlich keine Ahnung davon, wie weit sich in unserem Volke, dank der Freigeisterei seiner Führer, schon die heiligen Bande frommer Scheu gelöst hatten. Daß solche mordlustigen Tyrannen nicht bloß nach wie vor sich Freiheits- und Volksmänner nennen konnten, sondern auch als solche in weiten Kreisen galten, zeigte auch die ungeheure Macht der Phrase und der Lüge, unter deren Bann unser Volk stand und — leider teilweise noch steht. Daß es nicht bloß Ausschreitungen der rohen Menge waren, daß das damalige Parlamentsmitglied, der westfälische Pfarrer, nachmalige Bischof von Mainz, Ketteler, vollständig recht hatte, wenn er am Grabe der Ermordeten die Partei der Linken im Parlament mit verantwortlich machte, zeigte, wenn nicht schon die Reden auf der Pfingstweide, welche den Mordthaten vorangegangen waren, den Beweis geliefert hätten, das Verhalten der Linken nach denselben. Die Aufrührer, namentlich die rasch verdufteten Führer, verkündigten den gelungenen Mord mit großer Freude und überall erregte die Nachricht von diesem Gräuel bei der Partei der Revolutionäre nicht allein eine wenig verheimlichte Freude, sondern an vielen Orten lauten Jubel. Und selbst in den Sitzungen des Parlaments hat's nachgehallt.

Besuchen wir es gleich in einer der ersten Sitzungen nach jenen Vorgängen. Ich meinesteils kam mit meinen Erinnerungen

von Darmstadt her, das wir am Abend des blutigen Tages, nachdem wir über die Barrikaden der Fahrgasse geklettert, noch ehe die Darmstädter diese Straße kämpfend durchzogen, von Sachsenhausen aus, wo damals die Endstation der Main-Neckarbahn war, erreicht. Wir hatten unser Gepäck, die Koffer und die Guitarrenschachtel, zurücklassen müssen. Die Guitarrenschachtel war als Baustein einer Barrikade verwendet worden und wohl nicht mehr ganz heil, aber die Koffer vielleicht noch in der „Reichskrone" zu haben. Schon war die Nachricht nach allen Richtungen hin verbreitet: Frankfurt ist in Belagerungszustand erklärt! Man hat von dem Aufstand des 17. und 18. September gesagt, er sei, wie das so oft geht, zu früh losgebrochen; noch sei der von außen versprochene Zuzug nicht in genügender Menge vorhanden gewesen. Und in der That, man konnte diesen Schluß ziehen aus dem Umstande, daß noch am folgenden Tage alle Eisenbahnen ungewöhnlich viel Menschen nach der Stadt brachten, unter denen allerdings wohl sehr viele bloß aus Neugier dahin eilten. Wie man früher mit einer gewissen Neugier die Barrikaden gesehen, so wollte man jetzt einmal die Spuren des stattgehabten Straßenkampfes besichtigen, auch einmal sehen, wovon man von auswärts schon so viel gehört: eine Stadt im Belagerungszustand; das ist der Zustand, in dem alle öffentlichen Behörden der Militärbehörde unterstellt, das Kriegsgericht verkündigt ist, so daß vorkommenden Falles nicht auf dem gewöhnlichen Rechtswege, sondern nach dem sogenannten Standrecht verfahren wird. Dabei genaueste Überwachung der Aus- und Eingehenden, Ablieferung aller Waffen oder waffenähnlicher Werkzeuge. Unter das Kriegsrecht also war Frankfurt gestellt worden. Wie wird es sich da ausnehmen, das freundliche, heitere, behagliche, sonst so sorglose, bequeme, freie Frankfurt? Wir dachten uns einen düsteren Ernst, eine finstere Stille über der ganzen Stadt schweben; an bange Gesichter und öde Gassen, an den Thoren

Examinieren, Päſſe viſieren, Viſitieren, vielleicht gar an Arretieren und Füſilieren. Und in der That hörte man ſchon unterwegs von mitreiſenden Demokraten die Reden, die nachher in der Paulskirche ſelbſt laut wurden und in zahlreichen Zeitungen nachhallten von „Reaktion, Kanonenherrſchaft, Säbelregiment". Von dem allem aber war wenig oder nichts wahrzunehmen. Wohl fand man etwas von einem bunten Kriegslager. Auf dem ſogenannten Affenthorplatz lagerte eine Schwadron württemberger Lanziers, mit hohen, roten Käppis, die Pferde mit den Köpfen zuſammengebunden, die Reiter in den lederbeſetzten Hoſen über und über beſtäubt, auf dem blanken Erdboden, bis auf wenige eingeſchlafen, todmüde. Sie waren auf dem Marſch nach Schleswig-Holſtein in Marburg eingeholt und zurückbeordert worden, hatten einen ungeheuren Marſch gemacht. In den Straßen der Stadt überall Piketts ausgeſtellt. Preußen, Öſterreicher, Heſſen-Darmſtädter, Kurheſſen; vor der Konſtabler-Wache ein erlöſchendes Biwakfeuer, von Öſterreichern in weißen Röcken umlagert. Über die Zeil eine Abteilung Frankfurter reitender Bürgerwehr patrouillierend. Am Ausgang der Hafengaſſe nach der Zeil ein Piket Heſſen-Darmſtädter mit den hohen, kübelartigen Tſchakos, die rote, blaue oder grüne Kokarde in Zwiebelform darauf geſteckt, auf der Poſt das Paſſagierzimmer zur Wachtſtube eingerichtet und von Frankfurter Bürgerwehr beſetzt. Weiter hinab auf der Zeil am linken Trottoir viel Stroh, auf dem die Soldaten nachts geſchlafen. Weiter unten an der Hauptwache Wachtfeuer und auf dem Roßmarkt kurheſſiſche Artillerie, auf dem Paradeplatz preußiſche; vor dem engliſchen Hof zwei Kompanien des 35. preußiſchen Infanterie-Regiments; auf dem Goetheplatz kurheſſiſche Huſaren, die ſpäter zu längerem Verweilen ein Blockhaus aufſchlugen, unmittelbar vor dem Angeſicht oder der Naſe des alten Dichterfürſten, von dem faſt nur noch der Rücken ſichtbar blieb und der ſich aus-

nahm, als schäme er sich seiner Vaterstadt, in die er einst so stolz und frei hineingeschaut, daß auch sie ergriffen sei vom Zeitfieber der Barrikadenkämpfe. Von irgend welchen Plackereien des Fremden war gar nicht die Rede. Niemand von den zahllosen Fremdlingen, die sich nach und nach einfanden, ward nach einer Legitimation gefragt. Haufenweise umstanden sie die Soldaten, beschauten sich ihre Pferde, Uniformen und ihr Treiben, ihr Pferde- und Waffenputzen. Im übrigen schien es, als ob die hereingebrochene Reaktion der Bevölkerung gar nicht so unwillkommen gewesen sei, als ob es in diesem Belagerungszustand dem ruhigen, ordentlichen Bürger viel behaglicher wäre, als in den vorausgegangenen Tagen. Die Stadt hatte wesentlich eine andere Physiognomie. Man merkte: die Herrschaft des Souveräns der Gasse, des Pöbels, der schmutzigen Kerle und Gassenjungen, die in den letzten Wochen sich geltend gemacht und selbst das Parlament beeinflußt, waren verschwunden; Lieder wie: „Die Aristokraten wollen wir braten," oder das Heckerlied: „Hecker, freier deutscher Mann!" hörte man nicht mehr, so wenig wie rohe Ungebärdigkeit und das Schimpfen auf den Straßen und in den Wirtshäusern. Ja es waren sogar der größte Teil der Demokratenbärte, die roten Tücher, Federn und Kokarden, die Sinnbilder der Republik, der socialen, völlig verschwunden, selbst Turnerkleidung nur bei Knaben. Vor allem fehlten die abenteuerlichen Demokratenhüte, graue Schlapphüte oder hohe cylinderförmige, aber weiche, weiße oder gelbgraue Filzhüte; statt ihrer tauchte der steife schwarze Cylinder wieder auf, den man damals „Angströhre" nannte. Noch stand an den Läden mit Kreide: „Heilig ist das Eigentum"; bald öffneten sie sich, der Verkehr begann wieder, Fiaker fuhren hin und her, die Gemüseweiber, die klassischen Sachsenhäuserinnen, saßen wieder am alten Markt und am Dom, so ruhig im unruhigen neuen deutschen Reich, wie in dem ruhigen und an seiner Ruhe zu grunde gegangenen

alten deutschen Reich. Die ganze, rasch veränderte, Physiognomie der alten schönen Stadt gab ein Zeugnis, wie das deutsche Volk trotz seiner bösen Elemente doch noch zu lenken und zu leiten ist, wenn man gegen die bösen Elemente Energie entfaltet.

Nun aber zur Hauptsache, nach dem Parlament. Wir gehen an einer Abteilung Österreicher vorüber, es sind die schon einmal erwähnten Czechen, Böhmen, czechische Lieder singend; das that dem deutschen Herzen noch einmal weh, daß seine abgesandten Vertreter durch Czechen vor deutschen Mörderhänden gerettet werden mußten. Und nun am Paulsplatz? Der erste Anblick wieder eine Compagnie Österreicher, welche eben ihre Gewehre luden. Wie weit war es beim treuen, edlen, deutschen Volk gekommen, daß seine Reichsversammlung durch geladene Gewehre geschützt werden mußte! Ein Freund meinte in dem Klirren der Ladestöcke nicht bloß den vorhandenen, sondern auch den in der Zukunft drohenden deutschen Bürgerkrieg zu hören. In die Reichsversammlung selbst trat man mit einem Gefühl der Trostlosigkeit; fünf Monate hatten sie bereits beisammen gesessen. Was aufrichtige Patrioten, die unter der alten Misere der Zerrissenheit am meisten gelitten, am meisten gewünscht, am sehnlichsten erwartet mehr noch als in den Tagen ihrer Jugend, den einheitlichen Zusammenschluß der deutschen Lande und Stämme in einer einheitlichen Verfassung — mit einem Wort: ein neues deutsches Reich, wo war es geblieben? Noch war man dieser Frage gar nicht nahe getreten. In endlosen Beratungen über die sogenannten Grundrechte — 92 Sitzungen waren darüber hingegangen — waren die meisten in eine gewisse Abspannung geraten; man hätte hoffen dürfen, daß die blutigen Ereignisse des 18. September der Versammlung mit einem Schlag eine andere Stimmung und Haltung geben würden. Aber nein, dasselbe endlose Gerede, derselbe Wortschwall, dieselbe Phrasendrescherei, dieselben rhetorischen Künste, auf den Beifall der Galerie be-

rechnet, dieſelbe kleinliche Eitelkeit und Sonderintereſſen der Parteien. Eigentümlich, daß man ſo eine Verſammlung ein Parlament nennt — nach engliſchem Muſter kommt's her von parler, reden, und bedeutet alſo, wie früher bemerkt, eine Redeanſtalt — ſie war nun völligſt zur Schwätzanſtalt geworden; bald ward ſie zur Schrei- und Brüllanſtalt. Man überkam eine Ahnung, daß unter dieſem Gerede und Geſchrei das deutſche Reich ſchon in der Geburt erſtickt werden müſſe.

Es lag ein Antrag vor auf Beſchränkung der namentlichen Abſtimmungen, eines ungeheuer zeitraubenden Verfahrens, das von der Linken und äußerſten Linken beantragt und durchgeſetzt worden war. Man wolle nämlich wiſſen, wie jeder Einzelne ſtimme, damit er darnach unter die öffentliche Kritik der Gallerie und der radikalen Preſſe wie aller politiſchen Schriftſteller und Kannegießer komme. Sonſt begehrte man ja immer geheime Abſtimmung, wo es der demokratiſchen Partei Nutzen zu bringen ſchien. Nach langer Beratung ward der Antrag mit 8 Stimmen Majorität für „nicht dringlich“ erklärt, mußte demnach ſeinen Weg durch die Abteilungen nehmen, abermals ein Zeitverluſt; dann gings wieder an die Grundrechte. Und wiederum trotz der furchtbaren Ereigniſſe Redensarten vollauf, aber kein Eingehen auf den Gehalt der Dinge, Stich- und Schlagworte, Phraſen und Trümpfe, die Gallerie zu unterhalten; Deklamationen gegen Dinge, Notſtände, die eigentlich ſo gut wie ſpurlos verſchwunden waren. Meinte man doch bei dieſen Reden z. B. über das Jagdrecht, als ob es noch alle Tage vorkomme, daß irgend ein Bauer von einem Junker zu Tode gepeitſcht oder von Jagdhunden zu Tode gehetzt werde; ein Kampf mit Windmühlen und Geſpenſtern, von dem man auch heute noch nicht laſſen kann. Trotz aller ausgeſpielten Trümpfe, wie z. B. der des Parlamentariers Rösler von Öls, bei Gelegenheit der Beratung über das Verfahren gegen Wildfrevel: „Wenn man es

auf lange Prozesse ankommen lassen wolle, werde das Volk kurzen Prozeß machen", — ein Trumpf, der noch zehnmal nachher übertrumpft wurde, — sah man doch bald in den meisten Angesichtern der Versammelten den Ausdruck der größten Langeweile; und es blieb nicht bei den Gesichtern, auch die Reihen lichteten sich, zumeist wenn einer der eigentlichen Rhetoren die Tribüne bestieg. Man hatte sich offenbar überschrieen und übertrumpft. In einer kurz nachher erschienenen Schrift: Novae epistolae obscurorum virorum vom Buchhändler Schwetschke in Halle, auch Parlamentsmitglied, klagt Karl Vogt, Professor in naturalibus: „Nil juvat vox tremulans, nil oculus rotans" („Nichts hilft mehr die tremulierende, bebende Stimme, nichts das rollende Auge"). Wahrhaft erquicklich waren die sachlichen Reden, wie man sie von dem Herrn v. Vincke hörte, nachdem man so viel Nichtssagendes, Triviales, Ungehöriges, Phrasenhaftes gehört; man hörte einen Geschäftsmann, einen Staatsmann, nachdem man nur Sprecher gehört.

So abgespannt die Versammlung war, geriet sie doch nochmals in eine furchtbar wilde, ja entsetzliche Bewegung, als die Ereignisse vom 18. September zur Sprache und ein Antrag auf ein Gesetz zum Schutz der Nationalversammlung zur Beratung kam.

Der Vicepräsident Gabriel Riesser, ich erwähnte ihn schon als einen höchst ehrenwerten Rechtsanwalt israelitischer Herkunft und israelitischen Glaubens, begründete den Antrag in einer der vortrefflichsten Parlamentsreden, die überhaupt gehalten worden sind, ein wahrer Lichtpunkt in den Verhandlungen, ein Ausdruck tiefen sittlichen Ernstes, tiefer, warmer Überzeugung und edler politischer Gesinnung, die aus jedem Wort, jedem Ton, jeder Gebärde des Redners sprach. Gerade darum erregte sie den Zorn der Linken. Zunächst hielten sich ihre Reden noch gemäßigt, obwohl im höchsten Maß zweideutig. Mölling, Fahrenbach, Schoder, Venedey, Vogt, mißbilligten in einzelnen Worten den Aufstand

nahmen ihn aber doch im ganzen wieder in Schutz. Bald traten andere offen für ihn ein, und zwar, als einmal gegen den Abgeordneten Simon von Trier die Anklage auf Anreizung zum Aufruhr ausgesprochen wurde, geschah es mit einem wahrhaften Fanatismus aufrührerischer Gesinnung. Eine wahrhaft kochende Leidenschaft der seither nur mühsam verbissenen Zerstörungs- und Vernichtungslust, ja Vernichtungswut brach wie eine Feuersflut hervor. Der zweite Vicepräsident Simson, nachmals Präsident des preußischen Landtages und deutschen Reichstages, jetzt Präsident des Reichsgerichts in Leipzig, hatte damals zum ersten Male den Präsidentenstuhl bestiegen und man merkte bald eine starke Tendenz, seine Autorität gleich von vornherein zu knicken, ihn zu reizen, aus dem Geleis zu bringen, ihn unmöglich zu machen. Von vornherein machte man wiederholte Angriffe auf die parlamentarische Ordnung, auf die Stellung der Fragen, die ihm doch 'allein oblag. Die Ruhe und Festigkeit des Neulings auf dem Präsidentenstuhl war bewundernswert, steigerte aber nur den Zorn der Umstürzler. Bald kam's zu herausforderndem, drohendem Gebärdenspiel, Faustballen, auf Tisch und Bänke schlagen, heftiges, wildes Anschreien, ja Andrängen und Heranspringen an den Präsidentensitz. Ein Redner nannte das ungebührliche Verfahren einmal den „Zornmut des jüngsten Deutschlands". Aber wäre es nur ein solcher gewesen; es kann ja wohl einen solchen Zornmut geben, der die Ordnung einmal durchbricht und selbst wenn er zur furchtbarsten Leidenschaft sich steigert, — es kann die Leidenschaft etwas Erhabenes haben, vor dem man bei allen politischen Antipathieen in der Sache doch mit dem Träger derselben eine gewisse Sympathie hat; aber dieser Zornmut des jüngsten Deutschlands in der Paulskirche hatte, man kann nicht einmal sagen: Bitterkeit, sondern nur Gift, hämisches Wesen, etwas zwischen dem Zorn des Mannes und dem Erbostsein des Knaben Schwankendes und darum etwas Ohnmächtiges

und bloß um ſich Schlagendes, nicht eine Spur von Würde, ohne auch nur einen einzigen idealen Zug. In einzelnen Momenten glich es dem Gebahren einer ſich prügelnden Bande in einer Schnapskneipe. Die Rede des Simon von Trier auf die gegen ihn erhobene Beſchuldigung, in größter Heftigkeit vorgetragen, beſtand zwar nur aus Phraſen, war aber voller giftigſter Bosheit, und konnte bei jedem ehrlichen Menſchen, welcher Richtung immer, nur Widerwillen, die grimmigen Drohworte des in Zorn kochenden Weſendonks nur Abſcheu erregen.

In dem wilden Tumult und Durcheinanderſchreien trat Gagern auf die Rednerbühne. Er hatte ein hohes Anſehen und ſeine ganze Haltung machte den Eindruck, als ob in ſeinen von allen in plötzlich eintretender Ruhe mit Spannung erwarteten Worten ein Blitz ſich entladen werde, durch welchen wenigſtens die erſtickendſten giftigſten Dünſte der unheilvollen Atmoſphäre zerſtreut werden würden. Und er ſprach allerdings Worte, welche mit Felſenlaſt auf vieler Herzen lagen, Worte des gerechten Zornes über die Inſchutznahme der Aufrührer und Meuchelmörder, die er als eine Frechheit bezeichnete. Zum erſten Male hörte man ein lautes Zeichen der Zuſtimmung von ſeiten der Ordnungsliebenden, auch von der Galerie herab, wo bisher nur das linke Extrem geherrſcht und unzähligemale eingegriffen hatte. Vielhundertſtimmiges Bravo ertönte, Zurufen und Händeklatſchen; viele Zuhörer ſchienen ſich gar nicht mehr faſſen zu können. Aber nun entflammte die Rachſucht der Linken, unten und auf der Galerie, darüber, daß die Rechte auch einmal gewagt, was die Linke als ihr Privileg angeſehen. In das Bravo der Rechten miſchte ſich ein wütendes Geſchrei der Linken ſamt Galerie. Man denke ſich 15—1600 Kehlen meiſt aus allen Kräften: Bravo! oder: Herunter! Zur Ordnung! rufend, ſchreiend, brüllend; man denke ſich das Klatſchen, Pochen, Stampfen von 3000 Händen, 3000 Füßen neben dieſem entſetzlichen Geſchrei, welches die ganze

Kirche bis zum Ohrenzerreißen erfüllte. Die Linkste ſtand auf wie Ein Mann, ſtand auf den Bänken, umdrängte die Rednerbühne, den Präſidentenſtuhl und die ſtärkſten Rufer in Streit: Weſendonk, Schlöffel, Rösler ꝛc. donnerten ihr: Zur Ordnung! den Abgeordneten v. Gagern! dem Vicepräſidenten Simſon mit wahrer Löwenſtimme ins Geſicht. Lange dauerte es, bis dieſer nur die Glocke ergriff. Endlich brach ſich dieſe auf einen Augenblick, aber auch nur auf einen Augenblick die Bahn. „Ich werde den Abgeordneten v. Gagern nicht zur Ordnung rufen!“ war die ſcharf geſprochene Antwort Simſons und das Geſchrei begann von neuem noch weit ärger als vorher. Neues Anſtürmen mitten unter dem Rufen, Schreien, Pochen, Stampfen. „Nein! nein! nein!“ war die wiederholte Antwort mitten unter dem Toben, mit dem Gebärdenſpiel der allerfeſteſten Entſchiedenheit. Und an dieſem Felſen brachen ſich wirklich, wenn auch nur allmählich, die hochaufſchlagenden Wogen der Zerſtörungswut. Dieſe Verſammlung mit ihrem Skandal war wohl ein Zeichen, wie wenig unſer Volk ſelbſt in höheren Schichten, der ſogenannten Intelligenz, reif war zur Freiheit und Selbſtregierung. Ob es heute weiter gekommen, müſſen wir wohl bezweifeln, wenn wir an ſo manche Wahlagitation denken. Viel mehr Anſtand iſt allerdings im gegenwärtigen Reichstag, und ähnliche Dinge würden wohl durch den gewaltigen Mann von Eiſen niedergedrückt werden. Damals mußte man ſich einer ſolchen Reichsverſammlung ſchämen, ſo ſchön und erhebend das Auftreten einzelner Mannescharaktere war. Das Parlament grub übrigens an ſeinem eigenen Grab durch Abweiſung der Anträge; es erklärte ſich damit für eine Art Privatgeſellſchaft. So heftige Scenen kamen übrigens nicht mehr vor, als man öſterreichiſche, preußiſche, heſſiſche Soldaten auch auf der Galerie zuließ.

Das Parlament, ſeine Arbeit am Bau der deutſchen Einheit iſt wohl, während ſie im Gange war, von ruhigen Männern

mit dem Turmbau zu Babel verglichen worden. Zutreffend ist der Vergleich jedenfalls insofern, als eine unsägliche Verwirrung herrschte, in der, wenn man sich auch verstand, man sich doch nicht verstehen mochte.

Etwas mehr Plan und Ordnung, wie auch ruhigere, die praktischen Bedürfnisse ins Auge fassende Bauarbeit kam mit der plötzlich eintreffenden Nachricht von der Erstürmung Wiens durch das österreichische Heer unter dem Fürsten Windischgrätz. Ganz parallel mit der Verwirrung in Frankfurt war die Verwirrung in dieser österreichischen, damals noch zu Deutschland gehörigen Kaiserstadt gegangen, eine Verwirrung, die aber noch viel blutigere Kämpfe im Gefolge hatte und bei der nicht etwa eine bloße Versammlung wie das Parlament, sondern die ganze Monarchie, das ganze Reich in Verwirrung gekommen, aus Rand und Band geraten, der völligen Auflösung nahe war. Was in Frankfurt und Wien sich zugetragen, stand aber in nahem Zusammenhang und deshalb haben wir unser Augenmerk noch einmal dorthin zu richten, umsomehr als aus jenen Vorgängen in Österreich sich die nachmalige Politik der Mehrheit des deutschen Parlamentes und sein schließliches Programm, das sogenannte Gagernsche Programm, auch das Programm der Gothaer genannt, erklärt.

Es ist wohl niemals, in allen Jahrhunderten, ein Staat so völlig aus allen Fugen gegangen, dem völligen Zerfall, der Auflösung so nahe gewesen, und so tief in Not, ja fast völlige Hoffnungslosigkeit weiteren Bestandes geraten wie die österreichische Monarchie im Jahre 1848. Ihr sich wieder Auf- und Zusammenraffen zu neuem festem Bestand ist aus menschlichem Thun, menschlicher Klugheit, Staats- und Feldherrnkunst — von welchem leider wenig vorhanden war — so wenig zu erklären, daß man nur an providentielles Walten und mit ihm an eine besondere

Aufgabe denken kann; die dieſem Staat mit ſeinem Kern deutſcher Bevölkerung für Geſamt-Europa noch geſtellt iſt.

Die erſte Folge der 48er Revolution in Öſterreich, die recht eigentlich mit dem Sturz des alten Metternich, des „Napoleons des Friedens" vollendete Thatſache war, war der Abfall von Ober-Italien, des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs, dem bald der Abfall von Ungarn und Böhmen folgte, ſo daß von der alten ungeheueren Monarchie eigentlich nur Ober- und Nieder-Öſterreich, Salzburg, Tirol und etwa Kärnthen und Krain blieben. Und dieſer Reſt war ſo gut wie ohne alle Regierung und überdies das, was vorhanden, war von Fremden beeinflußt und in ſteter fieberhafter Unruhe erhalten. Man hatte ein neues Miniſterium unter Graf Colowrat gebildet, das aber nur wenige Wochen bis in den April ſich halten konnte und bald von einem neuen gefolgt war, das dasſelbe Schickſal hatte, eins aufs andere, alle gleich ratlos und thatenlos, alle ohne Ausnahme unaufhörlich bedrängt und verhöhnt von tumultuariſchen Klubs und Rotten, deren Leitung die unreifen, freiheitstrunkenen, vom Pöbel angebeteten Studenten in der Aula übernahmen, weshalb man auch von der Aula einfach als von der öſterreichiſchen Regierung redete. Dieſe Aula aber ſelbſt war beeinflußt und geleitet von frechen Juden und ungariſchen Wühlern, denen die vom zweitfolgenden Miniſterium unter Graf Ficquelmont am 18. April erteilten Freiheiten, wie Aufhebung der Frohnden und aller bäuerlichen Laſten, ſowie die am 25. April erteilte Reichsverfaſſung nicht genügte. Eine Unzahl ſchamloſer Hetzblätter brachte es Tag für Tag zu nächtlichen Katzenmuſiken, Fenſtereinwerfen und greulichem Tumult. Dieſe Demonſtrationen erfuhren namentlich der Erzbiſchof, der päpſtliche Nuntius und die Klöſter der Liguorianer und Redemptoriſten, die geſtürmt und geplündert wurden. Ficquelmont ſelbſt, bei Nacht überfallen, rettete mit Mühe ſein Leben. Sein Nachfolger Pillersdorf that alles, was die Studenten und

Juden haben wollten, doch genügten auch die weitgehendsten Konzessionen nicht; man stürmte sein Palais, nöthigte ihn, die neue Verfassung nach dem Zweikammersystem aufzuheben und eine Konstituante in Einer Kammer zu berufen. Gleichzeitig drang ein wilder Haufe, vom Polen Burian geführt, in die Hofburg, den Kaiser zu schrecken, der nach dem allein treu gebliebenen Tirol floh. Pillersdorf schloß die Universität. Darauf erfolgte die Auflösung der akademischen Legion, um der Schreckensherrschaft der Aula ein Ende zu machen. Die Studenten widersetzten sich; die Soldaten, die man zur Exekution beordert, wurden in blinder Schwachheit sofort zurückberufen. Nun heller Triumph der Aula. Die Wirtschaft war toller denn zuvor. Obwohl die Soldaten gar keinen Angriff machten, ward doch die ganze Stadt mit Barrikaden erfüllt, die zum Teil aus festem Mauerwerk aufgeführt, auf denen aber nicht gekämpft, sondern schamlose Orgien gefeiert wurden, zahllose liederliche Dirnen trieben sich mit unerhörter Frechheit umher. Die ordentlichen Bürger verloren allen Mut, doch bildete sich ein „Sicherheitsausschuß" von Bürgern und Studenten. Präsident desselben war der Jude Fischof, der die Frechheit hatte, die Frohnleichnams-Prozession anzuführen. Die „Forderungen des Volkes" wurden in einem großen Plakat an die Straßenecken angeschlagen. Minister v. Pillersdorf dankte ab. Es war ein kluger Gedanke, den Erzherzog Johann an die Spitze des Ministeriums zu stellen. Seine Stellung als Reichsverweser hatte ihn populär gemacht, mehr noch als er es vorher gewesen. Er berief den Rechtsanwalt Bach in's Ministerium und übertrug das Kriegsministerium dem Grafen Latour, einem tüchtigen Manne, der sein Hauptaugenmerk aufs Heer und dessen Stärkung richtete und so die Rettung anbahnte.

Mittlerweile fand ein großer Slavenkongreß in Prag statt. Die Böhmen hatten die Teilnahme am Frankfurter Parlament abgelehnt und ein Nationalparlament von Slaven berufen,

in dem aber die Polen die Czechen, die Dalmatiner die Ruthenen nicht verſtanden, ſo daß ſie die deutſche Sprache als die wählen mußten, in welcher die Verhandlungen allen verſtändlich geführt werden konnten. Danach beurteile man den neueſten Panſlavismus als einen rechten Schwindel. Das Slavenparlament ging übrigens ſo weit, eine proviſoriſche Regierung in Prag einzuſetzen. Man ſandte den Fürſten Windiſchgrätz, der die Ablieferung aller Waffen fordert. Man antwortet mit Barrikadenbau. Windiſchgrätz will friedlich ſchlichten, da trifft ein meuchleriſcher Schuß ſeine neben ihm am Fenſter ſtehende Gemahlin, ſein Sohn wird im Straßenkampf verwundet. Der Fürſt zeigt eine unerſchütterliche Ruhe. Er zieht nachts mit ſeinen Truppen aus der Stadt, den Sarg ſeiner Gemahlin vor ſich, ſeinen verwundeten Sohn hinter ſich. Laut frohlocken in trunkner Freude die Czechen über ſeinen feigen Rückzug. Aber morgens blitzen ſeine Waffen von Hradſchin herab; er hat ſeine Mannſchaft, wie die Prager ſelbſt, in den engen Straßen ſchonen wollen. Einige Bomben, die brummend über die Stadt fliegen, erregen einen Todesſchrecken. Man kapituliert. Die Kompromittierteſten fliehen. Fürſt Windiſchgrätz verfährt mild und gnädig. Von da an ſind die Czechen für die Erhaltung der Monarchie gegen die Ungarn und das deutſche Parlament eingenommen. Eine Kammer, die in Wien zuſammengetreten war, zeigte ſich als ziemlich unbedeutend. Es waren viele bäuerliche Abgeordnete, die, um Geld zu ſparen, bei ihren Söhnen in irgend einer Kaſerne logierten. Während der Dauer der Reichstagsverhandlungen war einige Ruhe eingetreten. Reichstag und Miniſterium machten übrigens gleicherweiſe den Eindruck großer Energieloſigkeit. Das benutzte der ungariſche Agitator Advokat Koſſuth. Unter ſeiner Leitung ertrotzte eine ungariſche Deputation in Wien ein eigenes Miniſterium für Ungarn, an deſſen Spitze Graf Batthiany trat, forderte ſogar völlige Trennung auch der Finanzen und des Heerweſens Ungarns von den Finanzen

und dem Heer der Gesamtmonarchie. Hierin gab jedoch der Kaiser nur teilweise nach, verstand sich jedoch dazu, einen besonderen ungarischen Reichstag in Pest in Person zu eröffnen. Das liberale Ungarn zeigte sich, wie das erfahrungsmäßig zum Wesen des Liberalismus gehört, im höchsten Grade tyrannisch, Recht fordernd für sich selbst, aber anderer Rechte mit Füßen tretend. In Ungarn wohnen bekanntlich noch andere Nationalitäten, Kroaten, Serben, Deutsche in großer Menge, deren Sprachen im öffentlichen Leben durch die ungarische verdrängt wurden. Das rief große Erbitterung hervor. Am 23. April, als an einem Ostersonntag, kam es zu einem blutigen Zusammenstoß der Serben und Magyaren im sogenannten Banat. Ein eigenes serbisches Nationalkomitee trat in Karlowitz, ein kroatisches in Agram zusammen. An der Spitze des letzteren stand Jellachich, Ban von Kroatien, ein von den Ungarn besonders gefürchteter und darum auch verhaßter Mann.

In Italien war gleichfalls der offene Aufruhr ausgebrochen unter dem Einfluß des alten Verschwörers Mazzini. Man begann mit Neckereien der österreichischen Soldaten, riß ihnen die (Monopol-)Cigarren aus dem Munde. Etliche Soldaten machen einmal von ihren Waffen Gebrauch. Täglich kam's nun zu blutigen Auftritten; besonders in Pavia war zuerst die Drohung erschollen: Tod den Deutschen! Das Militär behielt die Oberhand. Der alte 82jährige Oberbefehlshaber der österreichischen Truppen in Italien, Radetzky, sah übrigens mit klarem Auge das Wachstum der revolutionären Bewegung und bat in Wien um Verstärkung. Umsonst. Statt Verstärkung kam die Nachricht von dem Aufstand in Wien und gleichzeitig die Kriegserklärung von Seiten des Königs von Sardinien, Karl Alberts, la spada d'Italia, das Schwert Italiens, von den Liberalen genannt. Andere nannten ihn: il re perfide, den treulosen König. In seiner Jugend hatte er es mit den Karbonaris (den

Revolutionären, besonders im Neapolitanischen) gehalten, die er später dem Henker überlieferte, war dann als Kämpfer für den Absolutismus in Spanien aufgetreten und stand jetzt an der Spitze des liberalen Italiens. Kaum war die Kriegserklärung kund geworden, als ein Aufstand in Mailand erfolgte. Radetzky mit seinen wenigen Truppen mußte diese Hauptstadt der Lombardei räumen. Viel hat uns bald unser alter Freund v. B., ehemals Pfarrer und Konsistorialrat in Mitau, zuletzt in Weinheim an der Bergstraße davon erzählt, der damals, als der Aufstand losbrach, Pfarrer einer kleinen deutschen Gemeinde in Mailand war. Er schwebte mit seiner Familie in größter Gefahr. Den Italienern war er verhaßt als Tedesco (Deutscher), den Österreichern war er verdächtig als Protestant. Vor beiden mußte er sich mit den Seinen verbergen. Trotz der langdauernden Gefahr hatte er ein gewisses Ergötzen an dem Benehmen der Mailänder Revolutionäre. Als die Österreicher abzogen, kamen sie tausendweise säbelrasselnd aus ihren Häusern; als einmal das Gerücht sich verbreitet, die Österreicher seien zurückgekehrt, verschwanden die Helden in Häusern und Kellern, um, als die Nachricht kam, daß die Österreicher doch abgezogen, sofort wieder als Helden säbelrasselnd und wütend drohend die Straßen zu durchziehen. In Venedig ward der treue Oberst Martinowich grausam ermordet und der elende Gouverneur Zichy übergab die Stadt den Demokraten. Radetzky übrigens sammelte aus allen den kleinen österreichischen Garnisonen Oberitaliens am Gardasee ein Heer von 40 000 Mann. 20 000 Lombarden waren aus dem österreichischen Heere desertiert. Karl Albert kam mit 60 000 Mann, doch hatte er unter diesen etwa 8000 jener desertierten Lombarden. Die übrigen italienischen Staaten unterstützten ihn mit 45 000 Mann. Ein Teil dieses Heeres drang in Tirol vor. Sie wurden von den tapferen Tirolern zurückgeschlagen. Nach kleinen Gefechten kam es zu einer Hauptschlacht bei Custozza.

Der greise Radetzky war vor Alter und Aufregung so schwach, daß er nur stehen konnte, wenn er sich auf die Lehne eines Stuhles stützte. Aber sein Heldenmut hatte ihn nicht verlassen. Die Italiener hatten die Übermacht, und die eigentlichen Piemontesen waren gut geübt nach preußischem Muster und schlugen sich gut. Dazu war, in dem ungewöhnlich heißen Sommer, eine ungeheure Hitze, daß viele Soldaten am Sonnenstiche starben. Dennoch gelang es dem alten Helden Radetzky durch heldenmütigen Angriff und kluge Leitung des Heeres die Piemontesen vollständig zu schlagen. Durch den Sieg bei Custozza war Österreich gerettet. Mailand ergab sich sofort und ward gelinde behandelt. Venedig ergab sich nicht; es wußte, daß es schwer belagert werden konnte, da es vom Lande aus mit Kugeln kaum zu erreichen war, die Sumpfluft vom Ufer überdies die Belagerer mit Krankheit und Tod bedrohte. Später ward es doch zur Übergabe gezwungen, durch Aushungerung; auch hatte man dabei den Versuch gemacht, es aus Luftballons aus der Vogelperspektive herab mit herabgeworfenen Bomben und Granaten zu bombardieren. In allen italienischen Kämpfen gegen Österreich hatten übrigens die Engländer die Hand im Spiele, welche hofften, aus den einzelnen Teilen österreichischen Besitzes in Italien würden sich kleine Republiken bilden, über die sie dann die Protektion erhielten.

Nach dem Sieg seiner Truppen in Italien kehrte Kaiser Ferdinand aus Tirol nach Wien zurück, vertrauend auf Radetzky und Windischgrätz. Kossuth bereitete Ungarn zum hartnäckigsten Widerstand und suchte die Revolution in Wien in Brand zu erhalten. Eigenmächtig machte er Papiergeld und ließ 200,000 Soldaten ausheben, schuf eine neue Art Truppen, die sogenannten Honveds (eine Art Landwehr), die nicht unter des Kaisers, sondern unter seinem, des Kossuths Befehl standen. Auch gelang es, ihm, die wichtigsten Festungen Ungarns für sich zu gewinnen und

das Kommando in denſelben in ſeine, reſp. ſeiner Anhänger Hand zu bringen. Der eigentliche Gouverneur von Ungarn, der alte Sponheim, der ſich ſo große Verdienſte um Ungarn erworben, und nun ſein Verderben kommen ſah, dem die ſchwache öſterreichiſche Regierung nicht zu wehren vermochte, ward wahnſinnig. Endlich wird auch der ſchwache Kaiſer einmal ungehalten, ermannt ſich, ernennt den Grafen Lamberg zum Oberbefehlshaber, erklärt Koſſuths Anordnungen für ungiltig, verbietet ſein Papiergeld. Lamberg ſollte und wollte des Kaiſers Befehle dem Koſſuth perſönlich überbringen. Auf der Donaubrücke zwiſchen Ofen und Peſth ward er plötzlich, nach vorbedachtem und wohlangelegtem Plane, vom Pöbel überfallen und ermordet. (Der Frankfurter Mord auf der Pfingſtweide, — Auerswald-Lichnowski — war nicht der letzte geblieben und es ſollten noch mehr Mordthaten kommen.) Bald darauf ließ Arthur Görgey, Unter-General Koſſuths, den Grafen Zichi, Kaiſerlichen Adminiſtrator zu Stuhlweißenburg, hängen. Jetzt endlich verſuchte man energiſche Maßregeln. Ungarn ward in Belagerungszuſtand erklärt. Ban Jellachich ſammelt ein Heer und überſchreitet die Donau. Doch läßt man ihn zunächſt nicht in Ungarn weiter vordringen, ſondern beruft ihn zunächſt nach Wien, den revolutionären „Sicherheitsausſchuß“ zu beſeitigen. Koſſuth verdoppelt ſeine Anſtrengungen, die Wiener in Aufruhr zu erhalten und läßt ſich's, bez. die Ungarn, die größten Geldopfer koſten. Maſſenweiſe wurde Geld unter den Wiener Pöbel verteilt. Hauptagent Koſſuths in Wien war ein polniſcher Edelmann Pulsky und der Jude Tauſenau. Zu ihnen geſellte ſich auch ein Parlamentarier aus der Paulskirche, der bekannte Robert Blum, der von Frankfurt nach Wien geeilt war, „für die Freiheit zu kämpfen“, und ein Berliner Demokrat Fröbel. Zunächſt ſuchten die beiden mit dem Schwert ihrer Zunge zu wirken. In großen Volksverſammlungen ſuchten ſie die Sympathieen für Koſſuth — den Todfeind Öſterreichs

und ſchließlich auch Deutſchlands — zu mehren. Merkwürdige Unklarheit, in der der Zauber oder das Wahngebilde einer vermeintlichen Freiheit, richtiger vielleicht noch die Furcht vor einer alle Hoffnungen auf freiheitliche und einheitliche Geſtaltung Deutſchlands vernichtenden Reaktion uns damals noch erhielt. Trotz der ſchrecklichen Erfahrungen in Frankfurt begleiteten wir den Robert Blum noch mit Sympathieen nach Wien, hoffend, wenn den Ungarn Sieg werde, werde Öſterreich zerfallen, alſo ſein deutſcher Teil frei werden von den anderen fremdartigen Teilen und werde dann ins neue deutſche Reich ſich einfügen laſſen, was mit der Geſamtmonarchie, mit ihrem fremdartigen Völkergewimmel doch nie geſchehen konnte. Auch in Wien ſollte unſer Enthuſiasmus niedergeſchlagen werden durch eine Mordthat. Die Sympathieen, die Robert Blum für Koſſuth erwirkt, — tauſende von Menſchen, auch Bauern aus Niederöſterreich erſchienen in den großen Volksverſammlungen — waren zugleich eine Wut auf den öſterreichiſchen Kriegsminiſter Latour, der das Heer Radetzkys verſtärkt und nun auch das Heer Jellachichs verſtärken wollte. Man gab die Loſung aus: Latour muß hängen!

Am 6. Oktober ward ein Bataillon Grenadiere und eine Abteilung Reiterei von Wien nach Ungarn abgeſandt. Unter dieſen Soldaten, die durch Wein und liederliche Dirnen bearbeitet und im Gehorſam wankend gemacht worden waren, brach eine Art Meuterei aus. Sie weigerten ſich, zu marſchieren. Der Pöbel zerſtörte die Eiſenbahn, erſchoß den General Brody, umzingelte das Kriegsminiſterium. Latour befand ſich in demſelben, doch verhehlte man ſeine Anweſenheit. Der Jude Goldmark verriet ihn. Latour ging den Rebellen nun mannhaft entgegen; ſie mordeten ihn, zerfleiſchten ſeine Leiche auf kannibaliſche Art, ſchleiften ihn an den Füßen durch die Straßen und hingen ihn an eine Laterne. Der Frankfurter Mord war nicht der „letzte.“ Der elende Reichstag nannte dieſe Greuel eine „Art ſchrecklicher

Selbsthilfe“ und verkündigte allgemeine Amnestie. Der Kaiser floh in der Nacht. Windischgrätz und Jellachich rückten heran. Panischer Schrecken ergriff die Schreier. Taufenau floh mit vielem Geld. Das Frankfurter Parlament hielt nun die Zeit gekommen, wo es auch ein Wort mitzureden habe und sandte die Professoren Welcker und Mosle zur Vermittlung zwischen den österreichischen Heerführern und den Aufständischen nach Wien. Windischgrätz empfing die beiden höflich, ohne sich jedoch weiter in Verhandlungen mit ihnen einzulassen; Jellachich verhöhnte die beiden „deutschen Schulmeister“; in Wien aber von den Aufständischen wurden sie mit Hohngelächter abgewiesen. Das allmählich herangerückte Heer begann die Beschießung Wiens. Auf den Barrikaden standen Robert Blum und Fröbel, mit feurigen Reden zum Kampf aufmunternd. Die zahlreichen Freischärler und die Wiener Bürgerwehr wurden von dem Polen General Bem kommandiert. (Später floh dieser nach der Türkei, schwor den Christenglauben ab, ward Muselmann und Pascha.) Ein anderer Führer, Messenhauser, erkannte bald, daß man einem regelrechten Angriff und Sturm nicht widerstehen werde. Man wartete auf ungarische Hilfe und schaute lange darnach aus, merkwürdiger Weise von der Warte des Stephansdoms, von der man einst bei der Belagerung Wiens durch die Türken nach der Hilfe Johann Sobieskis von Polen ausgeschaut. Die Ungarn standen auch ganz nahe an der deutschen Grenze, aber sie kamen nicht, sie wagten die deutsche Grenze (des ehemaligen Bundesgebietes) nicht zu überschreiten. Es wäre das ein casus belli gewesen, der alle zum deutschen Bund gehörenden Staaten zum Schutz des deutschen Bundesgebietes gegen fremde Invasion verpflichtet hätte. Windischgrätz schreitet bald zum Sturm auf die Stadt. Es kostet nicht viel Blut. Die Führer der Aufständischen — wie gewöhnlich — machten sich bald aus dem Staube, das teure Leben dem Vaterland und der Sache der Freiheit bewahrend; Pulsky voran;

ebenſo ein gewiſſer Fenneberg. Meſſenhauſer, Robert Blum und Fröbel werden gefangen und ſtandrechtlich zum Tode verurteilt. Fröbel errutſcht ſich Begnadigung auf den Knieen und wird nachmals Journaliſt in öſterreichiſchen Dienſten. Blum bot ſeine breite Bruſt in der Brigittenau den Kugeln dar. Man hat ihn von da an als Märtyrer für die Volksfreiheit geprieſen, als eine Art Heiligen der Demokratie, den man auch in Liedern feierte, des Todestag alljährlich mit einer Gedächnisfeier begangen wird. Das Volk, auch das demokratiſche, bedarf ſolcher Heiligen; da es den lebendigen Gott nicht verehrt, muß es einen Menſchenkultus haben, wie die Socialdemokratie in Laſſalle. Ohne allen Kultus kann der Menſch nicht leben. Kennt er nicht den wahren Gott, macht er ſich einen Götzen.

Mit der Bewältigung des Aufſtandes in Wien war die Ordnung in Deutſchöſterreich hergeſtellt. Ungarn koſtete noch viel Kampf und Blut. Ein neues Miniſterium ward eingeſetzt unter Fürſt Schwarzenberg. Er war ein bedeutender Mann, geiſtreich, umſichtig und ein Staatsmann erſten Ranges. Er verlegte den Reichstag aus dem unruhigen Wien nach dem ruhigen Kremſier. Kaiſer Ferdinand aber dankte ab zu gunſten ſeines Neffen Franz Joſeph, deſſen jugendliche Perſönlichkeit begrüßt ward als eine Vorbedeutung der Verjüngung Öſterreichs.

VII.

Frankfurter Parlament — Kaiſerwahl.

Der Aufſtand in Wien war niedergeworfen durch die Energie des Fürſten Windiſchgrätz. An der Stelle der ſogenannten Aula, der von ungariſchen Emiſſären und Juden beeinflußten Studentenſchaft, die eine Art revolutionärer oder „proviſoriſcher“ Regierung gebildet, d. h. die Stadt und den Staat tyranniſiert hatte, war

eine geordnete Regierung getreten, ein Ministerium unter dem Fürsten Schwarzenberg, und die Herstellung der Ordnung im größten deutschen Staat übte einen weitgehenden Einfluß auf alle deutschen Lande, in denen es bis dahin, wenn auch nicht so blutig, doch nicht weniger bunt und kraus durcheinander gegangen war, wie in Österreich. Der Tumult, der im März des Jahres 1848 nach der Pariser Revolution und Verjagung Louis Philipps begonnen, hatte ja auch während der Beratungen des Frankfurter Parlaments, in dem doch das deutsche Volk sich selbst ein Organ zur Neugestaltung seiner Verhältnisse geschaffen, durchaus nicht aufgehört. Unausgesetzt hielt die demokratische Partei neben dem Parlament in allen deutschen Landen Volksversammlungen ab, begründete Vereine; außer den, auch den Namen politischer Vereine tragenden, noch andere, wie Turnvereine, in denen wenig oder gar nicht geturnt, sondern auch nur politisiert ward, Arbeitervereine, die ebenfalls die Arbeit gründlich beiseite ließen und Politik trieben, alle, um das Parlament in ihrem Sinne zu beeinflussen mit unausgesetzten Eingaben, Forderungen, Protesten, nicht selten auch durch den Ausbruch wüster Tumulte, um das Parlament, wie die einzelnen Landes- und Lokalbehörden zu erschrecken, in Furcht zu erhalten, die wenigen Konservativen einzuschüchtern, Soldaten zu verhöhnen, Gefangene zu befreien, sie als Bestandteile künftiger demokratischer Armeen zu verwenden. Solche Tumulte in größerem Maßstabe, — die kleineren waren gar nicht zu zählen, — fanden statt in Dresden, Leipzig, Köln, Offenburg, Altenburg, wo die Herzogin Therese durch Verhöhnungen der Demokratie so schwer gekränkt wurde, daß sie erkrankte und starb, worauf der Herzog in tiefem Kummer abdankte und die Regierung seinem Bruder Georg übertrug, dann in Kassel, Landau, Worms, Gießen, Wiesbaden, Gera, Göttingen, Nordhausen, Hamburg, dann noch einmal in Gießen, in Zwickau, Chemnitz, Arolsen, Mainz, Lübeck, Hildburghausen, auch auf dem

Lande, unter den Bauern, wie im Odenwald, im Naſſauiſchen, in Mecklenburg, wo ſie das Schloß Morgelow, in Sachſen, wo ſie das Schönburgiſche Schloß Moldenburg, in Schleſien, wo ſie das Rothſchildſche Schloß Tütſchen verbrannten.

Im Bereich meiner Erinnerung liegen vorzugsweiſe die Ereigniſſe in Gießen, deſſen Univerſität ich ſchon verlaſſen hatte, dahin ich aber vom nahen Friedberg (Seminar) öfter zum Beſuch zurückkehrte. Beim Beginn der revolutionären Bewegung ſchon hatte man dort eine „kirchliche“ Feier veranſtaltet, die wohl eine arge Kirchenſchändung war, doch nur der Anfang viel ärgerer Schändungen, wie ſie nachmals auch in Dorfkirchen vorkamen, wo man Volksverſammlungen in den Kirchen hielt, bei denen die Cigarrenſtummel der betrunkenen Volksmänner auf den Altären herumfuhren. Zu dieſer Gießener Feier hatten die Führer der Fortſchrittspartei das Programm entworfen, dem ſich alle fügen mußten: die Bürger, ſie mochten einer politiſchen Geſinnung ſein, welcher ſie wollten, die Lehrer mit der Schuljugend, die weltlichen Beamten aller Grade, die Profeſſoren der Univerſität, die Lehrer am Gymnaſium und der Realſchule, wie die Geiſtlichen. Wehe dem, der ſich ausgeſchloſſen hätte. Vom „Brand“, dem freien Platz an der (damaligen) Aula, ging der Zug nach der Kirche, geführt von der „Bürgerwehr“, die mit Ober- und Untergewehr, die „Offiziere“ mit blankem Säbel, ſich neben dem Altar aufſtellten und Gewehr im Arm, bedeckten Hauptes während des ganzen Gottesdienſtes (?) in dieſer Stellung beharrten, bis ſie unter lautem Kommandoruf im Parademarſch die Kirche verließen. Die Predigt hielt der verſtorbene Kirchenrat Engel, der diesmal „das ganze Krämche los ließ“, d. h. die ganze Gewalt ſeiner Poſaunenſtimme entfaltete. In einem ſpäter veranſtalteten zweiten Gottesdienſt, reſp. Volksverſammlung in derſelben Kirche, hielt der bekannte Affenmenſch Vogt eine Rede, in der er über den ſeitherigen Gang der Parlamentsverhandlungen Bericht erſtattete,

in welcher die fulminanten Redensarten, Witze und Späße mit Händeklatschen, Bravoruf und Vivat hoch! reichlichst gelohnt wurden, während der damals in Hessen allbekannte Vollblutdemokrat (ehemalige Theologe) August Becker in seiner Bluse, mit dem mächtigen struppigen Bart auf den steinernen Stufen des Altars saß, oder vielmehr ausgestreckt lag und bisweilen Vogts Rede mit wilden Zornesrufen unterbrach, und weithin hörbar sein Messer auf den Stufen des Altars wetzte. Was für ein Geist- resp. Ungeist von da an geraume Zeit in Gießen Einfluß und Herrschaft übte, ergiebt sich aus den Reden einer Versammlung, die nahe der Superintendentur in einer an des Superintendenten Hausgärtchen stoßenden Wirtschaft von den Bierbänken herab gehalten wurden. Der nunmehr selig heimgegangene ehrwürdige (General-) Superintendent Dr. Simon mußte sie von seinem Arbeitszimmer aus anhören und hat sie nachmals in seiner Selbstbiographie mitgeteilt. Es wurde die Frage verhandelt, was man wohl mit den Fürsten anfangen wollte, wenn sie demnächst alle abgesetzt und gefangen wären. Es wurden verschiedene Vorschläge gemacht. Einer meinte, man solle sie in Käfigen im Lande herumführen und wie wilde Tiere zur Schau stellen. Ein anderer (Student der Medizin) schlug vor, sie zu töten und ihre Skelette in Naturalienkabinetten aufzustellen; ein dritter hielt es für das leichteste und kürzeste, sie ohne weiteres ins Wasser zu werfen. Gegen diesen letzten Vorschlag erhob sich nun aber eine Stimme mit dem Bemerken, das halte er für durchaus schädlich, denn wenn man sie im Wasser ersäufe, so würden ihre Leichname von den Fischen gefressen und wenn man nachher diese Fische finge und verzehrte, so bekäme man das Aristokratenfleisch in den Leib. Das wirkte. Mit gewaltigem Applaus und Gelächter wurde die Beratung geschlossen. Die Redner, welche sich besonders hervorthaten, waren: ein expreß von Heidelberg gekommener junger Mann, ein Gießener „Bürger“,

der ſpäter im Armenhaus ernährt wurde, und Studioſus Büchner aus Darmſtadt, der nachmalige Kraft- und Stoff-Büchner. So lächerlich, ſalz- und witzlos, ja fade jene Reden waren, ſie zeugten doch von dem Geiſte, der nicht lange nachher einen öffentlichen Aufſtand erregt hat, bei dem ein Student erſchoſſen ward.

Noch ſchlimmer waren die groben Soldatenexceſſe, infolge demokratiſcher Verführung, wie ſie beſonders in Württemberg und Bayern vorkamen, wo von der ſtrammen Disciplin, wie ſie bei den Preußen ſeit alter Zeit herrſchte, nichts vorhanden war, ja bis dahin und noch lange nachher ein recht lottriges und ſchlottriges Weſen herrſchte. In Heilbronn und Ludwigsburg hatte man ganze Regimenter entwaffnen müſſen, auch in Regensburg und München waren große Militärexzeſſe vorgekommen. In letzter Stadt gab es auch noch einmal einen Pöbeltumult, veranlaßt durch das falſche Gerücht, der König habe ſich den Kronſchatz als Privatbeſitz aneignen wollen und ihn ſchon in Sicherheit gebracht; ein andermal ging's etwas harmloſer gegen die Bierbrauer, in deren Brauereien und Häuſern man eine große Zerſtörung anrichtete. Am Mittelrhein, zwiſchen Mainz und Koblenz, zerſtörte man die Eiſenbahn und ſchoß auf die Waggons. Ganz Deutſchland lag monatelang wie im Fieber, ja wie im Delirium, bisweilen in förmliche Raſerei ausbrechend. Nicht ſelten traten auch politiſche Zwecke und Ziele vollſtändig in den Hintergrund; es war lediglich eine blinde Zerſtörungswut, die ſich auch ausſprach in der Loſung, wie ſie oft hier im mittleren Deutſchland gehört ward: „Es muß alles verrungeniert werden!" Socialdemokratiſche, richtiger kommuniſtiſche Teilungsgelüſte ſpielten meiſt eine große Rolle dabei. Am blutigſten ging es in Mainz her, wo man aus den Eigentümlichkeiten des leichten Mainzer Blutes und aus katholiſch-konfeſſionellen Gründen von jeher auf die, wie man ſie nannte, ſteifen, oft wohl auch etwas ſtolzen und anmaßenden Preußen ſeit lange einen grimmigen Haß hatte, der ſich beim

ultramontanen Pöbel, deſſen ganze Religion oft nur im Katholiſchſein beſteht, wohl gar, weil gegen proteſtantiſche Ketzer gerichtet, als eine Tugend vorkam. Am meiſten aber war der preußiſche Royalismus verhaßt bei einer Bevölkerung, die noch halb franzöſiſch, teilweiſe in Napoleoniſchen Traditionen lebte, teils mit der benachbarten franzöſiſchen Republick ſympathiſierte, mit der ſie ja einſtmals verbunden geweſen. Die Verführungskünſte, die man machte, glitten an dieſen pommerſchen und brandenburgiſchen Regimentern ab. So fing man an, die preußiſchen Soldaten auf der Straße zu ſchimpfen, zu verhöhnen. Trotz aller Zurückhaltung und Mäßigung von ſeiten der Preußen, die oft vielleicht weiter ging, als das militäriſche Ehrgefühl erlaubte, vielleicht auch gerade wegen dieſer Mäßigung, die dem feigen Pöbel als Feigheit vorkommt und ihm Mut macht, kam es endlich zu einer förmlichen Metzelei, bei der mit heimtückiſchſter Hinterliſt und Bosheit die einzelnen Soldaten niedergeſchoſſen wurden, während der Pöbel, wo ihm auch nur ein kleines geſchloſſenes Pikett entgegentrat, auseinanderſtob. Die Sache nahm ein Ende, als der preußiſche Generalgouverneur vor den Augen der Mainzer auf der Citadelle die Kugeln glühend machen ließ, mit denen die Stadt jeden Augenblick in Brand geſchoſſen werden konnte; — doch ich habe das ja ſchon früher erwähnt. — Die Mainzer Affaire wurde aber noch durch das überboten, was in Berlin vorging, das ſich überhaupt nur mit den Vorgängen in Wien vergleichen läßt.

In Berlin waren mit Beginn der revolutionären Bewegung im März einige hundert Polen, die in dem Aufſtand des Jahres 1846 als Rädelsführer gefangen genommen worden waren und gerade gerichtlich abgeurteilt werden ſollten, freigelaſſen worden. Sofort hatten ſie ſich bewaffnet unter dem Jubel der Berliner und waren, geführt durch einen gewiſſen Mieroslawski, den echten Typus des vertriebenen Polen, der die Revolution wie ein

Handwerk betrieb, nach Posen gezogen. Die Berliner meinten naiver Weise, er werde mit diesem Häuflein dann weiter gegen Rußland ziehen und dies Bollwerk des Absolutismus und der Despotie über den Haufen werfen. Er blieb aber in Posen. Dies war nebst der anderen, nicht zum „deutschen Bund" gehörenden Provinz Preußens (Ost- und Westpreußen) ins neue Deutschland eingetreten. Wohl die Hälfte seiner Bewohner, und zwar die wohlhabendsten und geistig regsamsten waren deutsch; die Polen aber verlangten das ganze Posen für ein wiederherzustellendes Polen und sie fanden ihre eifrigsten Fürsprecher dafür auf der linken Seite des Frankfurter Parlamentes. Man hörte da wieder fulminante Reden über den „Völkermord", wie man die Teilung Polens nannte; Reden, wie man sie früher unzählige Male in Zeitungen und Broschüren gelesen. Im Parlament saß ein ultraliberaler, ja ultraradikaler Geist, W. Jordan mit Namen. Er hatte sich bekannt gemacht auf einer Schriftstellerversammlung in Berlin durch einen Toast auf die „Freiheit von aller Gewalt, nicht bloß der wirklichen auf Erden, sondern auch der eingebildeten Spukgewalt im Himmel", einen Toast, bei dem es auch die kältesten Freigeister überrieselte. Im Parlament stimmte er stets mit der äußersten Linken. In der Debatte über die Rückgabe ganz Posens ans künftige Polen vernahm man aber seltsame Worte. Man sollte, sagte er, doch endlich einmal aufhören, die Teilung Polens als einen Völkermord zu bezeichnen, sie sei kein Mord gewesen, sondern nur die Bestattung einer Volksleiche. Ein ungeheurer Sturm der Entrüstung erhob sich auf der Linken, die ihn für einen Abtrünnigen erklärte. Jordan war mit fliegender Fahne und klingender Fanfare ins konservative Lager übergegangen, ward nachmals Reichsmarinerat, dann einziger Pensionär des nicht zu stande gekommenen Reichs, entsagte der Politik völlig, widmete sich der Dichtkunst, bearbeitete die „Nibelungen" und lebt als „Nibelungen-Jordan" still und

harmlos in Frankfurt a. M. bis auf dieſen Tag. Für Poſen aber war der Ausgleich getroffen worden, daß man es in einen deutſchen und polniſchen Teil ſchied; nur der erſte ſollte zu Deutſchland gehören. Der heſſiſche General, nachmals Kriegsminiſter, von Schäffer-Bornſtein war beauftragt worden, die Grenzlinie (Demarkationslinie) zwiſchen Deutſch- und Polniſch-Poſen feſtzuſtellen, daher Demarkations-Schäffer genannt. Nach dieſem Poſen begab ſich alſo Mieroslawski mit ſeinen hundert freigelaſſenen Polen, wollte aber auch Deutſch-Poſen in Beſitz nehmen, vertrieb die preußiſchen Beamten, mißhandelte, den Frankfurter Polenfreunden zum Dank, die Deutſchen, ſo daß die preußiſchen Truppen einſchreiten mußten, die nur nach äußerſt blutigem Kampfe unter General von Wedell über die Polen Meiſter wurden. Mieroslawski entkam, um bald nachher, wie gewöhnlich begleitet von einem Harem liederlicher Dirnen, als Führer der Aufſtändigen in Baden in dem angeblichen Kampf für die deutſche Reichsverfaſſung aufzutauchen.

In Berlin hatte die vom König berufene ſogenannte konſtituierende Verſammlung, die eine Verfaſſung für Preußen herſtellen ſollte, ihre Beratungen etwa in derſelben Weiſe geführt, wie das Frankfurter Parlament, ſie hatte ungefähr dieſelbe Anzahl von Schwätzern und Schreiern in ihrer Mitte und ſtand faſt noch mehr unter dem Einfluß des Straßenpöbels, der jedesmal tumultuierte, ſobald ein Beſchluß gefaßt wurde, der ihm nicht gefiel. Am 8. Juni hatte es der Prinz von Preußen, den man den Kartätſchenprinzen ſchimpfte, weil er im erſten Aufſtand zu Berlin mit den Truppen energiſch vorgegangen war, dem man ſein Palais abgenommen und es zum „Nationaleigentum“ erklärt, auch ſolches durch eine Inſchrift angezeigt, der dann nach England hatte fliehen müſſen, gewagt von dort zurückzukehren, um einmal einen Augenblick ſeiner Pflicht, ſeinem Mandat als Abgeordneter zu genügen, das er nicht etwa durch den König, ſeinen Bruder,

sondern durch fast einstimmige Wahl eines preußischen Wahlkreises bekommen hatte; aber man brachte ihm einen solchen Haß entgegen, daß er sofort die Versammlung verließ, um sich wieder nach England zu begeben. Dieser Prinz war kein anderer, als unser jetziger geliebter Kaiser. Dem gegenüber wollte es noch wenig heißen, wenn der Minister Graf Arnim auf der Straße vom Pöbel gröblich insultiert ward. Tags darauf brachte man dem französischen Gesandten Arago einen solennen Fackelzug unter dem tausendstimmigen Ruf: Vive la république! Zuletzt stürmte der Pöbel das Zeughaus und plünderte die Trophäen von hundert ruhmreichen Siegen. Da alles Militär entfernt und die Bürgerwehr ermüdet, entmutigt und zuletzt ganz verbummelt war, eine über alle Maßen freche Judenpresse unausgesetzt die staatlichen und kirchlichen Autoritäten höhnte, verdächtigte, verleumdete, beschimpfte und die Massen aufhetzte, hatte zuletzt der süße Pöbel die Alleinherrschaft und übte diese besonders in der konstituierenden Versammlung aus, in der jeder, der noch einigermaßen für Mäßigung war, aufs ärgste verhöhnt und bedroht ward, in die schließlich, was noch das traurigste war, die Schandsprache des Preß- und anderen Pöbels auch eindrang. Das Maß, längst voll, sollte aber noch zum Überlaufen kommen. Am 21. Oktober belagerte der Pöbel geradezu den Sitzungssaal, wüste Kerle pflanzten sich am Eingange auf und hielten jedem Abgeordneten, der hinein ging, einen Strick vors Gesicht mit der Drohung, ihn daran aufzuknüpfen, wenn er nicht stimme, wie der Pöbel es wollte. An demselben Tage kam die Nachricht von der Erstürmung Wiens. Da ermannte sich der König, ernannte ein energisches Ministerium, an dessen Spitze der Graf von Brandenburg und Freiherr v. Manteuffel standen. Diese verlegten den Sitz der Versammlung nach Brandenburg. Die Versammlung weigerte sich dessen. Die „Stadt", wie man sagte, oder die „Bürgerschaft" nahm eine drohende Haltung an, aber es war

mittlerweile der General Wrangel, der die Dänen siegreich bis in den Norden Schleswigs gejagt, mit den Garden zurückgekehrt und hatte sich der Stadt genähert. Da beschloß die Stadt großmütig, um Blutvergießen zu vermeiden, bloß passiven Widerstand zu leisten. Wrangel rückte ein. Die konstituierende Versammlung ließ sich von einem Sitzungslokal ins andere treiben, faßte noch einen Beschluß, alle Steuern zu verweigern, womit sie die Massen in der ganzen Monarchie zu gewinnen hoffte, wurde dann aber auseinander gesprengt. Die Bürgerwehr ließ sich entwaffnen und auflösen. Die Hauptwühler flohen. Die besonnenen Elemente der Versammlung fanden sich in Brandenburg zusammen. Da erschienen auch die Demokraten, um sie zu stören und durch mutwilliges „Austreten für heute" beschlußunfähig zu machen. Da ward die Versammlung aufgelöst. Eine neue Verfassung ward octroyiert, eine neue Versammlung berufen, welche aber dieselbe Sprache führte und darum auch wieder heimgeschickt wurde, bis erst 1850 eine Verfassung octroyiert werden konnte, die wesentlich noch jetzt besteht. Während all dieser widerlichen Kämpfe war auch einmal ein Attentat auf den König gemacht worden. Ein gewisser Sefeloge hatte ihn mit einem Pistolenschuß im Wagen am Arme verwundet.

Im allgemeinen kann man sagen, daß mit der Besiegung des Aufstandes in Wien wie mit der Einsetzung des Ministeriums Manteuffel und Brandenburg in Berlin für das politische Leben von ganz Deutschland ein Wendepunkt eintrat. In den politischen Mordthaten auf der Pfingstweide resp. an der Bornheimer Heide in Frankfurt (Auerswald-Lichnowski), auf der Donaubrücke in Pest (Lamberg), im Kriegsministerium zu Wien (Latour) und zu Prag (Gemahlin des Fürsten Windischgrätz) hatte das Fieber, in dem Deutschland monatelang delirierte, einen Höhepunkt erreicht; es kam ein Rückschlag. Nicht bloß, daß das Sichaufraffen der Regierungen, namentlich der deutschen Groß-

mächte das öffentliche Leben wieder in einen ruhigen Gang brachte, es regten ſich auch die konſervativen Kräfte in der Bevölkerung. Konſervative Vereine wagten es, neben den demokratiſchen, nicht bloß zu exiſtieren, ſondern auch redend und handelnd auf den Plan zu treten, ſich zu größeren Kongreſſen zuſammenzuſchließen und Intereſſen geltend zu machen, die man wohl für immer verſchwunden halten mochte, die aber eben einmal unaustilgbar ſind. Während man ſiegesgewiß und höhniſch in der Paulskirche zu Frankfurt der Kirche Chriſti zugerufen: ſie möge in den Himmel zurückkehren, von dem ſie gekommen, trat ſie in einer Weiſe in das öffentliche Leben, wie lange nicht, und beides im katholiſchen wie im proteſtantiſchen Gebiet.

Sei es auch hier an der Hand perſönlicher Erinnerungen, vielleicht unſcheinbarer Art, an der eine geſchichtliche Wendung und geſchichtliches Werden zu Tage tritt, das, bis auf dieſen Tag im Wachſen begriffen, in den Rieſenkampf der Zeit, der wie der Kampf aller Zeiten und der ganze Verlauf der Weltgeſchichte, nach Goethes Wort, ein Kampf zwiſchen Glauben und Unglauben, Reich Gottes und Reich der Welt, Chriſtus und Belial iſt, zu unaufhaltſamem Sieg eingetreten iſt.

Im beſcheidenen Seminarſtädtchen hatten wir, eine kleine Anzahl von Kandidaten, 4—5 an der Zahl, mit einem Blinden- und Taubſtummenlehrer unter allen politiſchen Debatten und Kämpfen, in die wir hineingezogen wurden, doch auch unſeres theologiſchen Studiums nicht ſo ganz vergeſſen und hatten auch im Seminar manche theologiſche und kirchliche Debatte führen müſſen, in denen man uns von Seiten der wohl achtmal ſo großen Zahl theologiſcher Gegner ſehr von oben herab als halb verrückte Menſchen, als ſolche, die lächerlicher Weiſe für eine abgethane, völlig verlorene Sache kämpften, ſpöttiſch und höhniſch behandelte. Man nannte uns wohl die Auguſtinerbrüder, und wir ſelbſt nannten uns auch ſo, denn die theologiſche Debatte

war veranlaßt hauptsächlich durch die Lehre von der Sünde, wie sie der Kirchenvater Augustin ausgebildet, in dessen Studium, wenn auch auf einigen Umwegen, wir hineingezogen worden waren. In einem Kolleg, dessen Aufgabe die Vergleichung verschiedener gedruckter Predigten war, hatte mir der Seminardirektor C. die Aufgabe gestellt, zwei Predigten über das Adventsevangelium, eine von Hofacker und eine von Uhlich mit einander zu vergleichen. Es war dies eine schwere Aufgabe, da jeder der beiden Prediger sich in ganz anderer Luft, auf anderem Boden, in anderem Element sich bewegt. Man könnte wohl eher einen Adler mit einer Schnecke, eine in den Lüften an ihren goldenen Liedern zum Himmel kletternde Lerche mit einer in einer Stubenecke pfeifenden Maus vergleichen. Eine Vergleichung Hofackers mit Uhlich mußte sofort den fundamentalen Gegensatz herausstellen, der sich so formuliert: Hofacker kennt eine sündige Verderbnis der Menschennatur, als Folge davon ein Gefühl des Elends, eine Sehnsucht nach einem neuen Wesen, nach Versöhnung, Erlösung, Heiligung, die in Christo, dem zweiten Adam, dem neuen Menschen und Anfang und Haupt eines neuen Geschlechts, Gottes- und Menschensohn, geschehen ist. Uhlich erklärt den Menschen für gut von Hause aus und stellt ihm die Aufgabe, durch Übung seiner guten Anlagen nur immer besser zu werden. Bis dahin selbst ganz rationalistisch geschult, konnte ich doch nicht umhin, infolge eigenster Erfahrung und im Angesichte der ganzen Menschheitsgeschichte, in welcher die Sünde eine so fürchterliche Rolle spielt, der langen Reihe von Freveltaten, tyrannischen Gewaltthaten und wieder Aufruhr und Empörung, Treubruch und Verrat u. s. w., welche die Menschheit wie eine schwere Kette durch alle Jahrhunderte hinter sich herschleppt und wie sie gerade in der von uns erlebten Revolution vorgekommen, und wesentlich unter deren Eindruck — mich für die Ansicht Hofackers zu entscheiden. Darüber entbrannte der Kampf, in dem dann vor allem der Ursprung des

Bösen zur Sprache kam. Ein halbes Jahr zuvor war das Thema schon einmal besprochen worden, aber in einer wenig ernsten Weise. Ein Kandidat, K. O., ein eminent begabter Mensch, der, leider ohne tieferen sittlichen Halt, nachmals zur äußersten Linken überging, als Prediger des Aufruhrs auf der noch zu erwähnenden Oberlaudenbacher Volksversammlung, auf der ein politischer Mord geschah, zum Tode verurteilt, nach der Schweiz und dann nach England geflohen, als Zeitungsschreiber den verschiedensten Parteien gedient, in England in einem Irrenhaus gestorben ist, hatte damals, in genauer, aber nur verstandesmäßiger Kenntnis der kirchlichen Lehre, in der dogmatischen Debatte über den Ursprung der Sünde, den alten Direktor C., der eine dem Menschen neben vielen guten auch anerschaffene böse Anlage behauptet hatte, mit sehr gewandter Dialektik in zwingenden logischen Schlüssen so weit gebracht, daß er bekennen mußte, daß nach seiner Behauptung Gott selbst — der größte Sünder sei, wogegen der Alte sich jedoch gewaltig sträubte, aber mit allen mühsamen und peinlichen Windungen sich doch nicht der letzten Konsequenz entziehen konnte, worüber denn K. O. sich — amüsierte! Die Sache ward jetzt ernster genommen.

In dem beschämenden Gefühl der erlittenen schweren Niederlage bot jetzt unser Direktor allen Scharfsinn auf, seine immer noch festgehaltene Behauptung zu verteidigen, brachte eine Menge rationalistischer Bücher mit in das Kolleg, wie namentlich eins vom alten Professor David Schulz in Breslau, in denen die kirchliche Lehre von der Erbsünde teils in einigermaßen würdiger, teils aber auch in höchst unwürdiger frivoler, bisweilen auch süßlich sentimentaler Weise bekämpft wurde. Ich mußte meine Position verteidigen, sah mich auch nach Hilfstruppen in Büchern um, und kam so zum ersten Male auf das Buch von Professor Müller in Halle: Über die Sünde. Ich hatte bis dahin von meinen akademischen und seminaristischen Lehrern nur mit großer

Geringschätzung und spöttisch vom „Sündenmüller" in Halle reden hören und mir vorgestellt, in seinem Buche müsse viel verkehrtes und dummes Zeug stehen. Jetzt las ich es und hatte bald den Eindruck: „Das ist ja alles ungeheuer gescheit," ja was noch mehr: „ganz unwidersprechlich wahr". Müller führte uns auf Augustin, den wir daheim, am liebsten aber in dem benachbarten Offenheimer Wäldchen, im Hause des Försters Oehle mit einander lasen, daher unser Name Augustinerbrüder. Aus dem dialektischen Kampfe aber kam eine tiefe, feste Überzeugung und aus der gewonnenen tiefern Kenntnis der Menschennatur eine Revision und Emendation der politischen Ansicht, die, wesentlich rationalistisch und liberalistisch, dazu höchst abstrakt und doktrinär, von einer einfachen Beseitigung hemmender Schranken eine herrliche Entfaltung der ja wesentlich aufs Gute angelegten und mit einer Fülle guter Anlagen begabten Menschennatur und mit ihr des gesamten Volks- und Menschheitslebens erwartet. Beruht doch der ganze Liberalismus in allen Gebieten des Lebens auf jener Unkenntnis der Menschennatur, einer Verkennung jenes furchtbaren Faktors der Sünde, des Egoismus im Menschen, und sind alle seine Verfassungstheorieen eigentlich nur auf das Wahngebilde eines vollkommenen guten Menschen zugeschnitten. Unsere Erkenntnis erhielt aber damals eine gewaltige Bestätigung eben in allen den blutigen Greueln, die die entfesselte Menschennatur in wenig Monaten des Revolutionsjahres verübt hatte. Wir gaben dem Liberalismus den Abschied, behielten nur das Ideal des unter einem Kaiser geeinigten deutschen Vaterlandes, galten natürlich sofort als Renegaten, Abfällige, und mußten uns auch den ebenso unsinnigen als boshaften Vorwurf gefallen lassen, wir strebten nach Gunst der Fürsten und Junker, nach der guten Pfründe eines Standesherrn, in einer Zeit, wo alle Vorrechte derselben, vorab ihre Patronatsrechte, und zwar diese für ewige Zeiten, zertrümmert und beseitigt erschienen und wo man für

„reaktionäre“ Anſichten und Beſtrebungen hundertmal eher den Strick als eine gute Pfründe zu erwarten hatte. Ein Referat über Schenkels (!) „Zweiundzwanzig Reden über Fragen der Zeit“, in welchem Referat ich Schenkels Behauptung zugeſtimmt, daß Ronge kein zweiter Luther ſei, hatte mir ſofort den Schimpfnamen Mucker eingetragen, der den Gliedern unſeres kleinen Kreiſes von Kollegen über die Straße nachgerufen wurde. Das alles war zuerſt ſehr bitter, aber heilſam. Es iſt gut, wenn man bei der liberalen Welt erſt einmal im Banne iſt, auf ihre Gunſt abſolut nicht mehr rechnen kann. In Heſſen ſagt man wohl: „Er heißt einmal Bläß, dagegen kann er nichts mehr machen.“ Alſo nur vorwärts, zurück kann man nicht mehr, auch aus höheren, ja den höchſten Gründen; die Schiffe ſind hinter uns verbrannt, die Brücken abgebrochen, alſo hinein in den Kampf für die Sache Gottes, die auch die heiligſte Sache des Vaterlandes iſt. Kaum hatte unſer kleiner Kreis das Seminar verlaſſen und ſich in erwünſchteſter Weiſe in Darmſtadt in Hauslehrer- oder Inſtitutslehrerſtellen wieder zuſammengefunden, als wir ſofort ein politiſch-kirchliches Blatt begründeten: „Politiſch-kirchliche Blätter“ genannt, und damit, wenn auch noch nicht ganz los von liberaliſtiſchen Theorieen, doch im weſentlichen einen entſchiedenen Kampf begannen für einen Neubau des Vaterlandes auf chriſtlicher Grundlage“. Leider mußten wir den Kampf weſentlich auch gegen unſere Staats- und Kirchenobrigkeit führen, die liberal zum Exceß waren; wohl war's reſpektswidrig, wir ſagen wohl gar, wider das vierte Gebot. Es waren die Flegeljahre unſeres jungen Konſervatismus. Noch aber leſen die Leute von damals ab und zu gern einmal wieder einen Artikel aus den zwei Jahrgängen jener Blätter. Mag man tadeln, ſo viel man will, jugendlicher Kampfesmut und frohe Siegeszuverſicht, wie ſie nur die Gewißheit einer guten Sache einflößen kann, iſt darin zu verſpüren. Möchte es aber heute wohl kaum nur beachtet werden, wie ſchwere

Kämpfe es damals koſtete, zur Erkenntnis von Wahrheiten zu gelangen, die jetzt jedermann ſo einfach, leicht und klar dargeboten werden, wie es ſchwer war, als verſchwindende Minorität für Wahrheiten einzutreten, die, wie jene Lehre vom ſündlichen Verderben der Natur damals von ungeheuren Majoritäten mit Hohnlachen abgewieſen, jetzt aber doch wohl von den meiſten Dienern der Kirche anerkannt werden.

In jener Zeit trat einmal ein junger Mann in unſern Kreis, den wir hoch verehrten und herzlich lieb gewannen, den Dichter Oskar von Redwitz; durch ſeine „Amaranth", „den erſten Harfenſtein" am Bau des Domes chriſtlich deutſchen Volkstums war er uns bekannt geworden. In ſchönem Einband hatte ſie ſchon der eine oder andere dem Mägdlein geſchenkt, das zum erſten Mal einen tiefen und dauernden Eindruck auf das jugendliche Herz gemacht, dem er auch ſpäter fürs Leben angehörte. Man erkannte ja bald die großen Mängel dieſer Dichtung in poetiſcher wie auch ſelbſt religiöſer Hinſicht. Aber es war ein Grund, eine Geſinnung, ein Streben, das uns wohlgefiel. Dazu ließ ſich der ſtrenge Katholik uns Proteſtanten wohl gefallen, verweilte acht Tage lang unter uns mit großer Freude, wohnend im Hauſe eines lutheriſchen Theologen, des ſeligen Profeſſors Dr. Lucius in Darmſtadt, machte Ausflüge nach der Bergſtraße, die dichteriſche Kollegin, die ſelige Frau Luiſe von Plönnies zu beſuchen, die ſpäter auch nicht lange nachher ihre Harfe zur Ehre Gottes ſtimmte. Was nun an der „Amaranth" beſonders gefiel, war die poetiſche Vorrede, die Klage, daß ſo gar ſehr das Lied verſtummt ſei zur Ehre deſſen, der doch Herr des Klanges und Lichtes iſt, während ſie als verwirrte Baugeſellen am Turm zu Babel bauten.

Während man unter gewaltigem Gehämmer, Gelärm, Geſchwätz, Geſchrei, Gezänk und pathetiſchen Reden an dem ſtolzen Bau beſchäftigt war, ward in aller Stille unbemerkt, oder, wenn

bemerkt, unter dem geringschätzigsten Hohn, der Grundstein zu manchem kirchlichen Liebes- und Friedenswerk gelegt, das den stolzen Babelsbau von damals überdauerte, und noch manchen anderen überdauern wird. Gleich nach Beginn der großen Umsturzbewegung zog, 3 Meilen nördlich von Frankfurt, eine kleine Gesellschaft, bestehend in einem Pfarrer, dem alten „Mystiker von Hainchen", nebst Frau, den Taubstummenlehrern Sp. und S., dem nachmaligen „Blindenschäfer", zwei Kandidaten des Predigerseminars und zwei armen verwahrlosten Kindern, einem Mädchen und einem Knaben in ärmlichster Kleidung in einem „Familienwagen" nach dem alten Kloster A. in der Wetterau, wo der edle Graf zu S. L. einen abgelegenen Pavillon nebst Garten zu einer Erziehungsanstalt für arme Kinder eingeräumt, um hier das erste sog. Rettungshaus im mittleren Deutschland zu eröffnen, nachdem es durch den mannhaften Pfarrer B. in L. nach glaubensstarker und hoffnungsfreudiger Rede eingeweiht war. Ein erstes lebendiges Steinchen, zu dem nachher noch hunderte in allen Teilen Deutschlands kamen, Anstalten christlicher Barmherzigkeit für Verwahrloste, Verirrte, Gefallene, Gefangene, Kranke, Hungernde, Entblößte, Wandernde, Fremdlinge, Obdachlose u. s. w. Die ersten Anfänge, der ins weite gehenden inneren Mission nach dem Vorgange der gesegneten Arbeiter in Gottes Weinberg, Falk, Wichern, Fliedner ꝛc.

Vielleicht noch unscheinbarer als so ein Rettungshäuschen war eine Versammlung, die sich halbjährlich einmal nahe bei Frankfurt auf dem hinter Fichten und Tannen still versteckt liegenden sog. Sandhof (jetzt geht der neue hohe Damm der Main-Neckarbahn dicht an ihm vorüber) zu gemeinsamer Besprechung und Beratung über religiöse und kirchliche Fragen und Angelegenheiten vereinigte. Es war eine kleine Zahl als Pietisten verrufener und verspotteter Geistlichen, deren Namen von aufgeklärten Leuten damaliger Zeit kaum genannt werden konnte, ohne daß

ſich der Mund zu mitleidigem oder ſpöttiſchem Lächeln verzogen hätte. Wir halten ſie jetzt als unſere geiſtlichen Väter hoch in Ehren; ſeien mit herzlichem Dank wenigſtens die Namen derer genannt, die jetzt eingegangen ſind zu ihres Herrn Freude: Pfarrer Zimmer und Gymnaſialdirektor Vömel in Frankfurt; Gymnaſiallehrer Wackernagel (damals in Wiesbaden, nachmals in Elberfeld, Dresden, der Germaniſt und Hymnologe); Pfarrer Huth aus Seeheim; Heber aus Offenbach; Reallehrer Reich, nachmals Pfarrer in Reichelsheim im Odenwald zum Doctor theologiae honoris causa von der Roſtocker Fakultät ernannt; Pfarrer Helferich, der feurige Prediger der Glaubensgerechtigkeit, aus der römiſchen Kirche herübergekommen, damals Pfarrer in Dolgesheim in Rheinheſſen, geſtorben zu Beedenkirchen im Odenwald; Richter aus Braunheim, Profeſſor — damals Kandidat — Lucius aus Darmſtadt. So viel verſpottet und verdächtigt dieſe Konferenz war, ſie bildete einen Anziehungs- und Sammelpunkt für viele, die aus dem herkömmlichen öden Rationalismus zu vollerem Leben ſich ſehnten. Scheu und ſchüchtern iſt mancher junge Kandidat dorthin gegangen, wie Nikodemus in der Nacht zu Jeſu kam. Jedesmal aber ſah man neue Mitglieder, alte Bekannte, von denen man's nie geglaubt, daß ſie auch noch dieſen Weg gehen würden. „Du auch hier?! das iſt ſchön!" wie oft hörte man dieſen Begrüßungsruf.

Gerade als man in der Paulskirche jene Ausbrüche eines wütenden Haſſes gegen die Kirche vernahm, die man gern von der Erde vertilgt hätte, tauchte, angeregt durch den damaligen Pfarrer im Dörfchen Rimhorn in der Grafſchaft Erbach im Odenwald, Dr. Haupt, jetzt in Gießen, der Gedanke auf, alle noch am Bekenntnis evangeliſcher Wahrheit hangenden Chriſten deutſcher Zunge zu einer großen Verſammlung nach Wittenberg an Luthers Grab zu berufen, Luthers Glauben laut und beſtimmt vor aller Welt zu bekennen und über Neubau der Kirche zu be-

raten, über die jetzt die Fluten des Hasses gingen, die aber doch auch, wenn es Gottes Wille war, von der neuen Freiheit einen Gewinn haben konnte, in der Freiheit, sich, los vom bureaukratischen und knechtenden Staat, selbständig aus ihrem eigenen innersten Leben zu gestalten. Es entstand der sog. deutsche Kirchentag, vielfältig noch mit unklaren Anschauungen bezüglich des Wesens der Kirche, auch nicht frei von menschlicher Macherei, auf Union hinzielend, nachmals durch des seligen Stahl Einfluß sich zur „Konföderation" hinwendend, in der doch schon die Anerkennung einer Eigenart und Berechtigung der seitherigen Konfessionskirchen lag. Immerhin war es ein Großes, in jener Zeit einmal von 1000, 1500, 1800, ja 2000 Männern, Geistlichen, Weltlichen, Männern der Wissenschaft wie der Praxis, Künstlern, Beamten, Kriegsleuten, Staatsmännern, Kaufleuten, Industriellen ꝛc., mit Einem Munde den Glauben an den dreieinigen Gott und das Heil in Christo bekennen zu hören, und mächtig fortwirkend bis auf unsern Tag war die Bewegung, die von dem Kongreß für innere Mission ausging, der nach Wicherns gewaltiger, die entsetzlichsten Schäden unseres Volkslebens bloßlegender und zur helfenden Arbeit auffordernder Rede zu Wittenberg sich konstituierte und an den Kirchentag anschloß, um später selbständig zu werden. Der Kirchentag hatte seine Aufgaben, auch seine Zeit. Er mußte zurücktreten vor den klareren und entschiedeneren Überzeugungen und Bestrebungen der, der Wahrheit des Bekenntnisses deutscher Reformation sich mehr bewußt werdenden Christen; aber er bildete doch den Anfang der großen Gemeinschaften, Konferenzen, Kongresse, die seitdem auch vor den Augen der Feinde gezeigt, daß die Kirche noch lebt, und absolut nicht mehr im Winkel bleiben, sondern das Volksleben erfrischen, bilden, heiligen, die wahren Fundamente wahren Wohles legen, und dies Wohl und Heil darauf bauen will, auch wirklich viel gebaut hat und noch baut und bauen wird. Was man damals einen

„Unken- und Eulenruf“ nannte, war ein gewaltiger Weckruf, die totgeglaubte Kirche, von der man meinte, man habe nur vergessen, sie zu begraben, wozu man sich nun anschickte, ja, womit man bereits eifrigst beschäftigt war, stand wie ihr gekreuzigter Herr wieder mitten im Leben, lebendig und lebenerweckend da. Das lärmende Parlament mit seinem Babelbau ist spurlos verschwunden. Das kirchliche Werk ist geblieben, gewachsen, ja ist das einzige, das stetig wächst, hat sein Arbeitsgebiet erweitert und wirksam nach allen Richtungen hin ins Volksleben eingegriffen. Wohl ein halbes Tausend Erziehungsanstalten für verwahrloste Kinder sind in allen Teilen Deutschlands entstanden, sittliche Pflege der Handwerkerjugend in Jünglings- und Gesellenvereinen, in christlichen Herbergen, Dienstbotenanstalten, Volksbibliotheken; Sorge für Auswanderer, Fabrikarbeiter, Eisenbahnarbeiter, Gefangenpflege, Krankenpflege durch Diakonissen und Diakonen, Sonntagsschulen, Kampf gegen Sonntagsentheiligung, Spielhöllen, öffentliche Unzucht, Rettung der Gefallenen, sog. Stadtmission zur Abhilfe verschiedenartigster Notstände in der verkommenen Bevölkerung der großen Städte, sind lauter Thätigkeiten, die, von Jahr zu Jahr wachsend, damals unter den heftigsten und kirchenfeindlichsten Stürmen ihren Anfang nahmen und durch die Stürme wie junge gesunde Bäume nur fester einwurzelten. Im katholischen Gebiet bildet die Versammlung katholischer Bischöfe in Würzburg am 23. Oktober 1848 den Anfang wachsender Machtstellung der römischen Kirche. Was damals ein „Professorenparlament“ in Eisenach mit vielem Lärm zur Reform der Wissenschaft und der Hochschulen versucht, hat sich im Sande verlaufen. Doch wir haben noch den Verlauf der politischen Entwicklung zu betrachten.

Die beiden deutschen Großstaaten hatten aus ihrer tiefen Zerrüttung und Ohnmacht sich selbst geholfen und den Vollbesitz ihrer Macht wieder erlangt. Vom Parlament in

Frankfurt und der ſogenannten Reichsregierung hatten ſie Hilfe weder erlangt noch begehrt; zeigten auch ebenſo wenig Luſt, ſich nur irgend wie unter das Parlament zu ſtellen und von ihm oder der Reichsregierung ſich irgendwelche Weiſung und Direktive zugehen zu laſſen; was ſie nicht einmal im Zuſtande tiefſter Ohnmacht thaten, viel weniger jetzt im Vollbeſitze ihrer Macht. Mehr oder weniger klar erkannten die ruhigen Elemente in der Paulskirche die Bedeutung ſolcher hiſtoriſch gewordenen Staaten, mit denen man jedenfalls als Bauſteinen für ein neues Reich rechnen müſſe, erkannten die Vergeblichkeit des Beginnens, ein ganz neues nach allerhand politiſchen Theorien zu konſtruieren. Daß man ſich an irgend einen der beſtehenden feſten Staaten anlehnen müſſe, wurde den ruhiger Denkenden immer klarer. Und es war nur die Frage: an welchen? Eine Partei, geführt von dem Parlamentspräſidenten Heinrich von Gagern, die einen mehr einheitlichen Bundesſtaat, nicht einen Staatenbund erſtrebte, einen Bundesſtaat, der bei dem Dualismus der beiden Großmächte nicht zuſtande kommen ſollte, bezeichnete Preußen als das Centrum, an das man ſich anſchließen müſſe, weil es der größte rein deutſche Staat ſei. Dieſe Partei nannte man die kleindeutſche. Ihr ſtand gegenüber die großdeutſche, vertreten durch den Reichsminiſter von Schmerling, welche Öſterreich als Centrum anſah, und zwar als ein noch viel mächtigeres, und deren Wunſch und Streben war: Ein Eintritt Geſammtöſterreichs mit Ungarn, Venetien, Lombardei, Galizien, Dalmatien in den deutſchen Bund. Dieſer Gedanke war ein geradezu ungeheuerlicher, denn mit Slowaken, Panduren, Italienern konnte man ja doch kein gemeinſames Parlament haben, und ohne ein ſolches, meinte man, iſt doch ein freiheitliches Staatenleben nicht möglich; hatten ja doch auch ſelbſt die Czechen in Böhmen, die zum deutſchen Bund gehörten, die Aufforderung, das Frankfurter Parlament zu beſchicken, mit Hohn und Entrüſtung abgewieſen. — Da die klein-

deutsche Partei die Übermacht hatte, brachte sie gerade in den Tagen der größten Ohnmacht Österreichs, während der Herrschaft der Aula in Wien, einen Beschluß zustande, daß ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen nie zu einer staatlichen Einheit verbunden werden, sondern nur in einer Personalunion zu ihm stehen, d. h. durch die Person des Monarchen mit ihm vereinigt sein könne. Durch diesen Beschluß wurde Österreich nur in bezug auf seine deutschen Provinzen als zu Deutschland gehörend erklärt, der österreichische Kaiser aber mit seinen außerdeutschen Staaten vom deutschen Reiche ausgeschlossen. Fürst Schwarzenberg, der neue Leiter des durch die Überwindung des Aufstandes in Wien wieder gekräftigten Österreichs, erklärte dem Frankfurter Parlament, daß Österreich sich nie werde aus Deutschland hinausdrängen lassen. Desto eifriger arbeitete nun die kleindeutsche Partei an der Verwirklichung ihrer Idee eines deutschen konstitutionellen Bundesstaates mit einem Volkshaus und einem Reichsoberhaupt, zu welchem sie sich den König von Preußen ausersehen hatte, und als Heinrich von Gagern in die Stelle des aus diesem Grunde abtretenden Schmerling in das Reichsministerium eintrat, machte die Parlamentsmajorität das gegnerische Programm zu dem ihrigen. Preußen selbst, d. h. der König und der Minister erklärten nun wohl, an die Spitze eines engeren Bundesstaates treten zu wollen, aber dieser engere Bundesstaat sollte mit Österreich in einem weiteren Staatenbund vereinigt bleiben. Auch sollte der König von Preußen nicht den Kaisertitel führen. Man könnte diese billige Rücksicht auf den Nebenbuhler Österreich wohl aus Klugheit erklären, die wohl erwog, daß es sonst mit Österreich zu einem heftigen Konflikt, einem furchtbaren Kampf auf Leben und Tod kommen würde, aber wir haben fast noch mehr Grund, die Ursache jener Rücksicht in der persönlichen Ehrenhaftigkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. zu suchen.

Österreich wollte weder das eine, noch das andere, verwarf ein gemeinsames deutsches Volkshaus und schlug ein Zusammentreten der deutschen Staaten nach Gruppen und die Errichtung eines von allen deutschen Staaten zu bildenden Staatenhauses vor. (Das wäre der alte Bundestag gewesen, ein wenig verändert.)

Die kleindeutsche Partei beeilte sich nun, das Eisen zu schmieden, so lange es glühte, und rasch die Gesamtverfassung durchzuberaten und zu beschließen. Mit den Grundrechten war man endlich fertig geworden, sie waren in der Tat, wie schon früher angedeutet, ganz dasselbe abstrakte Gemächte, wie die in der französischen Konstitution von 1791 proklamierten, als Einleitung und Basis der Konstitution vorangestellten „allgemeinen Menschenrechte." Man hätte sich die ganze lange Arbeit, die Opfer an Geld und Zeit ꝛc. sparen und einfach jene französischen allgemeinen Menschenrechte acceptieren können. — Die Grundrechte wurden feierlich in der Paulskirche verlesen und als Gesetz proklamiert. Die Einzelstaaten sollten sie in ihren Regierungsblättern und Gesetzsammlungen bekannt machen; es thaten's aber nicht alle. Übereifrige verlangten, daß sie in der Kirche verlesen und darüber gepredigt werde. Es fanden sich Pfaffen, die beides thaten. Die ordentlichen Geistlichen lehnten es ab. Sehr bald schon zeigte sich ein großer Mangel an Respekt vor diesem Gemächte des modernen Zeitgeistes; statt Grundrechte, sagte man wohl: Grundschlechte.

Nun ging's an die Gesamtverfassung. In getreuer Nachäffung der französischen Konstitution von 1791 wurden die Grundrechte vorangestellt. Dann kam die Konstitution in sechs Hauptabschnitten. Sie enthielten Bestimmungen über das Reich, die Reichsgewalt, das Reichsoberhaupt, den Reichstag, das Reichsgericht. Dem Reichsoberhaupt sollte die erbliche Kaiserwürde zugesprochen und es sollte aus der Zahl der deutschen Fürsten

gewählt werden. Der Reichstag ſollte aus einem Staatenhaus und einem Volkshaus beſtehen; erſteres zur Hälfte durch die Regierungen, zur Hälfte durch die deutſchen Kammern zu erneuern. Das Volkshaus ſollte rein demokratiſch durch Urwahlen nach der Kopfzahl mit allgemeinem Stimmrecht beſtellt werden. Die Kaiſerliche Gewalt war ein reiner Schatten. Am 28. März 1849 fand die Kaiſerwahl ſtatt. Etliche wenige Stimmen erhielt der Kaiſer von Öſterreich. Man hörte den Ruf: „die Kron-Inſignien liegen in der Hofburg in Wien!“ Etliche Stimmen bei der namentlichen Abſtimmung lauteten: Ich bin kein Kurfürſt! Endlich fiel die Wahl mit 290 gegen 248 Stimmen auf den König von Preußen. Die Wahl war nur durch Konzeſſionen an die Demokratie möglich geworden.

Der Reichsverweſer Erzherzog Johann verhielt ſich bei der ganzen Sache abſolut paſſiv. Das Parlament aber ordnete eine Deputation aus ſeiner Mitte ab, welche dem König Friedrich Wilhelm die Krone, will heißen die Nachricht von dem Parlamentsbeſchluß überbringen ſollte. In unſerer Begeiſterung für die Wiederherſtellung des deutſchen Reichs und Kaiſertums (?) ward uns jungen Leuten, trotz aller ernüchternden Erfahrungen, noch einmal ganz romantiſch altdeutſch zu Mute. Wir begleiteten die Deputation mit größter Aufmerkſamkeit, lebhafteſtem Intereſſe, heißen Wünſchen, ja mit — Gebet, von Station zu Station. Ach, daß nun alles zuſtände käme, der König annähme, das Ziel unſerer patriotiſchen Sehnſucht erfüllt wäre! Die Deputation ging den Rhein hinab auf feſtlich geſchmücktem Dampfer. Man dachte, ſie werde mit hellem, lautem Jubel an allen Orten, da ſie vorüberzog oder gar anhielt, begrüßt und aufgenommen. Aber dem war nicht ſo. Begeiſterung ward nur hier und da in einigen ganz dünnen Stimmen laut. Kühl war der Empfang in Mainz, noch kühler in Köln und den altkatholiſchen Städten. In Elberfeld und Barmen brach wohl eine Flamme der Begeiſte-

rung hervor, die jedoch im Münsterlande matt in sich zusammenfiel, noch einmal aufloderte im altpreußischen Minden-Ravensberg, um in Hannover wieder ganz klein zu werden, mit Brandenburg wieder aufschlug und einen gewissen Höhepunkt, doch auch nicht in der Stärke, wie man erwartet und vermutet, erlangte. Auffallend war den Abgesandten, wie den sie im Geiste begleitenden, daß von einem eigentlich feierlichen, oder wohl gar gemütvollen Empfang absolut nicht die Rede war. Der König selbst empfing die Deputation höflich, aber kühl. Die Reichsverfassung, die das Parlament im Bewußtsein voller Volks-Souveränität als Grundgesetz vollgiltig beschlossen, bezeichnete der König als einen bloßen „Entwurf", der erst noch mit den anderen deutschen Fürsten zu beraten sei. Nur im Einverständnis mit diesen sei die Schaffung und Ausübung einer Centralgewalt möglich. Trug doch auch die Reichsverfassung einen völlig demokratischen Charakter und konnte, wenn sie ins Leben trat, kaum etwas anderes sein, als ein Übergang zur vollständigen Republik. Die Deputation drang in den König, sie nur einmal anzunehmen, es könne ja vieles noch nachträglich geändert werden, man dachte wohl an einen Staatsstreich, wie der Präsident der französischen Republik Louis Napoleon ihn nachmals vornahm. Zu so etwas wäre der König nie fähig gewesen. Er blieb fest bei seiner Ablehnung und bat begütigend um ein wenig Geduld. „Bedenken Majestät", — soll da H. v. Gagern gesagt haben, der die Deputation führte, — „bedenken Majestät, was Faust sagt: Fluch vor allem der Geduld!" — „Das sagt Faust in demselben Augenblick, wo er seine Seele dem Teufel verschreibt!" war des geistvollen Königs schlagfertige Antwort. Noch einmal, wie damals erzählt ward, drang der ebenfalls in der Deputation befindliche Parlamentsabgeordnete von Hamburg, Heckscher, in den König — charakteristisch: Heckscher war ein Jude, ein sehr ehrenwerter Charakter, aber die deutsche Kaiserkrone aus der Hand eines Juden

zu nehmen, war doch eine seltsame Zumutung. Heckscher drang nochmals in den König, die Krone anzunehmen. „Herr Heckscher, nehmen Sie beschnittene Kronen?“ soll der König ihm erwidert haben.

Enttäuscht kehrte die Deputation nach Frankfurt zurück und erstattete Bericht über den Erfolg ihrer Sendung. Er war wohl im ganzen wahrheitsgemäß, aber bezüglich der Aufnahme in den Städten unterwegs etwas schön gefärbt. Man hätte nun denken sollen, den Demokraten innerhalb und außerhalb des Parlamentes sei die Ablehnung des Kaisertums von seiten des Preußenkönigs im höchsten Grade erwünscht und willkommen gewesen, sie hätten triumphiert und sofort den Versuch gemacht, der demokratischen Verfassung auch eine formell demokratische Spitze in einem Präsidenten zu geben. Aber sie thaten es nicht, im Gegenteil, sie drangen jetzt auf Durchführung der Verfassung, die sie früher bekämpft. Warum? das ist leicht einzusehen. Man hatte ja in der Verfassung mit einem Scheinkaiser im wesentlichen eine Republik. Mit der Forderung der formellen Republik hätte man die monarchischen Elemente, deren mächtiges Vorhandensein im Volke mon doch wahrgenommen, stutzig gemacht, den Widerstand aller Fürsten bis zum kleinsten herab wachgerufen, neue Kämpfe heraufbeschworen, in denen ganz gewiß eine äußerste Reaktion gesiegt hätte. Wozu solche Kämpfe um etwas, das unter diesem Namen nicht zu erlangen war, wenn man dasselbe unter anderm Namen haben konnte, dazu mit dem Schein der allergrößten Loyalität. Das Parlament, das man früher sprengen wollte, mußte jetzt die höchste Autorität haben. Das Eintreten der Demokraten für die Reichsverfassung war übrigens das stärkste Zeugnis dafür, daß König Friedrich Wilhelm IV. sie klar durchschaut und richtig gewürdigt. Die späteren blutigen Kämpfe der Demokratie für die Reichsverfassung waren eine perfide Heuchelei, wie sie nur auf dieser Seite der politischen Parteien vorkommen kann.

Am 11. April traten alle österreichischen Deputierten aus dem Parlament aus, der Reichsverweser blieb, bis die neue Centralgewalt in Kraft treten würde. Noch hatte die Gagernsche Partei die Hoffnung nicht aufgegeben, den König von Preußen doch noch zur Annahme bewegen zu können. Fortgesetzt wurden Verhandlungen mit Berlin geführt. Der König kam einigermaßen entgegen, als er die Erklärung abgab, daß er an die Spitze eines Bundesstaates treten wolle, der aus den Staaten bestehen werde, die sich freiwillig anschließen wollten. Dazu waren aber nur die kleineren und kleinsten bereit; Bayern, Sachsen, Hannover weigerten sich entschieden. Eine andere entgegenkommende Erklärung ging darauf hinaus, daß die Verfassung noch einmal von den Fürsten beraten und dann mit dem Parlament vereinbart werden sollte, das zu diesem Zweck noch fortbestehen möge. Auch dieser letzte Hoffnungsstrahl entschwand vor dem Trotz des Parlaments auf seine Eigenmacht.

Als nun Preußen erklärte, jedem anarchischen Versuch entgegentreten und eventuell die kleinen Regierungen schützen zu wollen, ward das für eine Anmaßung erklärt und feierlichst Protest erhoben. (4. Mai 1849.) Auch H. von Gagern protestierte zuerst, riet aber hernach doch, an Preußen festzuhalten als der einzigen festen Macht in Deutschland, und den anderen Staaten Zeit zu lassen, sich zu besinnen. Wenn das Parlament eine Anarchie veranlasse, dann sei alles verloren. Auf diese Erklärung resp. Bitte antwortete man mit einem wilden Toben. Vogt schimpfte wie ein Rohrspatz über Preußen; rief zur Selbsthilfe! Das Volk solle aufstehen in seinem Zorn! Die Fürsten seien Rebellen! Als Gagern ruhig seine Ansicht verteidigen wollte, unterbrach man ihn mit einem wilden schallenden Hohngelächter. „Buben lachen!" rief er in gerechtem Unwillen. Nun aber brach ein Schreien und Toben los, wie man's auch bei dem erregtesten Auftreten früherer Zeit nicht gehört. Aus dem wilden

Geſchrei und Toben unverſtändlicher Stimmen hörte man nur immer und immer wieder die Worte: Fürſten Rebellen! Fürſten abſetzen! Die konſtitutionelle Mehrheit aber blieb ſtandhaft. Die Weigerung des Reichsverweſers, den Parlamentsbeſchluß vom 4. Mai zu billigen, — wie hätte er auch dem gewappneten Preußen gegenüber ihn durchſetzen können? — führte zu einem Konflikte, infolge deſſen Gagern ſeine Entlaſſung aus dem „Reichsminiſterium“ nahm. Bald kamen Schlag auf Schlag Nachrichten von Volksaufſtänden von allen Seiten. Angeblich wollte man die Reichsverfaſſung durchführen, in Wirklichkeit die Throne ſtürzen. Den eigentlichen Führern der Aufſtändiſchen war der Inhalt der Reichsverfaſſung, weil undurchführbar und lebensunfähig, völlig gleichgültig. Man hatte ja einen Grund, Aufruhr zu predigen, das war genug.

Aufſtände gab es vor allem in Preußen ſelbſt; in Breslau, Düſſeldorf, Krefeld, Iſerlohn, am heftigſten in Elberfeld, wo die Sache ſtark ſocialiſtiſche Beimiſchung hatte; es gab da einen heftigen, langen, blutigen Straßenkampf. (Als ſpäter Friedrich Wilhelm IV. einmal bei einer perſönlichen Anweſenheit in Elberfeld einer Deputation Elberfelder Bürger gegenüber darüber klagte, daß auch Elberfeld im Aufſtand geweſen ſei, gab ihm ein Elberfelder die Antwort: „Entſchuldigen Majeſtät! Nicht Elberfeld war im Aufſtand, ſondern der Aufſtand war in Elberfeld.“ Es waren ja in der That wohl meiſtens fremde Elemente, die ſich empört hatten.) Die heißeſten Kämpfe gab es in Sachſen. Die Demokraten, unterſtützt von Bergleuten aus dem Erzgebirge und fremden Zuzüglern unter Führung des ruſſiſchen Nihiliſten Bakunin begannen den Aufſtand in Dresden, vertrieben den König, der nach der Bergfeſte Königſtein flüchtete, ſetzten eine proviſoriſche Regierung ein: Tſchirner, Heubner, Todt, die den Staat tyranniſierten, wie er kaum je tyranniſiert worden war, und ſuchten mit Barrikaden an allen Ecken und Enden den zur

Herstellung der gesetzlichen Ordnung heranrückenden Preußen den Einzug zu wehren. Sie leisteten auch heftigen Widerstand, wurden aber durch zwei Bataillone Preußen, die der schwachen sächsischen Besatzung zu Hilfe kamen, überwältigt; die meisten Führer waren, wie gewöhnlich, am Schluß verduftet. Ein Aufstandsversuch in Leipzig, durch Arnold Ruge angezettelt, ward einfach durch Leipziger Kaufleute im Entstehen unterdrückt. — In Württemberg blieb's ruhig, da man dort die Reichsverfassung anerkannt hatte. Am ausgedehntesten und am meisten organisiert war der Aufruhr zur angeblichen Durchführung der Reichsverfassung, in Wirklichkeit Einführung der Republik, in Baden und der bayerischen Pfalz, worüber später noch ein ausführliches Wort.

Am 14. Mai rief Preußen seine Abgeordneten aus dem Parlament; bald folgten die Bayern und Sachsen. Bloß die Demokraten aus genannten Ländern blieben zurück und faßten nur noch revolutionäre Beschlüsse. — Der Reichsverweser ernannte noch einmal ein Reichsministerium, an dessen Spitze, wie zum Hohn, ein österreichischer Bureaukrat alten Schlags, Namens Gräwell. Bei seinem ersten Erscheinen hörte man einen Schrei der Entrüstung. Gräwell aber erklärte mit dürren Worten: das Spiel sei aus; der Reichsverweser warte nur, bis der alte Bundestag wieder zusammentrete, um das Mandat zurückzunehmen, das er ihm erteilt. Gagern, Arndt, Beseler, Dahlmann, Simson, Droysen, Welcker, Bassermann, Biedermann — übrigens alle Biedermänner altliberaler Richtung — traten aus. Bassermann, von dem infolge eines in einer seiner Reden gebrauchten Ausdruckes gewisse verkommene Persönlichkeiten mit struppigem Haar und Bart, schmutziger, zerrissener Kleidung, Kalabreserhut, klaffenden Stiefeln, sonst auch Strolch, Stromer genannt, die sich bei Aufruhr und Empörung sofort als Freiheitskämpfer einzustellen pflegten, den klassischen Namen „Bassermann'sche Gestalten"

erhielten, nahm ein beklagenswertes Ende. Er war ein aufrichtiger Patriot; infolge des traurigen Ausganges des Parlamentes, in dem seine Jugendhoffnungen zu Grabe getragen wurden, verfiel er in Schwermut, in der er seinem Leben mit eigener Hand ein Ende machte. — Fast nur Demokraten blieben im Parlament der Paulskirche zurück. Als sich nun in der Umgegend von Frankfurt ein Heer sammelte, das gegen die Rebellen in Baden ziehen sollte, bekamen sie Angst; in Frankfurt schien es ihnen nicht mehr geheuer. Die Pfiffigsten schlugen vor, sich nach Stuttgart zu begeben und dort das Parlament fortzusetzen und vor allem Württemberg in die in hohen Wogen gehende badische Revolution hineinzuziehen. Man beschloß, daß 100 Mitglieder zu einem vollzähligen Parlament ausreichen sollten. So eröffnete man das Parlament in Stuttgart, das das „Rumpfparlament" genannt wurde und das eine traurige Rolle spielte. Leider befand sich auch der ehrwürdige greise Dichter Uhland in diesem Rumpfparlament. Er sah wohl von einem romantisch-dichterischen Standpunkte die Sachen in idealerem Lichte, als sie waren. Mit seinem bekannten Ausspruch, es werde wohl kein Kaiser mehr werden können und überhaupt kein Fürst, der nicht wenigstens mit einem Tropfen demokratischen Öles gesalbt sei, dachte er wohl an die alten Volkskönige der Deutschen, die Wahlkönige, die man auf den Schild erhob. Die Zeiten aber waren und sind für immer vorbei. Das Rumpfparlament that noch einen „kühnen Griff". Den Reichsverweser, der einst seine Erwählung dem „kühnen Griff" Gagerns verdankte, setzte es mit einem kühnen Griff ab und eine neue Reichsregierung ein. Mitglied derselben war: der Kölner Zigarrenhändler Raveaux, der einst bei Eröffnung des Parlaments in der Paulskirche dem Antrag gegenüber, das Parlament mit einer religiösen Feier zu eröffnen, die Losung ausgegeben: Aide toi même et Dieu t'aidera. Dann der frivole Spaßmacher Vogt, der „lahme Schüler", Simon aus

Breslau und ein Advokat aus Stuttgart, deſſen Name mir entfallen iſt, und der auch ſchwerlich in der Geſchichte verzeichnet werden wird. Dem Affenvogt ward der Oberbefehl über das geſamte deutſche Reichsheer übertragen, alſo, da kein Reichsheer beſtand, über die öſterreichiſche, bayeriſche, württembergiſche, ſächſiſche, hannoverſche und preußiſche Armee. Gießener Studenten ſchickten ihm eine Schachtel mit Bleiſoldaten. Das waren in der That die einzigen, über die er verfügen konnte. Man ließ dieſe Reichsregierung mit ihrem Rumpfparlament eine Zeit lang ruhig gewähren. Als ſie aber Miene machten, den württembergiſchen Staatsſchatz anzutaſten, ſchloß ihnen der württembergiſche Miniſter Römer ihr Sitzungslokal. Am 18. Juni 1849 zog das Parlament, den letzten Präſidenten Löwe-Kalbe, an deſſen Seite der Prokurator Schott und Uhland (!) gingen, an der Spitze, zum letzten Male zu einer Sitzung nach dem Fritzſchen Reithaus. Sie fanden es von Soldaten beſetzt und mußten auseinandergehen. So jämmerlich hat das Parlament geendigt, das ſo große Erwartungen erweckt, nach jener Inſchrift an der Orgel der Paulskirche „des Vaterlandes Größe, des Vaterlandes Glück dem Volk ſchaffen und zurückbringen" ſollte, dazu aber den Segen Gottes verſchmähte, ja ſogar abwies. Wenn irgendwo, ſo hat ſich hier das Wort bewährt: „So der Herr nicht das Haus baut, ſo arbeiten umſonſt, die daran bauen!"

VIII.

Die badiſche Revolution.

Das Unionsparlament zu Erfurt. Olmütz.

Das Werk der Wiedergeburt unſeres deutſchen Vaterlandes, das man im Frühling des Jahres 1848 mit ſo zuverſichtlichen Hoffnungen in der Frankfurter Paulskirche begonnen, war kläglich

gescheitert. Die deutsche Reichsverfassung, die man zustande gebracht, war ein totgeborenes oder doch absolut lebensunfähiges Kind. Als ein ohnmächtiger Strohmann an die Spitze des bis dahin doch immer nur noch auf dem Papiere stehenden Reiches zu treten, hatte der zum Kaiser erwählte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen durchaus keine Lust; lag ihm ja doch das klar vor Augen, daß entschieden die meisten Fürsten von Deutschlands, zumal die größeren der vier Königreiche, die sich von dem Schrecken der Revolution wieder erholt hatten, sich nicht ohne weiteres unter seine Oberhoheit stellen würden; daß das wiedererstarkte Österreich dies neue deutsche Kaisertum niemals anerkennen, sich selbst nicht durch bloße Parlamentsbeschlüsse aus Deutschland würde hinausdrängen lassen; daß die nächste Folge der Annahme dieser machtlosen Krone ein fürchterlicher Bürger- und Bruderkrieg sein müsse, den man am allerwenigsten mit gebundenen Händen siegreich hinausführen könnte. Nicht minder aber, daß das neue Reich mit seiner doch nur scheinbar monarchischen Spitze notwendig sehr bald in eine und zwar ultrademokratische Republik sich verwandeln und nach vorliegenden Thatsachen, Verhältnissen und Zuständen in Anarchie sich auflösen müsse, wenn nicht etwa der neue Kaiser auf seine Hausmacht gestützt, sich zum Diktator machend, die Verfassung auflösen, eine andere oktroyiren, mit Gewalt ein- und durchführen, mit einem Wort: das vornehmen wollte, was drei Jahre nachher der Präsident der französischen Republik Louis Napoleon unternahm und was man nach seinen Maßnahmen vom 2. Dezember 1852 den Staatsstreich nannte, der ein Kaiserreich zustande brachte, das nach kurzem Glanz 18 Jahre später jämmerlich zusammenstürzte. Zu alledem hatte der König, dem man ja ähnliches nahe legte, keine Lust, und hätte er sie gehabt, sein christliches Gewissen verbot es ihm. So lehnte er ab. Nicht leicht mochte man sich in die traurige Thatsache finden, die langersehnte, so nahe geglaubte

deutſche Einheit, Macht und Größe wie ein Schemen, eine fata morgana verſchwinden zu ſehen. Sollte nicht doch noch etwas zuſtande zu bringen ſein, nachdem ſich das deutſche Volk doch einmal einigermaßen als Einheit gefühlt, nachdem die Haltloſigkeit der alten Bundesverhältniſſe ſelbſt von den Regierenden erkannt und zugeſtanden waren? Hatte man doch auch Erfahrungen gemacht, die man verwerten konnte; war doch der Rauſch vorüber, daß man mit größerer Ruhe, Klarheit und Mäßigung, mit gründlicherer Berückſichtigung aller in Betracht kommenden Verhältniſſe und Faktoren an einen neuen Plan und Bau gehen konnte! Der König von Preußen war recht gerne zu ſolchem Verſuch bereit, wie er der Deputation, die ihm die Kaiſerkrone überbrachte, geſagt, die Reichsverfaſſung als einen bloßen Entwurf noch einmal in Vereinbarung mit den Fürſten durchzuberaten oder auch wohl einem neu zu berufenden Parlament einen neuen Entwurf vorzulegen. Dazu veranlaßte er den Zuſammentritt des ſogenannten Unionsparlamentes zu Erfurt, dem aber Sachſen, Baiern und Württemberg das ſogen. Dreikönigsbündnis entgegenſetzten mit einem anderen Plane, dem auch Öſterreich zuſtimmte, ſo daß auch der neue Erfurter Verſuch ſcheiterte und mit dem Vertrag zu Olmütz der alte Bundestag ſamt allen früheren Verhältniſſen, ſo gut oder ſo ſchlecht ſie waren, wieder eingeführt wurde. „Der Bundestag iſt eine Leiche!“ hatte man im Vorparlament geſagt. „Wäre er's, man müßte die Leiche beleben“, hatte damals H. von Gagern erklärt, in richtiger Erkenntnis, daß er doch immer noch eine Art, wenn auch nicht Centralgewalt, ſo doch eine Art Mittel und Einigungspunkt war. Hätte man, mit ihm vereinbarend, beraten, vielleicht wäre etwas zuſtande gekommen, jetzt war das Parlament eine Leiche, ja war begraben; die Leiche Bundestag kam wieder zum Leben. Doch über das Wenn und das Aber nachzudenken, iſt eine müßige Sache. Halten wir uns an das, was geſchehen iſt,

nicht an das, was hätte geschehen können. Wir könnten dem 16 Jahre später wieder zur Leiche gewordenen und dann wirklich für immer begrabenen Bundestag auch hier noch nachträglich und zu allem Überfluß sagen, was er aus dem Jahre 1848 hätte lernen, was für berechtigte Wünsche und Bedürfnisse Deutschlands er aus jenen Erschütterungen, Bewegungen und Bestrebungen hätte kennen lernen und wie er diesen hätte in Reformen entgegenkommen können, womit er sich vielleicht am Leben, freilich einem andern, hätte erhalten können, statt sich wieder dem ganzen elenden Wesen hinzugeben, in dem er 1848 so jämmerlich zu Grunde gegangen war. Das „nichts gelernt und nichts vergessen", wiederholt sich leider gar zu oft. Betrachten wir lieber statt solcher principieller Erörterungen den Verlauf jener neuen Einigungsversuche; zuvor aber noch ein anderes.

Die Reichsverfassung, wie sie aus der Paulskirche hervorgegangen war, hatte auch ihre Freunde, ehrliche Doktrinäre, die an ihre Durchführbarkeit glaubten, und unehrliche, die für sie eintraten, für sie kämpften, aber im Grunde sie nur zum Vorwand nahmen, um die Umwandlung Deutschlands in eine demokratische Republik zuwege zu bringen, selbst mit Hilfe des Auslandes. Das war schließlich das wiederholt auch eingestandene Ziel des pfälzischen und badischen Aufstandes. Die Geschichte desselben ist, so rasch sie verlief, lehrreich für alle Zeiten, vor allem als ein Zeugnis, wie die an göttliche Ordnungen sich nicht bindende Freiheit stets die ärgste Tyrannei ist, stets auch dem Reich ähnlich, das mit sich selbst uneins werden muß und nicht bestehen kann. Der erste Versuch, die Reichsverfassung der Paulskirche mit Gewalt durchzuführen, ward in der bayerischen Rheinpfalz gemacht. Es ist ein eigentümliches Volk, diese Bewohner der „fröhlich Palz, Gott erhalt's", wie ihr Spruch lautet, etwas von französischer Lebhaftigkeit, die reichlichst unterhalten wird durch die trefflichen Weine, die in besonderem Maße

vor anderen erheitern und redselig machen. Eine besondere Art von Pfälzern nennt man nach einem in der Pfalz selbst viel gebräuchlichen Namen die „Pälzer Krischer“. Der Pfälzer pflegt wohl schon in der gewöhnlichen Wirtshausunterhaltung leicht ein wenig laut zu werden, wenn er aber politisiert, wird er besonders laut, und da nennt man ihn eben den „Pälzer Krischer“. Er weiß dann über allerhand vermeintliche oder wirkliche Notstände in Staat und Kirche loszuziehen, aber mit dem Namen Krischer ist's schon gesagt, daß es so schlimm nicht gemeint ist. Zu argen Blutthaten und Grausamkeiten konnte es auch bei den Aufständen in der Pfalz nach des Volkes Art nicht wohl kommen. Es bleibt immer auch bei großen Aufregungen ein gewisses Maß von Gemütlichkeit. Und so hat man wohl gesagt: Nirgends ist die Revolution so gemütlich verlaufen, nie hat jemals die Anarchie eine so gemütliche Art gehabt, so gemütlich ihr Wesen getrieben, wie in der bayerischen Rheinpfalz. Wie mit dem Worte Krischer auch schon angedeutet ist, durfte eine sehr thatkräftige Aktion, oder gar ein zäher Widerstand gar nicht erwartet werden. Man rief zwar am 24. Mai 1849 den Landesausschuß der demokratischen Vereine in Kaiserslautern als Regierung aus, und sagte sich damit von der Regierung des Königs Max in München los. Ein blutiger Kampf war zunächst auch darum nicht zu fürchten, weil die Soldaten in Ludwigshafen „zum Volk übergingen“, wie man das nannte, darunter selbst Offiziere, wie ein Artillerielieutenant Willich und ein Prinz von Thurn und Taxis. Aus der Bundesfestung Landau lief der größere Teil der Besatzung fort, und nur mit Mühe hielt sich der kleine treugebliebene Teil. Etwas besser hielt sich die Festung Germersheim. Die Thätigkeit und die Maßregeln der demokratischen Regierung beschränkten sich darauf, daß sie die öffentlichen Kassen stürzte, ihren Inhalt verbrauchte und eine Zwangs-Anleihe machte, besonders aber eine Anzahl positiv gesinnter Pfarrer einstecken ließ, weil diese der

Regierung als einer unrechtmäßigen den Eid verweigerten. Doch erfolgte diese Exekution wesentlich durch fremde Freischärler.

Unter den eingekerkerten Pfarrern war der vortreffliche mannhafte Pfarrer Schiller in Westheim, bekannt durch sein reichgesegnetes Wirken durch Wort und Schrift, und durch seine gewaltige Stimme, die stärkste Menschenstimme, die ich jemals gehört, von der man sagte, wenn er sie nicht mäßige, sprängen die Kirchenfenster. Wir hörten sie zum ersten Male auf einem Missionsfest in Nierstein und dann noch auf dem Kirchentage in Stuttgart, wo er Pfälzer Zustände schilderte. Der selige Galeriedirektor Schirmer in Karlsruhe meinte damals, Pfarrer Schiller hätte, wenn es dazu gekommen wäre, ganze Abteilungen Freischärler bloß mit der Stimme in die Flucht schlagen können. Der wackere Mann hat Größeres gethan durch die innere Gewalt seines Wortes in Schrift und Rede, in seinem „Sickinger Boten", seinem „Pfälzer Memorabile." Die Freischaren zu verjagen übernahmen die Preußen und sie hatten hier nicht schwere Arbeit. Zu Kreuznach, wo sich eine preußische Heeresabteilung sammelte, um unter General Hirschfeld und dem Prinzen von Preußen, dem jetzigen Kaiser, in die Pfalz einzurücken, hatten ihnen die dorthin geflüchteten bayerischen Gendarmen eine furchtbare Schilderung von den Freischärlern gemacht. — Die Blusenmänner mit dem Schlapphut und der roten Hahnenfeder, mit den rasselnden Schleppsäbeln und den langen gestreckten Sensen oder Stutzbüchsen, und die Preußen fürchteten, sie würden ihnen — durchgehen! was allerdings nicht ohne Grund war. Kaum hieß es: die Preußen kommen, so hätte man um viel Geld keinen Freischärler mehr zu sehen bekommen; ein panischer Schrecken ergriff sie vor den neu eingeführten Pickelhauben und ferntreffenden Zündnadelgewehren. Am feigsten benahm sich der Redeheld Advokat Zitz aus Mainz mit seinem Landsturm bei Kirchheimbolanden. Er war bald spurlos verschwunden. In der Ernte-

zeit aber fand man viele Schlapphüte, Senſen und Schleppſäbel in den Kornfeldern. Nur hie und da kam es zu heftigen Zuſammenſtößen, wie in Ludwigshafen, wo man an den blutbeſpritzten Wänden der Bahnhofsgebäude die Spuren eines etwas hartnäckigen Widerſtandes vonſeiten der Freiſchärler und erbitterten zornmütigen Angriffs der Preußen wahrnahm. Die Feſtungen waren bald genommen und beſetzt, die proviſoriſche Regierung flüchtete; im übrigen gingen die aufſtändiſchen Pfälzer auseinander, als ob es ſich bloß um einen Zuſammenlauf und Wiederauseinandergehen einer Luſtpartie gehandelt hätte. Das preußiſche Corps ſetzte ſich nun in Bereitſchaft, über den Rhein nach Baden überzuſetzen, wo die Sache eine viel ernſtere Geſtalt angenommen hatte. In dieſem „Muſterlande der Freiheit", wie man's wohl nannte, dieſem „Verſuchsfelde aller Art von politiſchen und kirchlichen Reformen und liberalen Inſtitutionen", zeigten ſich jetzt recht die Folgen jahrelanger, ungehinderter Wühlereien unter einer vor allen anderen ſchwachen Regierung. Durch die Niederwerfung des Hecker-Struve-Herweghſchen Aufſtandes zu Anfang 1848 hatten die badiſchen Demokraten die Bedeutung regulärer Truppen kennen gelernt und hatten darum alles daran geſetzt, die badiſchen Soldaten zu verführen. Das war ihnen auch ſo gut gelungen, daß gleichzeitig am 11. Mai in Raſtatt, Lörrach und Freiburg Soldatenmeutereien zum Ausbruch kamen, bei denen alle Offiziere verjagt, etliche auch ermordet wurden. Zwei Tage ſpäter fand zu Offenburg eine Volksverſammlung ſtatt, ſo zahlreich wie noch nie eine zuſtande gekommen war, und ſtellte kategoriſche Forderungen an die Regierung. Die konnte ſie nicht erfüllen, obwohl ſie ſchwach genug war, alles zu geben, was gefordert ward, ja oftmals ſchon den Demokraten ihre Forderungen an den Hals geworfen hatte, ehe ſie noch ausgeſprochen waren. Sie konnte ſie diesmal nicht erfüllen; denn noch an demſelben Abend, wo die Offenburger Volksverſammlung ſtattfand, war die Regierung

durch einen Aufstand der gemeinen Soldaten in Karlsruhe gestürzt, das Zeughaus gestürmt und geplündert und die Minister und selbst der Großherzog, der sich doch stets so nachgiebig gezeigt — wohl gerade deshalb, daß er das gethan — verjagt worden. Wenn eine Regierung aufhört, Obrigkeit zu sein und Unterigkeit wird, sich richtend nach dem, was man mißbräulich öffentliche Meinung nennt, was aber nach Schillers treffendem Wort nur Pöbelgeschrei ist, so mag sie nur immer auf das Schicksal rechnen, daß man sie davonjagt. Das „von Gottes Gnaden" hatte man in Baden längst abgelegt, so mußte man von Pöbels Gnaden, aber auch von Pöbels Ungnaden abhängig werden. In dem Karlsruhe benachbarten Bruchsal ward der dort im Zellengefängnis sitzende Aufrührer und Freischarenführer Struve befreit und dann eine demokratische Regierung unter Brentanos Vorsitz eingesetzt. Die wenigen, ihrem Fahneneid getreuen Soldaten unter General Hofmann, zu schwach zu einem siegreichen Widerstand, wurden wie das Wild im badischen Odenwalde herumgehetzt und bis an die württembergische Grenze gedrängt. Ein treugebliebener Artilleriehauptmann Großmann erschoß sich in seinem schweren Kummer, und General Hofmann mit der kleinen Schar wäre um ein Haar gemeuchelt worden, wenn nicht die Heilbronner Bürgerwehr ihn gerettet hätte. Ein Eisenbahnzug bei Baden ward von aufständigen Soldaten mit Flintenschüssen angegriffen, weil man Offiziere darin vermutete. Unschuldige Kinder fanden dabei ihren Tod. Man errichtete nun eine republikanische Armee, in der das Princip der Freiheit und Volkssouveränität so weit durchgeführt wurde, daß die Soldaten ihre Offiziere aller Grade selbst wählten; sie wählten natürlich — so sagte man — die besten, die tapfersten, die einsichtsvollsten, vielleicht aber auch die redefertigsten, die Prahlhänse, oder die in der Disciplin durch die Finger sehen, ihnen nichts zumuten im Exerzieren und Wachtdienst, oder nur gar solche, die ihnen ordentlich zu trinken geben. Eine

hervorragende Rolle spielten neben und in der Armee die Freischärler, die, wenn sie in die Armee eintraten, ihre Lumpen, oder auch ihren theatralischen Aufputz mit einer sauberen militärischen Uniform vertauschten. Die einfachen Bauern, und auch wohl ordentliche Bürger, konnten sich nicht leicht in dies Wesen finden. Oft hörte man die Frage: „Was wollen denn diese Leute eigentlich?" Ein Bauer gab einmal die treffende Antwort: „Nix z' schaffe und recht viel z' saufe." Respekt hatte solches Militär natürlich vor keinem der gewählten Offiziere. Subordination, oder etwas der Art, giebt es da gar nicht. Ganze Sammlungen von lächerlichen oder skandalösen Auftritten könnte man veranstalten, die das Institut eines solchen Freiheitsheeres im kläglichsten Lichte erscheinen lassen. Bei einer Fußreise, die ich bald nach Niederwerfung des Aufstandes durchs Badener Land machte, hörte ich an allen Ecken und Enden von ehemaligen Mitgliedern des Freiheitsheeres dergleichen erzählen. Ein zum Rittmeister erwählter Korporal kommandiert einem Dragoner: „Putz dein Pferd, es sieht zu abscheulich aus!" „Putz dir's selbst, wenn dir's nicht gefällt, für mich ist's lang gut," ist die Antwort. Rittmeister: „Ob du es gleich putz'st, du Schweinekerl, oder es soll dich!" Dragoner: „Morgen setzen wir dich ab, dann werd' ich Offizier, dann kannst du mein Pferd putzen und mich selbst — — —!" Unter den kommandierenden Offizieren höherer Grade befand sich ein Major Heilig aus Heiligenberg im Seekreis. Er war ursprünglich Barbier gewesen und von solcher Leibeslänge, daß man sagte, wer sich von ihm habe wollen rasieren lassen, habe sich auf einen Stuhl stellen müssen. Er war bei Ausbruch der Revolution Unteroffizier bei der Artillerie und war nach Verjagung der Offiziere zum Major erwählt worden. Nachmals wählte man ihn zum Kommandeur der Festungsartillerie in Rastatt. Als er zum erstenmale zu Pferd die Mannschaft besichtigte und die breiten Generalsepauletten auf den Schultern

trug, rief ein Soldat: „Der trägt ja seine Barbierschüsseln auf den Achseln", worauf die ganze Garnison in unbändiges Lachen ausbrach.

Die Aufständischen hatten nun eine Armee, hatten Kammern, hatten Kassen, aber zunächst keinen einzigen Menschen, der irgendwie zur Führung tauglich gewesen wäre. Zum Generalkommandeur hatte man einen ehemaligen Lieutenant Sigel ernannt. Er nahm sein Hauptquartier in Heidelberg. Dorthin hatte man auch eine Menge „politischer Gefangener" gebracht, d. h. Leute, welche nicht durch Huldigung an die neue revolutionäre Regierung ihren Eid und ihre Treue gegen die alte rechtmäßige Regierung, die Großherzogliche, brechen wollten. Es waren besonders Pfarrer darunter, irre ich nicht, vor anderen der lutherische Pfarrer Eichhorn. Man hatte seine Freude daran, diese Treugebliebenen recht zu beschimpfen und setzte sie darum in das „gemeine Gefängnis", den ehemaligen Thorturm, wo Strolche, Diebe, Landstreicher und dergleichen saßen. Seitdem bekam und behielt der jetzt weggerissene Turm den Namen Pfarrhaus. Zu einem der Pfarrer ward ein riesiger Metzgerhund gesperrt, der bei jeder Bewegung ihn zu zerfleischen drohte. Daß man diese sonst nur verhöhnten Pietisten, Mucker, Schwarzröcke ꝛc. in Gewahrsam zu halten für nötig hielt, bezeugte, daß man doch ihren Einfluß beim freien Volk fürchtete, bezeugte aber vor allem auch ein böses Gewissen.

Zwei Heeresabteilungen hatte Sigel nach Norden und nach Nordwesten vorgeschoben, nach Ladenburg und nach Neckarhausen; die eine kommandierte ein Württemberger, irre ich nicht, Rechtskandidat Mögling, Bruder des bekannten ausgezeichneten ostindischen Missionars, die andere ein jüngerer Mann aus Heidelberg, Tiedemann, ehemals Offizier in Griechenland, Sohn des ausgezeichneten Professors der Medizin Tiedemann, dem um seines Sohnes Verirrung fast das Herz brach. Von diesem seinem Vater

fand man nachmals einen Brief, in welchem der bekümmerte alte Mann in der ergreifendſten Weiſe den verirrten Sohn bei allem, was heilig iſt, beſtürmt, die Sache zu verlaſſen, bei der es ſich nicht, wie man log, um Einführung der deutſchen Reichsverfaſſung, ſondern der roten Republik handelte, in dem er u. a. auch ſagt: „du wirſt nun die Überzeugung gewinnen, daß du nicht im Bunde mit ehrenhaften Männern, ſondern mit niederträchtigen, ehrſüchtigen, geldgierigen, verblendeten Menſchen, mit einer wahren Räuberbande und dem Auswurf aller Nationen Europas eine ſchlechte und ſchändliche Sache verteidigſt.“ Die Warnung war in den Wind geredet, Tiedemann blieb bei der aufſtändiſchen Armee, Unterkommandeur unter Sigel, Kamerad von Mögling. Von beiden, Tiedemann und Mögling, die beide von ihrer militäriſchen Befähigung gleich ſehr überzeugt waren, fand man nachmals Briefe reſp. Rapporte an den Oberſt Sigel. Tiedemann ſchreibt: „Lieber Oberſt. Dringend bitte ich dich, du wolleſt doch in der erſten Linie ſolche konfuſe Leute, wie Mögling nicht ohne Hilfe ſein laſſen, denn er bringt ja alles durcheinander. Die einfachſten militäriſchen Dienſtverhältniſſe begreift er nicht. Mit Gruß und Handſchlag: Dein Tiedemann.“ Mögling aber ſchreibt unter demſelben Datum: „Lieber Siegel! Ich bitte dich, berufe doch den Narren, den Tiedemann, von hier weg; denn wenn er in der Garniſon auch ſehr zur Beluſtigung dient, ſo iſt er doch ein gemeinſchädliches Geſchöpf, wenn es zu einem Treffen kommt. Verdirbt er uns noch einmal einen Sieg, ſo laſſe ich ihn aus Verſehen niederſchießen!“

Trotz ſolcher jämmerlichen Zuſtände im Kommando des Freiheitsheeres hätte daſſelbe doch vielleicht eine Reihe von Erfolgen erringen können, wenn Oberſt Sigel den erſten Rauſch hätte benutzen und die Armee, die aus ehemaligen Regulären und Freiſchärlern beſtand, wie eine Lawine über die benachbarten Länder Schwaben und Heſſen, ſich hätte hinſtürzen laſſen. Aber ſo

ging es nicht. Qualis rex, talis grex, wie der Hirt, ſo die Herde, wie der Herr, ſo der Knecht. Wie machten es die Herren, die Regierenden, die Befehlenden? Brentano war ein ehrenwerter Mann; wie ihn die andern, die er emporgehoben, behandelt, werden wir aus einem Verantwortungsſchreiben aus ſeiner Hand erſehen. Aber die anderen? Was thaten ſie zur Verwirklichung ihres angeblichen Ideals, des Volkswohls? Von mehr als Champagnertoaſten aufs Volkswohl, namentlich der arbeitenden Klaſſen, hörte man nichts. Dagegen ſehr viel, was ſie zum eigenen Wohl thaten. Man hätte denken ſollen, ſie thun ſich wenigſtens freundlich zu den niederen Klaſſen herab. Gerade das Gegenteil. Major Willich reiſte im Lande umher mit drei Bedienten wie ein Graf. So kam er auch nachmals als Flüchtling in der Schweiz an. Frau Hecker reiſte wie eine Fürſtin den Rhein hinab, ein halbes Dampfſchiff für ſich und ihre Dienerſchaft in Anſpruch nehmend. Und Frau v. Struve, eine ehemalige Proſtituierte, ließ ſich in den Gemächern des Großherzoglichen Schloſſes in Karlsruhe herumführen und ſuchte ſich ihr Wohnzimmer und Schlafkabinett aus. Ein Hofdiener wagte es, ihr in ſeinem Zorn über ihre Anmaßung zu erklären: Frau v. Struve könne wohl ein Haus entehren, aber nimmermehr vermöge es der Glanz eines Palaſtes, ihre Ehre wieder herzuſtellen. Es herrſchte bei dieſen Vertretern der Freiheit ganz derſelbe Sinn, der auch ſpäter bis in unſere Tage herab die Freiheit, Selbſtändigkeit, Mündigkeit, die Volksrechte im Munde führt und das Volk damit beſchmeichelt, wenn es aber, von ſeinem Rechte Gebrauch machend, einmal andere Leute in Kammern und Reichstag ꝛc. wählt als Liberale und Fortſchrittler, in ſouveränſter Verachtung Stimmvieh ſchimpft.

Wie die neuen Regenten es ſich nun in Sinnengenüſſen wohl ſein ließen, ſo machte es auch die Armee. Man erwartete in den Nachbarländern gar nichts anderes, als eine Überflutung

von seiten dieser Armee; in Darmstadt, also sechs Stunden von der badischen Grenze, hatten viele Leute ihre Wertsachen gepackt, um mit ihnen zu flüchten, wenn die Freischärler kämen. Aber die saßen, wie die Regulären in den badischen Wirtshäusern, deliberierten, schwadronierten, soffen und taumelten nachher in den Straßen umher. Man wollte noch Verstärkung abwarten, in gemeinsame Aktion mit den württembergischen Demokraten treten. Eine bewaffnete Volksversammlung in Reutlingen sollte ähnlich wie in Offenburg die Regierung in Stuttgart zu stürzen suchen; gleichzeitig versuchte der badische Emissär Fickler die württembergischen Truppen zum Abfall zu bewegen, wozu er mit viel Geld versehen war. Das alles aber mißlang, da Fickler sofort verhaftet ward. So waren die Badener auf sich allein angewiesen und gingen endlich vor, in der Hoffnung am Ende gar noch auf französische Hülfe. Nach begangenem Hochverrat war bis zum Landesverrat nur ein Schritt. Aus der in Karlsruhe zusammengetretenen konstituierenden Versammlung, die vorwiegend aus Männern der niedrigsten Bildungsstufe, oder, was noch schlimmer, der Halbbildung bestand, deren unsinniges Gebahren die Verwirrung im Lande noch vermehrte, ging der Abgeordnete Culmann mit dem bekannten Radikalen Arnold Ruge nach Paris, um die Einverleibung Badens und der Rheinpfalz in die französische Republik zu beantragen, während in der offiziellen „Karlsruher Zeitung" ein Aufruf an die Franzosen erschien, der sie aufforderte, über den Rhein zu kommen.

Sigel wollte nun zuerst einen Vorstoß gegen Württemberg machen, um es mit fortzureißen, wagte es jedoch nicht, da die Württemberger ihre Grenze ruhig bewachten. So ging er gegen die Hessen vor, von wo aus die Demokraten Anstalt machten, ihm die Hand zu reichen. Eine große Volksversammlung war von diesen in das hart an der badischen Grenze gelegene Odenwalddorf Ober-Laudenbach berufen worden, wo einzelne exaltierte

Köpfe, darunter ein verunglückter Pfarramtskandidat, Karl Ohly, ein eminent begabter, aber charakterloſer junger Mann, dem die radikale Philoſophie den Kopf verdreht hatte, und der vor kurzem in einem Irrenhauſe in England geſtorben iſt, zum blutigen Kampf, zum Fürſtenmord aufforderte. Es war der heſſiſche Kreisrat Prinz aus Heppenheim herbeigeeilt, um mit begütigenden Worten die Verſammlung vom Äußerſten abzuhalten. Man hat ihn meuchlings ermordet; knieend, betend, mit zum Himmel erhobenen Händen empfing er den Todesſtreich. Auerswald und Lichnowski waren nicht die „letzten". Prinz hatte eine Kompanie Soldaten mitgenommen, hatte ſie zunächſt zurückgelaſſen, die Maſſe nicht zu reizen. Jetzt trat die Kompanie hervor und gab eine Salve; 40 Aufrührer ſtürzten tot zu Boden, die übrigen ſtoben auseinander. Nun rückte Sigel heran mit der badiſchen Armee und den Freiſcharen. Nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl Heſſen hatte man an die badiſche Grenze vorſchieben können. Aber ſie waren geführt von einem tüchtigen General, dem Kriegsminiſter Scheffer-Bernſtein. Im erſten Gefecht bei Hemsbach an der Main-Neckarbahn wurden die Aufrührer geſchlagen und gingen nach Heidelberg hin zurück.

Unter den regulären Truppen waren viele, die nur zwangsweiſe mitgeführt worden waren, namentlich Heidelberger Studenten. Ein mir bekannter studiosus theol. führte einen Zug und erzählte nachher, wie, als die erſte heſſiſche Kanonenkugel über ihre Köpfe wegſauſte, der ganze Zug das Haſenpanier ergriff und mit aller Mühe nicht mehr zum Stehen zu bringen war. Das böſe Gewiſſen, das dem Treubruch folgte, hatte doch der Mannſchaft den Mut gelähmt. Sigels Nachtrab wurde dann mit einem nächtlichen Überfall aus Weinheim gejagt, wie gleichzeitig ein Freiſcharencorps, das damals der vielgenannte Oberſt Blenker, ein Weinhändler aus Worms, ſtets von ſeiner ſchönen Frau, leider einer Pfarrerstochter, begleitet, anführte, aus Worms

vertrieben wurde. Man hatte unterdeſſen andere Truppen von Norden herangezogen, namentlich Mecklenburger, einige Infanterie und ein wunderſchönes Dragonerregiment mit unvergleichlichen Pferden. Demokraten im ſchönen Birkenauer Thal, unter Führung einiger reicher Müller, ſogenannter „Bachprinzen", darunter die ſtolzen Gebrüder Kinſcherf und der verkommene Kandidat der Theologie Louis Dauber aus Waldmichelbach, gewöhnlich das „Louischen" genannt, thaten auch eine Heldenthat: ſie riſſen die Schienen der Main-Neckarbahn auf, damit der Bahnzug, der Truppen von Darmſtadt her brachte, entgleiſen und verunglücken ſollte. Der Zug war glücklicherweiſe gewarnt worden und geſchah kein Unglück, das entſetzlich hätte werden können. Es folgte nachmals die lange Kriminalverhandlung gegen dieſe Eiſenbahnzerſtörer in Darmſtadt, die zum Teil zu Zuchthaus, zum Teil zu geringerer Haftſtrafe verurteilt wurden. Eines komiſchen Intermezzos gedenke ich noch, vor dem Geſchworenengericht in Darmſtadt. Der verteidigende Advokat (Weidenbuſch) hatte ſich's zur Aufgabe gemacht, nachzuweiſen, daß die Bahnzüge durch einige fehlende Schienen durchaus nicht gefährdet ſeien; ſie ſchöſſen wohl in raſcher Eile in derſelben Richtung fort und liefen dann ungeſtört auf den Schienen jenſeits der unterbrochenen Strecke weiter. Zum augenſcheinlichen Beweis hatte der Mann ſich eine kleine Eiſenbahn machen laſſen, die auf einer etwas geneigten Tiſchplatte lag und in der einige von den Schienen fehlten. Der kleine Zug, den er darauf gehen ließ, war in ſeinem Bureau und ſeinem Familienzimmer wohl etliche hundert Mal losgelaſſen worden und in der That ſtets glücklich über die ſchienenloſe Stelle hinweggelaufen. Nun ſollte in der Schlußverhandlung die Sache vor den Geſchworenen aufgeführt werden. Der Saal war über und über mit Menſchen gefüllt, alle in geſpannteſter Erwartung. Der Zug ging los — hurtig, wenn auch nicht mit Donnergepolter, ſo doch mit lautem Geraſſel ſtürzt Lokomotive, Tender

ſamt allen Waggons an der betreffenden Stelle vom Tiſche herunter in die Tiefe. Der Beweis war geliefert und die Verurteilung erfolgte.

Die Mecklenburger waren bei Ladenburg angekommen und hatten die Brücke mit Kanonen beſetzt; das wieder geſammelte Sigelſche Corps ſollte ſie wieder zurücktreiben. Da entſtand ein edler Wettſtreit. Die Freiſchärler behaupteten, dazu gehöre reguläres Militär, und dieſes wieder meinte, bei ſolchen gefährlichen Operationen heiße es gewöhnlich: Freiwillige vor! und ſolche ſeien doch die Freiſcharen. Während des edlen Wettſtreits gingen die Mecklenburger vor, etwas unvorſichtig, und erlitten einige Verluſte, die ſie jedoch nicht hinderten, weiter vorzurücken und ſeitwärts in den Odenwald dringend die dort in Waldmichelbach unter Bähr ſtehenden Freiſchärler zu verſprengen. Die mecklenburger Verwundeten wurden nach Darmſtadt ins Lazarett gebracht, ihre zerſchoſſenen Glieder zu heilen, oder zu ſterben.

Zur Charakteriſtik damaliger Zuſtände ſei hier erwähnt, daß eines Tages die Frau eines in D. wohnenden engliſchen Geiſtlichen zu einem Kandidaten unſeres Kreiſes kam und fragte, ob denn für dieſe armen Verwundeten, die ihr Leben für Fürſt und Vaterland, Recht und Ordnung in die Schanze geſchlagen, gar kein Geiſtlicher vorhanden ſei, der ſie tröſte in ihren großen Schmerzen und ihnen beiſtehe in ihrer letzten Not? Drei Wochen lang war ſie täglich mit allerhand Erfriſchungen ins Lazarett gegangen, hatte die Verwundeten damit erquickt, ihnen allerhand Bequemlichkeiten verſchafft, welche die gewöhnliche Lazarettpflege damals wenigſtens nicht bieten konnte, und hatte auch ihre Seelen erquickt, indem ſie mit ihnen betete, ihnen vorlas ꝛc.; ſie hatte während der ganzen Zeit auch nicht ein einziges Mal einen Geiſtlichen im Lazarett geſehen, obwohl es einen Garniſonsprediger und zwei Garniſonsfreiprediger gab, welche letzteren allerdings mehr für die Garniſonsſchulen beſtimmt waren. Eine ſolche

Thätigkeit, wie Lazarettbesuch, lag bei den Militärgeistlichen ebenso weit außerhalb ihres Berufs- resp. Gesichtskreises, wie Spital- und Krankenbesuch außerhalb des Berufskreises vieler, ja der meisten Civilgeistlichen. Die Fremde, die Engländerin, mußte die Veranlassung werden, daß jetzt einige von den „pietistischen" Kandidaten, beschämt durch jene, sich der Seelsorge bei den Verwundeten annahmen, ihnen dazu gute Lektüre brachten, kleine Gottesdienste in den Krankenzimmern hielten, was man alles als höchst seltsam ansah und nicht begreifen konnte, wozu das eigentlich diene. Doch kam daraufhin auch einmal der Garnisonsprediger, ging mit großen Schritten und aufgerichtetem Haupt durch die Krankensäle und sagte: „Seid stolz auf eure Wunden! Sie sind Ehrenwunden!" Sprach's und verschwand, und schnell war seine Spur verloren. Es ist das doch viel besser geworden, und ich glaube, auch jener würde es heute wohl etwas anders machen.

In Karlsruhe herrschte unterdes die größte Verwirrung. Struve wollte die Republik ausrufen, in der Gewißheit, dies werde ungeheure Begeisterung, Kampfes- und Opfermut hervorrufen. Brentano hielt es für noch nicht zeitgemäß, da man immer noch den Vorwand brauchen müsse, nur für die Reichsverfassung zu kämpfen. Es wäre beinahe deshalb zu einem Straßenkampf gekommen. Brentano mußte Struve sogar auf einige Stunden verhaften lassen, um ihn aus der Stadt zu bringen, worüber ihm Struve heftig zürnte, und ihn nachmals als seinen Feind bis auf den Tod bekämpfte. Da Sigel sich nicht als Feldherr bewährt hatte, ließ man jetzt den Polen Mieroslawski aus Paris kommen, statt Sigels das badische Heer anzuführen, und einen anderen Polen Sznayde — eigentlich hieß er Schneider — für die Pfälzer. Diese fremden, bis jetzt nur durch Niederlagen berühmten Abenteurer sollten jetzt die deutsche Reichsverfassung durchsetzen. Mieroslawski erschien mit seinem

gewöhnlichen Generalſtab, einem Haufen liederlicher Dirnen, und übernahm ſofort das Kommando. Vielleicht wäre es noch einmal gelungen, einen Vorſtoß gegen Heſſen zu machen, das zu ſchwach war, ſich weiter vorzuwagen, zumal auch die Bayern nicht wagten, in die Pfalz vorzurücken, da in ihrer Armee ſich auch ein revolutionärer Geiſt zeigte, der ſogar in Donauwörth in blutigen Exceſſen losgebrochen war, dazu auch das Volk in und um Nürnberg und Bamberg ſchon aufgeregt und zum Eingreifen willig gemacht worden war. Der Reichsverweſer brachte mühſam 16,000 Mann „Reichstruppen“ auf, die ſich von Frankfurt aus gegen Baden in Bewegung ſetzten. Aber ſie hätten ſchwerlich den Aufruhr völlig beſiegt, wenn nicht der Prinz von Preußen von der Pfalz her eingegriffen hätte. Er hatte Ludwigshafen genommen, konnte aber dort nicht über den Rhein; die Schiffbrücke war fort; Pontons hatte man nicht und die Mannheimer ſchoſſen mit Kanonen herüber, man ſagt, weniger auf die Preußen, als auf die Waren- und Lagerhäuſer der nebenbuhleriſchen Stadt Ludwigshafen. — Der Prinz ging bald darauf bei Germersheim über den Rhein, ohne Widerſtand zu finden. Peucker rückte gegen Heidelberg vor, erlitt aber Verluſte bei Käferthal; ein Seiten-Detachement aus Heſſen und Bayern beſtehend, ſchlug an demſelben Tage bei Hirſchhorn die Hanauer Turner, verlor wieder ein Gefecht gegen Mieroslawski bei Groß-Sachſen, der ſich dann ſüdwärts gegen den Prinzen von Preußen wandte, der ihn aber nach anfänglich erlittenen Nachteilen bei Waghäuſel ſchlug, daß er bis Sinsheim zurückfloh. Unaufhaltſam gingen nun die Preußen auf Karlsruhe los. Bei Bruchſal löſte ſich das Corps von Sznayde auf, das Willichſche Freicorps ward bei Durlach verſprengt, Karlsruhe öffnete die Thore und bald darauf Mannheim, das des Terrorismus des Revolutionskommiſſars Trützſchler müde geworden war; man fing ihn, als er eben mit der Kaſſe durchgehen wollte. Dieſer Trützſchler ward nebſt dem radikalen

Schullehrer Höfer und etlichen unbedeutenden Führern kriegsrechtlich erſchoſſen. Der Prinz von Preußen mit Peucker verfolgte die letzten Reſte der Revolutionsarmee durch den Schwarzwald; ſie ſetzte ſich noch einmal im Murgthal feſt, erlitt aber bei Gernsbach eine letzte Niederlage, wobei Gernsbach teilweiſe niederbrannte. Dann ging's in regelloſer Flucht über Donaueſchingen; dort plünderten die Inſurgenten noch das Schloß, wie früher das Luſtſchloß Eberſtein im Murgthal, wo ſich Frau Blenker in Hoſen und Heckerhut, mit Säbel und Piſtolen an ſolcher kriegeriſchen Aktion lebhaft beteiligte. Bald hatte der preußiſche General von der Gröben auch Raſtatt bezwungen. Die Führer Tiedemann, Major Biedenfeld und Heilig wurden erſchoſſen. Dann folgte eine Reihe kriegsgerichtlicher Exekutionen bei den Führern niedern Ranges. Eine beſondere Art von Heroismus machte ſich bei dieſen Exekutionen bemerklich; regelmäßig berichteten die liberalen Zeitungen, wie der Verurteilte „ruhig ſeine Cigarre geraucht und ſie erſt weggeworfen, als Feuer kommandiert wurde!" So ſtarb ein Volks- und Freiheitsheld wie Andreas Hofer *nicht*. Die nicht ſtandrechtlich Verurteilten wurden zunächſt in den Kaſematten von Raſtatt feſtgeſetzt, aus denen aber etliche entkamen. Darunter der in Heſſen wohlbekannte Jf. Hillebrandt, ein talentvoller Mann, nachmals bald in weiten Kreiſen bekannt durch die Herausgabe ſeiner Kaſemattenerzählungen und noch mehr in neueſter Zeit durch ſeine litterariſche Thätigkeit in Frankreich und Italien (Florenz). — Aus dem Haufen der Gefangenen wurden die ehemaligen Angehörigen der badiſchen Armee ausgeſondert und in preußiſche Garniſonen gebracht.

Am 18. Auguſt führte der Prinz von Preußen den Großherzog von Baden wieder in ſeine Reſidenz und Regierung ein. Die Reſidenz hatte bald wieder ganz ihr früheres Ausſehen. Reſidenzen, wenigſtens kleinere, haben ihren Wohlſtand und Glanz meiſt vom Fürſtenhof. Die Karlsruher Bürger und Eingebornen

waren eigentlich nie sonderlich republikanisch gesinnt gewesen und hatten die Demokratenwirtschaft herzlich satt bekommen. Eine bemerkenswerte Rolle spielten die Juden. Am Aufstand hatten sie sich in hervorragendster Weise beteiligt, natürlich nicht im Kampf auf dem Schlachtfeld, sondern durch Wühlereien und Geldbeiträge. Wo eine Neuigkeit zu erfahren war, erzählte mir noch jüngst ein Karlsruher, fand man sicher einen Juden. Bei Ankunft der Eisenbahnzüge war der Bahnhof mit faulen Juden besetzt; bei den vielen Komödien, welche unter der Herrschaft der Volksbeglücker aufgeführt wurden, stieß man bei jedem Schritt auf ein Judengesicht. Als die Preußen einrückten, kam schnell die badische Flagge aus den Fenstern der Judenhäuser und bald hörte man, daß mehrere Juden sich hatten taufen lassen.

Auch der alte Revolutionär Hecker war von Amerika herübergekommen, um noch Großes zu leisten, fand aber, als er Straßburg erreichte, schon alles beendigt und kehrte wieder um. Er blieb fortan als Farmer in Amerika; nach Aufrichtung des neuen deutschen Reichs kam er einmal herüber; man hätte denken sollen, der in Liedern als Volksheld im Jahr 1848 gefeierte werde nun wieder gefeiert und vielleicht ausersehen werden, in dem neuen deutschen Reich, das doch den Fortschrittlern gar nicht frei genug erscheint und in den Augen der Demokraten fast noch weniger Gnade findet, als die alten Staaten im deutschen Bund, mit der Macht seiner Rede für die Demokratie zu wirken. Aber man hörte außer einigen kleinen Begrüßungen von seiten einiger weniger ehemaliger Freunde so gut wie nichts von ihm. Man sagt, man habe nicht mehr den ehemaligen Hecker in ihm gefunden. Im Land der Freiheit mag er wohl ernüchtert worden sein. Was aber die deutschen Fortschrittler und Demokraten auch sehr verdrossen haben muß, mag der Umstand sein, daß er sich seiner katholischen Kirche, in der er geboren, zugewandt, ja ein Ultramontaner geworden sein sollte.

Unter den Raſtatter Gefangenen von Diſtinktion befand ſich auch der Reichskanarienvogel (Rösler von Öls), der aber aus dem Käfig entwiſchte, und Kinkel, der verirrte Dichter, der nach Spandau gebracht wurde, von wo er ebenfalls entkam auf eine Weiſe, die man romantiſch aufputzte nach dem Muſter der Errettung des Königs Richard Löwenherz von England aus der Feſte Trifels durch ſeinen getreuen Sänger Blondel, die ſich aber ſpäter als eine ganz gemeine, von der „Gartenlaube“ begeiſtert gefeierte, Beſtechungsgeſchichte entpuppte.

Die badiſche Revolution, angeblich der Kampf um Einführung der Reichsverfaſſung, in Wirklichkeit der demokratiſchen Republik, war niedergeworfen und beendet. Wie in Paris die Gefallenen der Julirevolution 1830, nachmals die Kommunarden (1871), zu Frankfurt a. M. die gefallenen Aufſtändiſchen vom 18. September 1848 alljährlich als Märtyrer der Freiheit gefeiert werden, ſo wird auch der Kampf, den man die badiſche Revolution nennt, wer weiß wie lange noch als ein großes, edles Unternehmen geprieſen werden. Leute, denen Treue, geſetzliche Ordnung, beſchworenes Recht noch etwas gelten, werden freilich darin nur eine Reihe von Treubruch, Verrat und blutigen Freveln ſehen. Man wird ſie darum als Freiheits- und Volksfeinde, Sklavenſeelen, Dunkelmänner, Pfaffen und Pfaffenknechte bezeichnen und beſchimpfen. Sei darum zur Beurteilung jenes badiſchen Kampfes zum Schluß das Urteil eines Mannes mitgeteilt, der ſelbſt dieſe Revolution mitgemacht, von ihren Wogen hoch empor bis an die Spitze des Landes getragen, dann von ihr in die Tiefe geſchleudert und ſchließlich wie mit Fußtritten bei Seite geworfen und — ernüchtert worden iſt. Was der Mann ſagt, iſt lehrreich für alle Zeiten revolutionärer Bewegung, für Agitatoren und Demagogen, die je und je als Volksfreunde, als Volksbeglücker ſich gebärdet, in Wahrheit und Wirklichkeit Volksverderber geweſen ſind, ſo arg wie die gehaumtmarkteſten

Tyrannen auf Thronen. Der Mann ist der ehrliche, für sein Volk und Vaterland wirklich begeisterte, aber von falschen doktrinären Freiheitsgedanken irregeleitete Brentano. Man hat ihn, den man hoch erhoben, an die Spitze der Regierung gestellt, sehr bald einen Verräter geschimpft und über die Grenze gejagt. Von der Schweiz aus erließ er ein Schreiben ans badische Volk, in welchem er u. a. sagt:

„Für mein Vaterland habe ich mit bestem Wissen und Gewissen gewirkt: eine herrschsüchtige, eigennützige Partei (radikale Republikaner) hat mich nach schmählichster Behandlung durch ihren Terrorismus vertrieben; und die Sache des Volkes, die Sache der Freiheit, für welche eure Söhne, eure Brüder bluten, liegt in den Händen von Menschen, welche durch Grausamkeit ihre persönliche Feigheit, durch Lügen ihre geistige Unfähigkeit und durch Heuchelei ihren niederträchtigen Eigennutz zu verdecken suchen. Mitbürger! Seit dem Monat Februar habe ich meine Kräfte nur für die Sache der Freiheit angestrengt; habe seitdem nicht mehr aus meiner Erwerbsquelle geschöpft, habe mich nur mit der gerichtlichen Verteidigung verfolgter Republikaner beschäftigt, habe jedem bereitwilligst zur Seite gestanden, der meine Hilfe in Anspruch nahm, und der möge auftreten, der mir von den Hunderten, die ich aus eigenen Mitteln aufgewandt, auch nur einen Kreuzer ersetzt habe. Nun verbannen mich diejenigen, die kein Verdienst haben, als durch ihre Unfähigkeit, durch ihre Grausamkeiten, durch ihren Terrorismus die Sache der Freiheit in Mißkredit, durch ihre maßlose Verschwendung an den Rand des Unterganges gebracht zu haben. Schwererkrankt hat man mich einst aus dem Bett geholt, daß ich dem Vaterlande meine Kraft widmete. Ich kam, ich wollte den Kampf für die Sache der Freiheit rein erhalten von unsauberen Bestrebungen und verabscheuungswürdigen Handlungen, wollte Ordnung handhaben und die Freiheit der Personen, sowie die Unverletzlichkeit des

Eigentums ſchützen. Eine Zeit lang gelang mir das; ich ſuchte alle Ungerechtigkeiten zu verhüten, und überall, wo man mich anrief, habe ich mich bemüht, gegen Gewaltthätigkeiten zu ſtimmen und zu beweiſen, daß ſelbſt bei der durchgreifendſten Staatsumwälzung es möglich ſei, Anarchie fern zu halten. (!?) Mitbürger! Wie man auch meine Fähigkeit als Revolutionsmann beurteilen mag, ich habe mein Gewiſſen rein gehalten, nicht eine einzige Schandthat habe ich zu verantworten, nicht einen Kreuzer eures Geldes habe ich leichtſinnig vergeudet, nicht mit einem Heller hab' ich mich bereichert. Das aber ſage ich euch, ihr werdet ſtaunen, wenn ihr ſeinerzeit die Rechnungen ſeht, wie man mit eurem Gelde gehauſt, wie es nur wenige waren, welche ohne Eigennutz der Sache des Volkes ſich geopfert, und wie die große Mehrzahl keinen Schritt gethan, für welchen ſie ſich nicht aus den Kaſſen des Staates hätte bezahlen laſſen.

„Sogleich am Anfang unſerer Revolution zogen ſich hunderte von Abenteurern in unſer Land; ſie pochten darauf, daß ſie für die Freiheit gelitten; ſie wollten aus eueren Kaſſen den baren klingenden Lohn erhalten; vor uniformierten, ſchleppſäbeltragenden Schreibern konnte man kaum mehr über die Straßen der Stadt Karlsruhe gehen; von euerem Gelde ſchwelgten die Müßiggänger, während euere Söhne, die ihre Bruſt den feindlichen Kugeln ausſetzten, darben mußten; und wer dieſem Treiben entgegentrat, der mußte ſich einen Revolutionär und einen Verräter ſchelten laſſen.

„An der Spitze dieſer Partei ſtand Struve, dem ich vor dem Freiburger Geſchworenengericht als Freund verteidigend zur Seite ſtand, deſſen unſinnige Pläne, den Miniſtern 6000 Gulden Beſoldung zu geben, Geſandte nach Rom und Venedig, Agenten nach Petersburg und Ungarn zu ſenden, ich verworfen hatte, deſſen Beſtreben, alle Stellen mit ſchwerem Gelde an nichtbadiſche Abenteurer zu vergeben, an meinem Widerſtand geſcheitert

war, den das Heer wegen seiner persönlichen Feigheit, die er in Staufen (in einem Gefecht) bewiesen, verachtet, dessen Entfernung aus dem Landesausschuß die Armee unbedingt verlangt hatte. Statt die eingesetzte provisorische Regierung zu unterstützen und zu kräftigen, wie er es versprochen, versuchte dieser Mann, dessen Ehrgeiz „unter meiner Regierung" freilich keine Nahrung fand, mit Hilfe der Fremden mich zu stürzen und verlegte sich aufs Leugnen, als ich ihm die Macht zeigte, welche seine Pläne zu vernichten bereit stand. Damals hatte er nicht den Mut, vom Rathaus nach seinem Gasthof zu gehen, und ich, den er eben stürzen wollte, ich habe ihn großmütig und verachtend mit meinem Leibe gedeckt und nach Hause geführt." (Man denke: diesen Menschen hat ein Teil des deutschen Volkes monate-, wie jahrelang gefeiert in einem Lied: „Hecker, Struve deutscher Mann, der für Freiheit sterben kann!" Wie läßt sich das arme Volk verblenden, bethören! Wie mancher von seinen gegenwärtigen Führern wird noch einmal in ganz ähnlichem Licht erscheinen, wenn der Nimbus, den die großen Worte geschaffen, vorüber ist. Der Verfasser.)

„Meine Hoffnung hatte ich auf die konstituierende Versammlung gesetzt; ich glaubte, die aus den freiesten Wahlen hervorgegangenen Vertreter des Volkes würden mein redliches Bestreben unterstützen und kräftigen; ich habe mich getäuscht; eine Versammlung, deren Mehrheit aus ganz unfähigen, gewöhnlichen Schreiern besteht, bot das kläglichste Bild einer Volksvertretung, welche ihren gänzlichen Mangel an Einsicht und Kenntnissen hinter sogenannten revolutionären Anträgen verbargen, die heute zum Beschluß erhoben, morgen als unausführbar wieder umgestoßen werden mußten. Daß ich solchen Leuten ein Dorn im Auge sein mußte, ist klar; nicht imstande, mich zu entfernen, suchte man mich zum machtlosen Werkzeug herabzuwürdigen; man schuf die dreiköpfige Diktatur in der von einzelnen klar ausgesprochenen Absicht, meines

Namens ſich zu bedienen, aber durch die zwei Mitdiktatoren mich in Schach zu halten. Obgleich eine ſolche Rolle unwürdig erſcheinen mußte, habe ich doch aus Liebe zur Sache mich entſchloſſen, ſie anzunehmen. Meine zwei Kollegen habe ich in Karlsruhe faſt nie geſehen, weil ſie es für angenehmer fanden, bei der Armee ſich herumzutreiben. Mir wurde keine Nachricht vom Kriegsſchauplatz gegeben und doch forderte die konſtituierende Verſammlung nur von mir, als dem allein Anweſenden, Rechenſchaft über das, worüber ich keine Nachricht hatte. Alle Verantwortlichkeit wurde mir aufgeladen. Wenn der Kriegsminiſter für die Verpflegung der Truppen, für die Munition und die Waffen nicht geſorgt, wurde mir die Schuld gegeben; wenn der Finanzminiſter kein Geld herbeigeſchafft hatte, ſollte ich es verantworten; wenn die Armee geſchlagen wurde, ſollte meine Energieloſigkeit die Urſache ſein. Dieſe Verſammlung hat mich ſchließlich zum Verräter erklärt, und als ich gehen wollte, am andern Morgen durch eine Deputation mich gebeten, zu bleiben, den Verräter, den ſie zur wohlverdienten Strafe ziehen wollte. Ich habe wohl berechnen können, welchen körperlichen Mißhandlungen ich ausgeſetzt wäre, wenn ich der Deputation eine abſchlägige Antwort erteilte und daß ich am Ende noch meiner perſönlichen Freiheit beraubt worden wäre. Deshalb zog ich es vor, in der gaſtlichen Schweiz Ruhe zu ſuchen, ſtatt in Baden die Strahlen der Freiheit zu genießen. Niemals werde ich mich bereit finden laſſen, wieder ſolch' einer Schreckensherrſchaft zu dienen."

Das ſind liebliche Bilder einer aus der Revolution entſprungenen Freiheit, einer demokratiſchen Staatsverfaſſung. Welchen Thoren gelüſtets danach?

IX.

1849—50. Olmütz.

Wiederholt ſchon hat im deutſchen Reichstag der Reichskanzler Fürſt Bismarck, durch die Angriffe fortſchrittlicher Abgeordneten veranlaßt, das, was er zur Herſtellung der deutſchen Einheit und des deutſchen Reiches gethan, in Erinnerung gebracht. Man erwiderte ihm einmal, das alles hätte man lange vor ihm haben können, wenn der König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1849 die ihm angebotene Kaiſerkrone angenommen hätte. Man fügte hinzu: Dann hätte man auch die Schmach von Olmütz nicht erlebt. Die habe man über Preußen gebracht durch die Abneigung gegen freiheitliche Inſtitutionen, durch Nichtbeachtung des Volkswillens, womit angedeutet werden ſollte, daß man noch einmal Ähnliches erleben könne, wenn man nicht nach dem Willen der Herren Fortſchrittler und Demokraten ſich richten wolle! Wir hörten, warum der König nicht Luſt hatte, eine ſo ohnmächtige Krone, wie ſie das Frankfurter Parlament geſchaffen, anzunehmen, ja, wie er ſie aus Gründen des Rechts und aus politiſcher Klugheit gar nicht annehmen durfte, wie er in die allerfürchterlichſten Kämpfe hineingezogen worden wäre, die wahrſcheinlich zu einer noch tieferen Zerreißung Deutſchlands und wohl völligen Zertrümmerung des preußiſchen Staates geführt hätten. Wie iſt's nun aber mit jener Schmach von Olmütz? Sie iſt unzählige Mal den Konſervativen vorgerückt worden, in lächerlicher Übertreibung, als ob's faſt etwas geweſen wäre, wie die Schmach von Jena. Es kommt ja wohl in der Geſchichte jedes Volkes oder Staates einmal ſo irgend ein Tag ſchwerer Niederlage vor, die man nicht etwa nach heldenmütigem, ehrenvollem Kampf durch eine Übermacht oder ſonſtige nicht zu bewäl-

tigende Umſtände, ſondern durch eigene Schuld, Trägheit, Feigheit und Kopfloſigkeit herbeigeführt. So die ſchmähliche Übergabe von Ulm von Seiten der Öſterreicher unter General Mack an die Franzoſen 1805, was man geraume Zeit die Schande von Ulm nannte, was ſogar ſprichwörtlich wurde. Dann kam für Preußen die Schande von Jena, und der ſetzte man die von Olmütz faſt an die Seite. Die Franzoſen haben, anders geartet als die Deutſchen, auch ihre größten Niederlagen niemals als eine Schande gelten laſſen, ſondern nur als ein ihnen geſchehenes Unrecht, und haben daher ſtets nur die Gedanken der revanche, der Rache gehabt. Revanche pour Waterloo! war lange ihr Geſchrei. Ja ſogar für Sadowa wollten ſie Revanche, mit dem ſie doch gar nichts zu thun hatten, für das ſie ſich nur rächen wollten, weil die Preußen ſich dort nicht ſchlagen ließen, und größeren Ruhm geerntet, als die Franzoſen bei Solferino. Man hat in ſehr undeutſcher Weiſe in einer Art von preußiſch-deutſchem Chauvinismus auch lange dem preußiſchen Staat eine Art Revanche pour Olmütz zugemutet und in 1866 einen Vollzug derſelben ſehen wollen. Es iſt das eine thörichte Betrachtungsweiſe. Wie iſt's denn nun aber mit dieſem Olmütz?

Olmütz bezeichnet ganz einfach: das Grab alles deſſen, was die Revolution von 1848 und 49 in ſchweren Wehen, als vermeintliche Neugeburt, in Wirklichkeit aber als Fehlgeburt oder lebensunfähiges Kind in die Welt geſetzt. Man hat's auch wohl als Schlußſtein der Revolution bezeichnet, auf den ſich der wieder aufgelebte alte, ſchläfrige Bundestag behaglich niederließ, um wieder ſeine Jahresferien von 365 Tagen zu beginnen und zu verſchlafen. Ein Schlußſtein der Revolution war's nicht, denn die iſt bis heute noch nicht geſchloſſen. Eine gewiſſe Schande haftet noch wohl an Olmütz, jedoch nicht bloß für Preußen, ſondern auch für Öſterreich und ſelbſt für ganz Deutſchland, und zwar um deswillen, weil es weſentlich durch das Ausland zuſtande

kam, das sich hier, hoffentlich zum letztenmal, in Deutschlands Angelegenheiten anmaßend eingemischt. Hören wir das Nähere im Zusammenhang.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte die deutsche Kaiserkrone abgelehnt, jedoch sich gern bereit erklärt, den Versuch zu machen, eine andere einheitliche Verfassung mit den deutschen Fürsten und Völkern zu vereinbaren; und nachdem in Frankfurt selbst die patriotischen und gemäßigt liberalen, konstitutionellen Elemente sich von den Anarchisten der äußersten Linken gesondert, zauderte der König keinen Augenblick ihnen die Hand zu bieten. Er lud sofort die deutschen Fürsten ein, ihre Gesandten nach Berlin zu schicken, um über die künftige Verfassung Deutschlands zu beraten, und bereits am 17. Mai 1849 eröffnete des Königs persönlicher Freund, General v. Radowitz, der auf der äußersten Rechten der Paulskirche sich ausgezeichnet und auch den Gegnern Achtung abgenötigt, ein strenger Katholik, aber voll Friedensgedanken gegenüber den Protestanten, die Konferenz mit den deutschen Botschaftern. Unter diesen aber fehlte der österreichische. Österreich verweigerte seine Teilnahme, weil die von Preußen gemachte Vorlage im allgemeinen eine modifizierte Wiederannahme des sogenannten Gagernschen Programms war: Einigung Deutschlands unter preußischer Spitze mit völkerrechtlichem Vertrage, d. h. Bündnis mit Österreich für ewige Zeiten. Österreich protestierte gegen ein solches Bündnis und wahrte sich sein Recht, mit Deutschland organisch vereinigt zu bleiben, ja stellte aufs neue die Forderung, mit seinen außerdeutschen Provinzen Ungarn, Slovakei, Oberitalien ꝛc. in Deutschland eingeschlossen zu werden, was offenbar unannehmbar war. Da versuchte es Preußen zunächst einmal mit den anderen deutschen Staaten, vorab den 4 Königreichen. Aber auch Bayern und Württemberg lehnten jetzt ihre Beteiligung ab. Sachsen und Hannover waren bereit, auf ein Einigungswerk einzugehen, und so kam am 28. Mai die

ſogenannte Union zuſtande zwiſchen Preußen, Sachſen und Hannover, in welcher man eine engere Verbindung der Einzelſtaaten mit einer Centralgewalt und einem gemeinſamen Parlament, oder, wie man beſſer deutſch ſagte, einem Volkshauſe, als Vertretung des Volkes, ſchaffen wollte. Sehr lebhaft trat der ehemalige Präſident des Frankfurter Parlaments, dann Reichsminiſter, Heinrich v. Gagern für dieſen Plan ein, berief ſeine Partei, die man bis dahin die Altliberalen nannte, zu einer Verſammlung, einem Parteitag nach Gotha, wo man beſchloß, für den Gedanken der Union mit aller Kraft einzutreten und für ihn zu wirken. Die ſeitherigen Altliberalen hießen von da an die Gothaer. Jedem deutſchen Staat ſollte der Beitritt offen gehalten werden, und die meiſten, namentlich Kurheſſen, Baden, Braunſchweig, Oldenburg, Mecklenburg, die Thüringer Fürſtentümer traten bei. Heſſen-Darmſtadt erklärte, es werde ſich der Majorität anſchließen, eine Maßregel, die bekanntlich, wenn jeder oder nur etliche ſie anwenden, eine Majorität gar nicht zuſtande kommen läßt. Was es thun werde, wenn etwa gerade ſeine Stimme eine Majorität herſtellen würde, darüber gab es keine Erklärung ab. Doch ſandte es nachmals einen Abgeordneten in der Perſon des Herrn v. Lepel nach Berlin. Preußen hielt noch Baden beſetzt, hatte die wiederhergeſtellte badiſche Armee zur Strafe für ihre Felonie nach pommerſchen oder oſtpreußiſchen Garniſonsorten verlegt und damit eine Vereinigung beider Armeen angebahnt. Durch die preußiſch-braunſchweigiſche Militär-Konvention wurde das kleine braunſchweigiſche Heer mit dem preußiſchen aufs engſte vereinigt. Der von den unierten Staaten eingeſetzte Verwaltungsrat ſchrieb dann ein neues Parlament für alle bei dem Bund beteiligten Länder nach Erfurt aus.

Die Hoffnung einer Verſtändigung mit Öſterreich gab man noch nicht auf. Der König ſuchte und erlangte eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem jungen Kaiſer Franz Joſeph in Teplitz

und verständigte sich mit ihm über ein sog. Interim, d. h. ein Verhältnis, das einstweilen bestehen solle, bis ein neues geschaffen sei. Ein Hauptpunkt war der, daß der seitherige Reichsverweser Erzherzog Johann, der absolut nichts mehr zu „verweſen“ hatte, sein Reichsverweseramt in die Hände der österreichischen und preußischen Bevollmächtigten, österreichischerseits des Feldmarschall-Lieutenants v. Schönfeld und preußischerseits des Generals v. Radowitz, niederlegte. — Unter den deutschen Staaten war einer, der sich wohl gar als dritte deutsche Großmacht aufspielte: Bayern. Das wünschte sich ebenfalls geltend zu machen und bot durch seinen Minister v. d. Pfordten seine Dienste zu weiterer Vermittelung an. Es war ja auch, wenn auch nicht Großmacht, doch immerhin ein so bedeutendes Glied des deutschen Bundes, daß es wohl auf etwas mehr Beobachtung Anspruch machen konnte. Man dankte aber preußischerseits für diese Dienste, die man nicht undeutlich als aufdringlich bezeichnete, was Bayern sehr beleidigte, das sich nun nicht mehr bloß ablehnend, sondern gegnerisch gegen die Union, oder wie man's nannte, den preußischen Sonderbund, verhielt. Auch Württemberg nahm diese Stellung, seitdem der König mit Fürst Schwarzenberg eine Zusammenkunft in Linz gehabt, ein. Und bald schlossen sich auch Sachsen und Hannover an, sagten sich von der Union wieder los und protestierten gegen das Erfurter Parlament. Während Hannover zunächst sich ganz isolierte, traten Bayern, Württemberg und Sachsen geradezu zu einem engeren Bündnis zusammen, dem sogenannten Dreikönigs-Bündnis als Gegenunion, und machten gleichfalls Vorschläge zu einer neuen Verfassung für Gesamt-Deutschland oder den alten deutschen Bund. Derselbe sollte eine Bundesregierung von 7 Häuptern haben. Österreich, Preußen, die vier mittleren Königreiche und die beiden vereinigten Hessen. Dieser Centralgewalt sollte ebenfalls ein Volkshaus beigegeben werden. Österreich erklärte, dieser Verfassung beitreten

zu wollen, jedoch nur mit ſeinen ſämtlichen, auch außerdeutſchen Provinzen, verlangte auch mit allen dieſen Eintritt in den, ſeit Mitte der dreißiger Jahre beſtehenden allgemeinen deutſchen Zollverein. Das letztere konnte vernünftigerweiſe nicht gewährt werden; denn dieſe Slovaken, Kroaten und Panduren ꝛc. konnten doch auf ihrer niedrigen Kulturſtufe mit Deutſchen unmöglich in einem Zollverband ſtehen. Hatte man doch innerhalb Öſterreichs ſelbſt eine Menge Zollgrenzen gegen die verſchiedenen Provinzen der Monarchie. Öſterreich meinte es vielleicht ſelber nicht einmal ernſt. Das ganze Verfahren mit dieſen neuen Vorſchlägen war eigentlich nur ein Schachſpiel, mit dem man dem König von Preußen Schach bieten und ihn mattſetzen wollte. Das gelang denn auch. Da auch einzelnen von den Kleinſtaaten das alte Souveränitätsgelüſte im vollſten Maße wiederkam und ſie ſich einer nach dem anderen von der Union losſagten, ließ man das Erfurter Parlament auseinandergehen. Ein Verſuch der Gothaer in Württemberg, durch eine zahlreiche Verſammlung in Plochingen eine Adreſſe zu gunſten der Union zuſtande zu bringen, ſcheiterte. In Württemberg widerſtand der König, wie die zahlreiche, aus den katholiſchen, ehemals öſterreichiſchen Landesteilen ſtammende, konſervativ genannte, richtiger öſterreichiſch oder ultramontan zu nennende Partei, und die in der Kammer allein herrſchende Demokratie.

Was ſollte nun weiter werden? Preußen wollte nichts von den Vorſchlägen des Dreikönigsbündniſſes wiſſen; dieſes nichts von den preußiſchen Vorſchlägen und Plänen der Union. Da trat Fürſt Schwarzenberg hervor mit der dürren Forderung: den alten Bundestag wieder herzuſtellen, denn das ſog. Plenarium des alten Bundes habe allein das Recht, eine Reviſion des immer noch zu Recht beſtehenden Bundes vorzunehmen. Und Fürſt Schwarzenberg hatte den rechten Zeitpunkt im öſterreichiſchen Intereſſe gewählt, denn Öſterreich war gerade mit ſeinen inneren Feinden

vollſtändig fertig geworden und ſtand in einer geſchloſſeneren Einheit als je vorher und mächtiger als zuvor. Es hatte ſich aus einer tiefen Zerrüttung herausgearbeitet, einmal wohl mit den guten Kräften ſeiner deutſchen Bevölkerung, dann aber auch mit auswärtiger, nämlich ruſſiſcher Hilfe, worauf hin auch Rußland bei Neuordnung der deutſchen Verhältniſſe ein gewichtiges, wohl gar entſcheidendes Wort mitzuſprechen in Anſpruch nahm.

Wie das gekommen iſt, muß uns noch einen Augenblick beſchäftigen.

Wir erinnern uns, wie Fürſt Windiſchgrätz das aufſtändiſche Wien geſtürmt und unterworfen hatte. Die Wiener hatten auf den Beiſtand der aufſtändiſchen Ungarn gerechnet; der war aber nicht erfolgt, obwohl er in Ausſicht geſtellt war. Windiſchgrätz rückte nun in Ungarn ein, und nahm Buda-Peſt. Die Ungarn zogen ſich hinter die Theiß zurück. Sie hatten drei Armeen, die kleinſte im Oſten, geführt von General Bem, die beiden andern von dem Polen Dembinski und dem Magyaren Görgey, der nachmals den alleinigen Oberbefehl übernahm. Dieſe Armeen, faſt alle reguläre ungariſche Regimenter mit den ſogenannten Honveds (Landwehr) vereinigt und von gedienten Offizieren der alten öſterreichiſchen Armee geführt, wurden nun von drei Seiten angegriffen. Von Norden kam der öſterreichiſche General Schlick, rückte bis Tokay vor, wurde dort aber zurückgeſchlagen. Von Oſten griff General Puchner den Heerhaufen des Generals Bem an, hatte anfangs Glück, dann aber ſo entſchiedenes Unglück, daß er mit ſeinem Heer verloren ſchien und in halber Verzweiflung ein in der Walachei ſtehendes ruſſiſches Corps zu Hilfe rief. Aber ſamt dieſem wurde er zurückgeworfen. Die Ungarn drangen nun ſelbſt in Siebenbürgen, das Land der Sachſen, ein, eroberten Hermannſtadt und verwüſteten das unglückliche Land der Sachſen aufs fürchterlichſte. Namentlich wüteten ſie gegen die wenige Jahre vorher unter Leitung des Pfarrers Roth eingewanderten württem-

bergiſchen Koloniſten. Pfarrer Roth wurde ſtandrechtlich erſchoſſen. Unterdeſſen hatte Windiſchgrätz ſich mit dem geſchlagenen Corps des Grafen Schlick, wie mit dem Ban von Kroatien, Jellachich, vereinigt und ſchlug die unter Görgey vereinte Hauptmacht der Ungarn bei Kopolna, erlitt aber ſelbſt bald nachher, da die Ungarn eine Art Guerillakampf begannen und alle einzelnen Corps des Fürſten Windiſchgrätz unausgeſetzt angriffen und ſie ſo aufs äußerſte ermüdeten, eine Reihe von Niederlagen, zuletzt eine beſonders ſchwere bei Gödöllö, nach der er Peſt räumen mußte. Die ſchlechten Wege bei ſchlechtem Wetter, in undurchdringlichem Kot, erſchwerten den Rückzug. Görgey, der feurigſte und geſchickteſte Führer der Ungarn, wandte ſich nun gegen die noch im Beſitz der Öſterreicher befindliche Feſtung Waitzen, ſtürmte ſie, wobei der Kaiſerliche General Götz fiel, verjagte das öſterreichiſche Corps, das die von Ungarn beſetzte Feſtung Komorn belagerte, und ſchlug eine letzte öſterreichiſche Abteilung unter General Wohlgemuth bei Gran. Windiſchgrätz gab den Oberbefehl in die Hand des Generals Welden, der mit dem ermatteten Heere aber auch nichts mehr ausrichten konnte und ſich immer weiter zurückzog, während Jellachich nach Kroatien flüchtete. Überall waren die Ungarn Sieger geblieben; das ganze Land war außer Gewalt der Öſterreicher. Die Ungarn beriefen jetzt einen Reichstag nach Debreczin, da die eigentliche Hauptſtadt des Landes, die Feſtung Ofen, noch in den Händen einer öſterreichiſchen Beſatzung war, erklärten das Haus Habsburg für abgeſetzt, riefen die Republik aus und ſetzten Koſſuth zum erſten Präſidenten ein. Bald aber ward das neue Reich mit ihm ſelbſt uneins. Koſſuth machte nämlich nicht den ſiegreichen Görgey, ſondern den Polen Dembinski zum Kriegsminiſter. Er hoffte durch dieſen auch die Polen zu inſurgieren. Görgey aber ward dadurch tief beleidigt, woraus ſich ſein ſpäteres Verhalten erklärt.

Ungarn war für Öſterreich jetzt völlig verloren. Aber ſo

unglücklich es in Ungarn gewesen, so glücklich war es unterdessen in Italien vorgedrungen, wo der Sardenkönig Karl Albert, durch die Erfolge der Ungarn, wie die Revolution in Rom, wo Papst Pio Nono im Wagen des bayerischen Gesandten, Grafen Spaur nach Gaeta hatte flüchten müssen, ermutigt, treulos einen neuen Angriff auf die Österreicher gewagt. In einem in der Geschichte beispiellosen Feldzug von nur 4 Tagen schlug der alte Radetzky die Piemontesen bei Novara im eigenen Lande, worauf Karl Albert abdankte und sein Sohn Viktor Emanuel den erbetenen Frieden erhielt, ohne ein Dorf seines Landes zu verlieren. Ein Aufstand im Rücken Radetzkys in Brescia ward durch General Haynau, einen geborenen Kurhessen, mit nur 12000 Mann nach einem wütenden, zweitägigen Straßenkampfe bezwungen und bald darauf Venedig durch Bombardement und Aushungerung zur Übergabe gezwungen.

Nun hatte das österreichische Heer in Italien freie Hand und konnte gegen Ungarn verwendet werden, gerade als Görgey noch die Festung Ofen gestürmt und die ganze Besatzung hatte niederhauen lassen. Den Oberbefehl über das österreichische Heer erhielt Haynau. Er brachte es bald auf 100000 Mann, mit denen er Görgey nach blutigen Schlachten bis Temesvar zurückdrängte. Doch wäre er nicht über Ungarn Herr geworden, wenn es nicht dem Kaiser Franz Josef geglückt wäre, bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Kaiser Nikolaus von Rußland in Warschau mit diesem ein Bündnis zu schließen, nach welchem Nikolaus ihm 140000 Mann Truppen unter Paskiewitsch nach Ungarn zu Hilfe sandte. Es war nicht etwa Großmut und Mitleid mit dem unglücklichen Österreich, was den Zaren zu dieser Hilfeleistung bewog, sondern vielmehr Sorge fürs eigene Interesse. Unter den österreichischen Ungarn waren viele Polen, die ohne Zweifel, wenn den Ungarn ihr Aufstand gelang, von diesen unterstützt, die Befreiung ihres eigenen Vaterlandes von der

ruſſiſchen Herrſchaft verſucht und Rußland in einen ſchweren und gefährlichen Revolutionskrieg hineingezogen hätten. Das ruſſiſche Hilfsheer faßte nun die Ungarn von Südoſt her. Görgey trotz aller Anſtrengung konnte ſich nicht durchſchlagen. Vier Tage nach der Schlacht bei Temesvar ergab er ſich. Man ſagt, er habe ſchon lange vorher mit den Ruſſen verhandelt. Bem floh nach der Türkei, ward Mohammedaner und Paſcha; der Präſident der ungariſchen Republik floh durch die Türkei nach England und weiter nach Amerika, wo er mit vielem Pomp und Geſchrei empfangen ward und auf einer endloſen Reihe von Feſten gefeiert, ſich bewundern ließ, während die in Ungarn zurückgebliebenen Revolutionsgenoſſen ſchwer büßen mußten. Wohl unterſchied man die Verführten oder vom Revolutionsfieber und jugendlichen Freiheitsrauſch Fortgeriſſenen von den Führern und Verführern. Erſtere wurden begnadigt, letztere ſtreng beſtraft, namentlich diejenigen, die früher Offiziere in der öſterreichiſchen Armee geweſen. Sie wurden zum Tode verurteilt und ſolcher meiſt durch den Strang vollzogen. So wurden die Generale Beckſey, Aulich, Graf Leiningen, Török, Fürſt Wernitzki gehängt. Die oberſten Führer des Aufſtandes neben dem geflüchteten Koſſuth, Miniſter Graf Batthyani, General Keß und Hager „zu Pulver und Blei begnadigt“ — wie man damals ſagte, d. h. erſchoſſen, erlitten alſo einen ehrlichen Soldatentod. Batthyani war das letzte Opfer des raſenden, blutigen Bürgerkrieges. Görgey erhielt die Erlaubnis, frei in Graz (Steiermark) zu leben. Klapka, Kommandant der noch nie eingenommenen Feſtung Komorn, erhielt freien Abzug nach England. Dort ſchaltete und waltete damals mit unumſchränkter Macht Lord Palmerſton, gewöhnlich Lord Feuerbrand genannt, weil die Hauptkunſt ſeiner Politik nach außen darin beſtand, in alle Länder, wo's irgend möglich, die Brandfackel des Aufruhrs hineinzuwerfen und zu einer verzehrenden Flamme anzufachen und zu unterhalten. Er bot darum nicht

bloß den flüchtigen Revolutionären aller Länder freien Aufenthalt in England, was man wohl gelten laſſen kann, da England eine ſolche Freiſtätte ſein will, ſondern ließ auch, wie zum Hohn für die betreffenden Länder, einen wahren Kultus mit ihnen treiben; ſie durften ungehindert Revolutionskomitees errichten, Verſchwörungen anzetteln. — England muß jetzt in Irland ſich ſtrafen laſſen mit dem, was es damals an anderen Ländern geſündigt. — In Öſterreich war General Haynau wegen zu großer Eigenmächtigkeit in ſeiner Kriegsführung und ſonſtigen Verhaltens vom Kaiſer entlaſſen worden. Er ging außer Landes auf Reiſen, kam nach Berlin, wo man ihn ob ſeiner Tapferkeit bewunderte und ehrte und von da nach England, wo er in einer Brauerei von rohen engliſchen Brauknechten mißhandelt (geſchlagen) wurde, für welchen Schimpf Öſterreich nur mit Mühe eine Genugthuung erlangte.

Öſterreich war übrigens jetzt, wie wir ſchon hörten, einheitlich geſchloſſen und mächtiger als je. Die Selbſtändigkeit Ungarns ward aufgehoben, die Nachteile der ungariſchen Adelsherrſchaft wurden beſeitigt. Rußland hatte ihm dazu verholfen. Ein böſes Wort ſagte nicht lange nachher Fürſt Schwarzenberg: „Die Welt wird ſtaunen über unſere Undankbarkeit gegen Rußland.“ Das geſchah alſo im Jahre 1854 im ſogenannten Krimkrieg, der Öſterreich auf ſeiten der Gegner Rußlands fand, wohingegen Rußland wieder 1866 ſich an Öſterreich rächte, das es dem preußiſchen Schwerte überließ. Ungarn aber iſt wieder ſelbſtändiger geworden, als es je war und mußte ſein Name in die Bezeichnung des öſterreichiſchen Staates aufgenommen werden.

Damals aber ſtand Öſterreich auf dem Gipfel ſeiner Macht und Fürſt Schwarzenberg trat kategoriſch herausfordernd in Deutſchland auf. Er berief den alten Bundestag zuſammen und forderte Preußen auf, ihn zu beſchicken. Preußen weigerte ſich deſſen. Der Miniſter des Äußeren General von Radowitz erklärte, die Union mit Waffengewalt aufrecht erhalten zu wollen. Aber eine Zuſammenkunft des Kaiſers von Öſterreich mit den

Königen von Württemberg und Bayern führte eine ebenso kriegerische Sprache. Bald kam es zu einem Konflikt. Das Kurfürstentum Hessen gab den Anlaß. Dort hatte der Minister Hassenpflug die Ständekammern aufgelöst, weil man nicht mit ihnen regieren konnte, da sie weit über ihre rechtlichen Befugnisse hinaus griffen. Sie verweigerten die Steuern. Die Steuern wurden doch erhoben. Da protestierten mit den Ständen auch noch die Staats- und Gemeindebehörden. Das Militär solle einschreiten, aber General Bauer weigerte sich dessen. Dazu nahm die Bürgerschaft der Stadt Kassel eine drohende Haltung an. Der Kurfürst war von allen verlassen — wohl war ja das Landvolk ihm treu geblieben, und die etwa in der Beamten- und Bürgerschaft wagten nicht für ihn einzutreten; die Stände abgefallen, das Militär in erklärtem Ungehorsam, die Bürgerschaft der Residenz nahe am förmlichen Aufruhr — nur einer war treu geblieben, resp. hatte den unerschütterlichen Mut, seine Treue zu beweisen, der Herold der deutschen Mannentreue, der selige Vilmar, der ausgezeichnete Theologe und Litteraturhistoriker, damals Mitglied des Staatsministeriums, vor dessen ruhigem Mut am Anfang der Revolution in Marburg, wo er damals Gymnasialdirektor war, der aufrührerische Pöbel zurückgeprallt war, als er ihm, da man ihm schon die Hausthür eingeschlagen und mit gestreckten Sensen nach ihm gestochen, mit dem Gewehr entgegentrat, der Eine gegen hunderte von wütenden Menschen. Jetzt stand er in Mannentreue und Mannesmut zu seinem Fürsten, aber auch mit dem ganzen furchtlosen Ernst, der die Wahrheit vor den Hohen, wie vor den Niedrigen sagt, nach eines Propheten Elias und Johannis des Täufers Weise. Man erzählt, der Kurfürst habe ihn damals in der Nacht in sein Schloß rufen lassen, und den Hereintretenden hastig gefragt: „Vilmar, was thun? was thun?“ „Buße thun!“ sei des ernsten Mannes Antwort gewesen. Eine weitere Frage des Kurfürsten sei durch

den hereinstürzenden Diener unterbrochen worden, der meldete, daß der Wagen (zur Flucht) bereit stände; — während der Volkshaufen draußen lärmte. Der Fürst habe sich mit Vilmar in den Wagen geworfen, und sei in hastigster Eile nach Marburg hingeflohen, nicht eher Halt machend, bis er die westfälische Grenze erreicht. Da sei er ausgestiegen und Vilmar habe ihn in der Nacht unter freiem Himmel auf die Knie gebracht.*) Das habe ihm der Kurfürst nie vergessen. Die Flucht ging dann über Hannover, Köln, Frankfurt und Hanau resp. in das bei Hanau gelegene Kurfürstliche Lustschloß, auch einstmals Spielhölle — Wilhelmsbad. Von da aus wurden die Maßregeln gegen die renitenten Behörden fortgesetzt. In unseren „Politisch-kirchlichen Blättern", die wir in Darmstadt herausgaben, erschien damals ein Aufsatz von einem kurhessischen Geistlichen der Provinz Hanau, der den Minister Hassenpflug in Anspielung auf das Spiel in Wilhelmsbad einen „waghalsigen Spieler" nannte, der einem gar nicht zum Spiel aufgelegten Volk plötzlich Schach geboten habe. Es kam darauf von seiten eines noch jetzt in Segen wirkenden Geistlichen derselben Provinz, damals Konsistorialrat in der Stadt Hanau selbst, eine Erwiderung: „Wer ist der Spieler?" die nachwies, daß vielmehr die Landstände u. s. w. die Spieler seien. In unser dreigliederiges Redaktionskomitee kam damals eine Spaltung; meine Wenigkeit war wohl geneigt, dem letzteren recht zu geben und die Erwiderung aufzunehmen. Aber die Freunde wollten nicht. So ward die Erwiderung zurückgewiesen und das brachte uns mit den kurhessischen Freunden auseinander, die sich von unserm Blatt lossagten und sich ausschließlich an Vilmars vortrefflichen „Hessischen Volksfreund" hielten, aus dessen gediegenen Artikeln eine Sammlung in den drei Bänden: „Zur Kulturgeschichte der Gegenwart" (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh) noch heute nicht bloß höchst

*) Kurhessen haben später die Thatsächlichkeit dieser Vorgänge bestritten.

intereſſant und lehrreich iſt, ſondern geradezu in Erſtaunen ſetzt durch die prophetiſchen Blicke, die da ähnlich wie in Vilmars Schulreden in Gegenwart und Zukunft gethan werden. Später brachten uns die gemeinſamen kirchlichen Intereſſen wieder ganz nahe zuſammen in den unvergleichlichen lutheriſchen Konferenzen beider Heſſen, abwechſelnd in Marburg und Friedberg gehalten.

Von Wilhelmsbad aus wurden alle kurheſſiſchen Behörden, die den Gehorſam verweigert, kaſſiert, das Heer ſollte aufgelöſt werden durch Kriegsminiſter Haynau, Bruder des öſterreichiſchen Generals — man ſagt auch: Vetter des Kurfürſten, einen ernſtchriſtlichen Mann, auf deſſen Haus etwas wie ein ſchweres Verhängnis laſtete. Zweihundert Offiziere nahmen ihren Abſchied. Das Heer war ſo gut wie aufgelöſt. Das Land (in ſeinem liberalen Teil) hoffte auf Preußen, weil zur Union gehörig. Preußen, die übrige diplomatiſche Rückſicht außer Acht laſſend, hatte eine diplomatiſche Note in ſehr gebieteriſch forderndem Ton durch einen ſogenannten Feldjäger an den Kurfürſten überſandt. Öſterreich und der Bundestag erklärten ſich dagegen für den Kurfürſten und ſandten ein Exekutionsheer, das die Ordnung in Kurheſſen wieder herſtellen, die Renitenten unterwerfen ſollte. Preußen ſuchte dem zuvorzukommen. Von Norden — Weſtfalen — her rückte General Graf von der Gröben heran, der einem aus Öſterreichern und Bayern beſtehenden „Bundesheer" unweit Fulda begegnete. Die Vorpoſten beider Heere ſtanden ſich bei dem Dörfchen Bronnzell gegenüber. Auf beiden Seiten wohl ein banges Herzklopfen vor dem erſten Schuß, nicht aus Mangel an Mut, ſondern darum, weil es das erſte Signal zu einem Bürger- und Bruderkrieg geworden wäre, den man, ſeit man in der traurigen napoleoniſchen Zeit einander gegenüber geſtanden und nachher gemeinſam den fremden Eroberer überwunden, nicht mehr für denkbar hielt. So wars in der That damals. Und wirklich, es fiel ein Schuß, aber: gottlob! riefen wir damals *alle*, als die Nachricht kam, er traf — nur einen Schimmel

das war der berühmte Schimmel von Bronnzell. Weiteres Vorgehen erfolgte zunächst von keiner Seite. Bald ward von der Gröben zurückberufen. Es war die Folge einer Unterredung, die der preußische Minister Graf Brandenburg mit dem den Gang der Dinge scharf beobachtenden Kaiser Nikolaus hatte. Der hatte mit der Kriegserklärung an Preußen gedroht, wenn es nicht nachgäbe. Diese Drohung war sehr bedenklich, da man damals nur 78 000 Mann in Preußen verfügbar hatte. Der König war geneigt, nachzugeben. Radowitz ward entlassen und der nachmalige, jüngst verstorbene Minister v. Manteuffel zum Fürsten Schwarzenberg gesandt, mit ihm zu unterhandeln. Das Resultat war: Preußen giebt die Union auf und kehrt einfach zum alten Bundestag zurück. Hinter Schwarzenberg stand der mephistophelische Maiendorf, der Botschafter Rußlands, der hohnlachend den Botschaftern der deutschen Großmächte die Hände in einander legte und ihnen diktierte, was fortan in Deutschland Rechtens sein sollte. So abhängig waren die deutschen Großmächte von Rußland und so groß ihr Antagonismus, ihre Eifersucht und, muß man wohl sagen, des damaligen Österreichs Bosheit, daß es, um Preußen zu schwächen, Rußland immer mächtiger machte. Auch wer mit der neuen politischen Gestaltung Deutschlands in vielen Punkten unzufrieden ist, wird doch zugeben, daß jener Antagonismus in Deutschland etwas Greuliches war, daß man froh sein muß, daß er beseitigt ist, und daß man vor allem sich freuen muß über das Bundesverhältnis, das jetzt zwischen Österreich und dem deutschen Reich besteht.

X.

Die Reaktion.

Olmütz, wenn man denkt, wie es zustande gekommen durch das feindliche, anmaßende Ausland und deutsche Eifersucht, bedeutet allerdings einen Tag der Schmach; aber Friedrich Wilhelm

IV. konnte nicht anders, wenn er nicht sein Land und Volk in die Gefahr des Unterganges bringen wollte. Wohl kann man Olmütz auch als Schluß der Revolution bezeichnen, aber doch nur nach sehr äußerlicher und oberflächlicher Betrachtung. Das ist noch lange kein Schluß einer Revolution, wenn man ein altes Gebäude, das so elendiglich wie ein Kartenhaus vom ersten Sturm umgefallen war, gerade wieder hinstellt, wie es vordem gewesen, ein Gebäude, das doch wahrhaftig nicht bloß Revolutionären, sondern auch sehr konservativen, christlichen Leuten als ein elend Machwerk erschienen war; es ist kein Schlußstein einer Revolution, wenn man auch den berechtigtsten Bedürfnissen und Wünschen nicht im geringsten Rechnung getragen, sondern einfach die alten Zustände wiederhergestellt, die auch den ruhigsten und loyalsten Patrioten kaum auf die Dauer erträglich erscheinen und die fort und fort den Wunsch nach einer Änderung bei den loyalen, nach einem Umsturz bei den liberalen und radikalen Teilen des Volkes wach erhält und einen Zustand der Mißstimmung schafft, in welchem auch die loyalsten Leute gar leicht von den liberalen und radikalen mit fortgerissen werden, wie das vor 1848 und in der 48er Revolution selbst der Fall war. Mit Olmütz, d. h. mit unveränderter Wiederherstellung der alten Zustände in ihrer ganzen Misère, war jede weitere Thätigkeit für die Einigung Deutschlands gehemmt, ja aufgehoben. Nichts von gemeinsamer Volksvertretung, — es brauchte nicht gerade nach der konstitutionellen Schablone zu sein — nichts zur Einigung des Heeres, zur Beschaffung einer Marine, — ja was als Anfang einer solchen vorhanden war, ward aufgelöst. Baden ward dem österreichischen Einfluß ausgeliefert.

In den meisten Kleinstaaten trieb man's wieder geradeso wie vordem; ja man hielt wohl die unveränderte Wiederherstellung aller Zustände und Verhältnisse auf den alten Fuß bis in das kleinste und kleinlichste hinein für den eigentlichen Schluß der Revolution, aus der man sich übrigens wohl auch einen Macht-

zuwachs gefallen ließ, der aus der Zertrümmerung alter Rechte anderer hervorging. In Heſſen-Darmſtadt ward ſo ziemlich alles wieder hergeſtellt, bis auf die Patronatsrechte der Standesherrn, die denſelben geraubt worden waren. Der gleichmacheriſchen Bureaukratie waren ſie längſt ein Dorn im Auge. Nach längerem Kampfe ließ man ſich herbei, ſie wieder herzuſtellen, doch mußten ſich die betreffenden Standesherrn dazu bequemen, ſie nicht als altes, geſchichtliches Recht wieder zu nehmen, ſondern ſie mußten es aus der Hand des jetzigen Souveräns als Lehen empfangen. Scherzweiſe ſagte man wohl damals: Noch eins fehlt zur vollen Reaktion und Reſtauration: Der Darmſtädter Moniteur, die „Frau Hofrat“ — die officielle „Darmſtädter Zeitung“ — muß wieder reaktiviert werden. (Sie hatte während der Revolutionszeit einen anderen Redakteur gehabt und unter ihm politiſiert.) Und richtig, ſie ward reaktiviert, ließ fortan wieder alle Politik beiſeite, füllte ihre Spalten wieder mit Berichten über Jubiläen von Kreisräten, Landrichtern, Steuerkommiſſären, wo man bis ſpät in die Nacht in der Krone oder im Löwen ꝛc. beiſammen geweſen und ſich getrennt hatte im Bewußtſein: einen ſchönen Tag verlebt zu haben, mit Nachrichten über Theatervorſtellungen, über das erſte Veilchen, den erſten lebenden Maikäfer, den man der Redaktion eingeſandt, oder über Unglücksfälle und eingeſtürzte Lehm- oder Sandgruben, wovor man doch ſo oft gewarnt ꝛc. Die Frau Hofrat kam wieder, nur in Einem verändert — ſie war Frau „Geheime Hofrätin“ geworden und trug eine Krinoline, ein Feuilleton mit Novellen, Romanen ꝛc. Man hatte weſentlich wieder den alten büreaukratiſchen Staat, nur daß die neuen Büreaukraten ein gutes Teil Angſt und Furcht vor dem Pöbel überkommen, und darum nicht mehr die Paſchamanieren der alten hatten, ſondern überaus zuvorkommend gegen — die liberalen und radikalen Schreier waren. Es gab ſolche Büreaukraten in hohen Ämtern, die vor dem Stirnrunzeln eines Dorfbürgermeiſters zitterten.

In Kurheſſen beſeitigte man ſogar das Gute, das während der Revolution geworden. Ein Vilmar im Miniſterium war nicht mehr möglich, „der rauhe Ernſt dieſes gewaltſamen Mannes war bei Hofe unerträglich geworden", der treu beim flüchtenden Kurfürſten ausgehalten, ward aus dem Miniſterium entfernt, nachdem man ihm als rite gewählten General-Superintendenten von Niederheſſen die Beſtätigung verſagt. Es mußte ja auch wohl dies nach Gottes Rat zum beſten dienen. Von dem akademiſchen Lehrſtuhl in Marburg, den Vilmar nun einnahm, hat er mächtig eingewirkt auf das jüngere Geſchlecht der Diener unſerer Kirche, hat von Marburg aus auch wieder die Leitung der reichgeſegneten unvergeßlichen Konferenzen der Bekenntnistreuen beider Heſſen, abwechſelnd in Marburg und Friedberg übernommen, das kirchliche Bewußtſein dieſer Kreiſe geklärt, vertieft, gefeſtigt. Die Elbherzogtümer, das Schmerzenskind, wurde aufgegeben und den übermütigen Dänen ausgeliefert. Hier haben wir noch ein trauriges Stück Geſchichte nachzuholen.

Nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes von Malmö war der Winter ohne kriegeriſche Aktion hingegangen. Das Eis in den Buchten und Belten hinderte die däniſchen Schiffe anzugreifen. Sobald der Frühling eingetreten, hatten ſie den Angriff gewagt. Aber er war ihnen ſchlecht bekommen. Zwei däniſche Kriegsſchiffe „Chriſtian VIII." und die „Geſion", waren in der Bucht von Eckernförde von deutſchen Strandbatterien kampfunfähig gemacht und weggenommen worden. Es war naſſauiſche Artillerie geweſen, geleitet von dem holſteiniſchen Feldwebel Preuß. Bald darauf ſtürmten Bayern, Sachſen und Preußen die Düppeler Schanzen und drangen unter General von Bonin weit in Jütland vor zu einem glänzenden Sieg bei Kolding und Fridericia. Da geboten die Diplomaten Halt. Das kleine holſteiniſche Heer ſetzte zwar den Kampf fort, ward aber bei Fridericia von däniſcher Übermacht überfallen und hart mitgenommen; die in der Nähe ſtehenden deutſchen Heere durften ihm nicht helfen. Es drohten

die Ruſſen, die Engländer, die Schweden, die ſogar den Dänen ein Hilfsheer ſchickten. Die deutſchen Heere mußten die Elbherzogtümer vollſtändig räumen. Die Dänen beſetzten ſofort Schleswig, wagten ſich aber noch nicht nach Holſtein hinein. Die Preußen, die auf dem Rückzug in Hamburg inſultiert worden waren, hatten dieſes beſetzt gehalten. Die Holſteiner ſetzten entſchloſſen und mutig den Kampf allein fort. Sie hatten ein neues Heer unter General Williſen gebildet; viele Freiwillige aus dem übrigen Deutſchland traten in dies Heer ein, unter ihnen der heſſiſche Lieutenant Wilhelm von Plönnies, Sohn der edlen hochbegabten Dichterin Luiſe v. Plönnies, Erbe ihrer Dichtergabe, vaterländiſcher Begeiſterung voll. Er hat uns nachmals viel von jenem Feldzug erzählt, den franzöſiſchen ſollte er nachmals nicht mitmachen, da lag er in jahrelangem Siechtum auf ſeinem Bette, der wohl gern auf grünem Raſen ſein Blut fürs Vaterland verſpritzt hätte. Aber beſungen hat er die deutſchen Siege in friſchem, frohem Ton, ich wundere mich, daß ſeine Lieder nicht populärer geworden ſind; und die Notſtände des kleinſtaatlichen Heerweſens hat er geſchildert, das kleinliche Weſen gegeißelt mit ſcharfer Satire, wie kaum je Einer gethan, in ſeinem „Oberſtlieutenant von Knopf“. Und des Glaubens Sieg hat er auch erſtritten. — Noch eines anderen erinnere ich mich, des Studenten der Medizin B. aus Darmſtadt, der aus mörderiſchem Kampf in Schleswig unverſehrt heimgekehrt, um bald nachher in Würzburg um einer Lappalie willen im Piſtolenduell zu fallen. — Wie gern wären wir alle dem „verlaſſenen Bruderſtamm“ zu Hilfe geeilt. Aber die Ereigniſſe gingen raſch zum traurigen Ende. Nachdem Preußen ſeinen Frieden mit Dänemark geſchloſſen, gingen die Dänen vor und ſchlugen das kleine holſteiniſche Heer, das die Feſtung Friedericia nicht hatte nehmen können, in einer mörderiſchen Schlacht bei Idſtedt. Doch wagten ſie ſich immer noch nicht nach Holſtein hinein, in dem die Trümmer des holſteiniſchen Heeres ſich wieder geſammelt, zum äußerſten Widerſtand ent-

ſchloſſen. Da kommt ein öſterreichiſches Corps unter General Legeditſch und entwaffnet die Holſteiner, übergiebt dann die holſteiniſche Hauptfeſtung Rendsburg an die Dänen!

Nun trat die „Londoner Konferenz“ der Großmächte zuſammen und fixierte das berüchtigte „Londoner Protokoll“. Nach ihm ſollte die Einheit und Integrität der däniſchen Monarchie aufrecht erhalten werden. Erbberechtigt ſollte das Haus Holſtein-Glücksburg ſein, nicht Holſtein-Auguſtenburg. Rußlands Kaiſerhaus aus dem Hauſe Holſtein-Gottorp erhielt damit Ausſicht auf das däniſche Erbe. England, obwohl eiferſüchtig auf Rußland, gab nach, da Rußland ihm erlaubte, das kleine Griechenland zu maßregeln; Öſterreich gab nach, weil Rußland Preußen gedemütigt hatte. — Die deutſche Flotte, die einen kleinen Anfang zu exiſtieren gemacht hatte, ward aufgelöſt; ihre Schiffe wurden verſteigert. Der oldenburger Geſandte, Hannibal Fiſcher, entſchloß ſich, die Verſteigerung vorzunehmen, und hat darum viel leiden müſſen. Ein anderes Andenken hat er nicht hinterlaſſen. Die den Dänen abgenommene „Geſion“ ward von Preußen erſtanden und zum Übungsſchiff eingerichtet. Das arme Schleswig-Holſtein, das ſo viel beſungene ſtammverwandte, meerumſchlungene Schleswig-Holſtein, „up ewig ungedeelt“, war nun ganz in der Gewalt der übermütigen Dänen, die von einer klugen, die Herzen gewinnenden Mäßigung nichts wußten und mit ihren Daniſierungsverſuchen, mit Einführung däniſcher Kirchen- und Schulſprache in Schleswig wenigſtens fortfuhren und das Volk aufs tiefſte erbitterten. Wie viel Klagen in Schrift und Lied kamen vom „verlaſſenen Bruderſtamm“. Aber es ſollte dieſer verlaſſene Bruderſtamm Anlaß zu großen Dingen werden. Des Dänen Übermut ſtieg höher und höher. Im Jahre 1864 trat der Thronwechſel ein. Da ſtand an der Spitze des preußiſchen Staats bereits der gewaltige Mann, der ſich nicht fürchtet vor menſchlicher Übermacht und an Klugheit allen Staatsmännern der Gegenwart überlegen iſt. Im Verein mit Öſterreich riß er

das deutſche Land dem Feinde aus den Händen. Es folgte, veranlaßt durch das Land, der Krieg von 1866, es kam 70 und 71 mit ſeinen ungeheuren Ereigniſſen. Im Februar 1881 ward ein glänzendes Hochzeitsfeſt in Berlin gefeiert. Prinz Wilhelm führte die Braut heim. Prachtvoll war deren Einzug durch das Brandenburger Thor mit ſeinen Erinnerungen an die ernſten Zeiten ſchwerſter Niederlagen und gewaltigſter Erhebung zu Anfang des Jahrhunderts. Eine lange Reihe anderer großer Erinnerungen zogen an den Augen der Hunderttauſende von Zuſchauern vorbei in den Kriegsleuten in verſchiedener Gewandung, den Potsdamer Grenadieren des alten Fritz, den Innungen des alten Berlin, dem Muſikchor der Poſtillone, deren Lied wie Abſchiedslied der alten Zeit ſo wehmütig klang, ein goldener Krönungswagen des erſten Preußenkönigs, der die Braut brachte. Nichts machte einen ſolchen Eindruck, wie der Augenblick, wo das Muſikchor der den Brautwagen umgebenden Leibwache im mittelalterlichen Koſtüme in den ſchleswig-holſteiniſchen Landesfarben, blau-weiß-rot, das Lied anſtimmte: „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen.“ Wie mit einem Zauberſchlag ſtand unſer einem bei den Klängen dieſes Liedes die Jugendzeit vor Augen, durch die es geklungen, als Ausdruck erſter patriotiſcher Begeiſterung und dann die 33 Jahre voll großer Ereigniſſe, gewaltiger innerer und äußerer Kämpfe, wie ſie wohl ſelten ſich in die Zeit eines Menſchenalters zuſammendrängen, und nun als ein Abſchluß das Reſultat: der verlaſſene Bruderſtamm Schleswig-Holſtein, up ewig ungedeelt, ſendet dem in ein Kaiſerreich geeinigten deutſchen Vaterlande ſeine Fürſtentochter als künftige Kaiſerin!

Doch noch ſtehen wir hier im Jahre 1849 1850. Der deutſche Bundestag iſt wieder ins Leben getreten, wenn man es ein Leben nennen kann; es war die alte Miſère. Eiferſüchteleien im Inneren, Schwäche und Ohnmacht dem Ausland gegenüber, das fortfuhr, das entſcheidende Wort zu ſprechen in den deutſchen Angelegenheiten. In einer der erſten Sitzungen beantragte Öſterreich aufs neue ſeinen Eintritt mit allen ſeinen Provinzen —

Ungarn, Slovakei, Kroatien, Oberitalien ꝛc. — in den deutſchen Bund. Es war das wohl nur der Anfang eines neuen Intriguenſpiels. Gleichwohl waren, vielleicht auch aus keinem anderen Grunde, alle Kleinſtaaten des Bundes dafür. Verhindert ward die Sache nicht etwa durch die Einſicht, daß dieſe Zuſammenfaſſung ſo vieler grundverſchiedener Völkerſchaften in ein Staatengebilde doch eigentlich eine Monſtroſität wäre und daß eine wirklich nationale Einigung der deutſchen Stämme damit in noch weitere Ferne gerückt, noch mehr erſchwert, ja unmöglich gemacht würde; verhindert ward die Sache nur durch — Rußlands Einſpruch. Da richtet Öſterreich ſein Auge abermals auf den Zollverein und verlangt Aufnahme in dieſen. Preußen verweigert dieſen Eintritt. Die Mittelſtaaten befürworten ihn und drohen eventuell mit ihrem eigenen Austritt. Preußen ſchließt den Zollverein aufs neue mit etlichen ſeiner alten Mitglieder; der norddeutſche ſogenannte Steuerverein trat dieſem neuen Zollverein bei; den Mittelſtaaten ward ein Termin geſetzt, ſich zu entſcheiden; nach dieſem Termin ſollten ſie ausgeſchloſſen ſein und bleiben. Da kamen ſie alle wieder. Das war ein Sieg der Hohenzollern, dem noch mancher andere folgte. Nicht ohne Bedeutung war die Verbindung des Hohenzollernſchen mit dem badiſchen Fürſtenhaus durch Heirat der Prinzeſſin Louiſe mit dem Großherzog Friedrich. Etwa mit dem Jahre 1851 war nach den heftigen Revolutionsſtürmen Ruhe, richtiger geſagt: Windſtille eingetreten. Die Revolution war — anſcheinend — zu Ende, zumal in ihrem Mutterland, in Frankreich, wo der erwählte Präſident der Republik, Louis Napoleon, durch den ſog. Staatsſtreich ſich zum Kaiſer gemacht und — anſcheinend — das monarchiſche Princip — mit der ſo oft wiederholten Phraſe von den großen Principien von 1789 — zur Geltung gebracht hatte.

Was hatte die Revolution, dieſe ungeheure Bewegung, die mit einem Stoß faſt alles, wenigſtens alle ſtaatlichen Beſtände Deutſchlands und ganz Mitteleuropas über den Haufen geworfen,

für Reſultate? Äußerlich anſcheinend gar keins. Ich meine bezüglich deſſen, was man gewünſcht, erſtrebt, gehofft hatte für eine politiſche Neugeſtaltung des Vaterlandes. Sonſt waren ja Reſultate genug. Ohne irgend ein Reſultat verläuft keine Bewegung, am allerwenigſten eine ſo gewaltige, tiefgehende. Es fragt ſich nur, ob zum Segen oder Unſegen, zur Geneſung oder zum Tode. Revolutionen ſind ja allerdings wie lebensgefährliche Krankheiten; ja man kann ſagen: Revolutionen ſind unter Umſtänden wie der Tod, vor dem nur der Feige ſich fürchtet, mit dem aber auch nur der Leichtſinn ſpielen kann. Das Geſchlecht unſerer Tage ſteht zu einem großen Teile der Revolution mit einem entſetzlichen Leichtſinn gegenüber, ja es kokettiert mit ihr, verherrlicht die Revolution, preiſt ſie als Großthat, als Heldenthat, treibt wohl gar einen förmlichen Kultus mit ihr: das iſt wahnſinnige Thorheit und ſchwere Sünde dazu, ja Todſünde, die bloße Vereinung der hiſtoriſchen Ordnung, die Vernichtung und Zertrümmerung des geſchichtlichen Rechtes, die bloße Luſt am Umſturz und der Anarchie, wie ſie ihre letzte Ausbildung im ruſſiſchen Nihilismus gefunden, heißt den Teufel zum Gott machen. Aber wiederum: nur der Feige kann bloße Furcht vor der Revolution, und wenn ſie ausgebrochen, bloß Verwünſchungen und Fluch für ſie haben. Man kann in einer Revolution viel lernen zum allgemeinen Beſten. Iſt ſie eine Todeskrankheit, ſo iſt ſie doch auch ein Ausbruch alter tiefer Schäden. Sie kann Todesſtunde alter verrotteter Zuſtände ſein; aber auch Geburtsſtunde neuen Lebens. Unſer Volk hatte ſie überſtanden; es hat eine Fülle von Kraft und feſtem Beſtand mit herausgebracht und wohl das Beſte: für viele ſeiner Glieder eine reichere und tiefere Erkenntnis deſſen, was zum Heile dient, auch zum zeitlichen Wohle des Einzelnen, wie der Volksgemeinſchaft, eine Erkenntnis der höheren Potenzen, auf denen ein geſundes Staatsweſen und Volksleben beruhen muß. Man wird nicht beſtreiten können, daß unter den Stürmen der 48er Revolution wie unter heftigen Wehen der

chriſtliche Konſervatismus geboren worden iſt, der jetzt im Leben des deutſchen Volkes eine Macht zu werden beginnt oder wohl ſchon geworden iſt. Vorher hat der Liberalismus in viel weiteren Kreiſen eine unbedingte Herrſchaft gehabt. Die Jugend, zumal der gebildeten Stände, war durchweg in einem gewiſſen irre gehenden Idealismus liberal, neben einer allerdings damals ſchon großen Zahl radikaler und materialiſtiſch geſinnter Leute. Was man konſervativ nannte, war ja wohl zum Teil guter Art, zum großen Teil jedoch wohl mehr nur in bureaukratiſchen, junkerlichen oder partikulariſtiſchen Intereſſen verholzt oder verſteinert, des großen deutſchnationalen Gedankens, der vollkräftigen Liebe zum deutſchen Volke und Vaterlande bar. Selbſt in dem Teil des jungen Geſchlechtes, das von chriſtlicher Wahrheit ſchon erfaßt war, hatte doch die falſche humaniſtiſche Weltanſchauung und Auffaſſung der Dinge Raum, die aus der Philoſophie des vorigen Jahrhunderts ſtammt und ihre politiſchen Anſchauungen aus Rouſſeaus contrat social gezogen hat: „die Menſchennatur iſt von Hauſe aus gut, ſchafft ihr nur Raum und ſie wird ſich nach allen Seiten aufs herrlichſte entfalten und das Beſte auswirken.“ Daraufhin ſind alle Inſtitutionen des Liberalismus und zwar nicht bloß für den Staat, ſondern auch für die Kirche zugeſchnitten, alle die abſtrakten Freiheiten, die ſchließlich zur Knechtung der Guten und Schwachen unter die Böſen und Starken führen. Auf dieſe Theorien machte das Jahr 1848 die Probe und ſie war entſetzlich ausgefallen. Die Revolution hatte alle wüſten Leidenſchaften entfeſſelt, ja alle Teufel losgelaſſen; die giftigen Gaſe des unterſten Bodenſatzes waren aufgeſtiegen und hatten auch beſſere Leute wie in Wahnſinn und Raſerei verſetzt. Die Reden in der Paulskirche hatten die Gottloſigkeit der modernen Bildung, die frivole Geſinnung, den wütenden Haß gegen alles Heilige offenbar werden laſſen, wie er bei den angeblichen Kulturträgern der Gegenwart das große Wort führte. Die Vorgänge auf der Pfingſtweide zu Frankfurt

(Auerswald-Lichnowski), auf der Donaubrücke zu Buda-Peſt und am Kriegsminiſterium zu Wien (Lamberg, Latour) hatten gezeigt, was für ein Mordgeiſt im Volk vorhanden war. Das gutmütige, thörichte Vertrauen auf die Güte nicht bloß unſeres Volkes, ſondern überhaupt der Menſchennatur war erſchüttert; man erkannte die Notwendigkeit feſter Schranken, zwingender Ordnungen, ſittlicher Zucht und vor allem erneuernder heiligender Kräfte, wie ſie das Chriſtentum allein bietet. Damit war eine Reviſion der ſeitherigen politiſchen Anſichten mit Notwendigkeit geboten und eine Reform derſelben von ſelbſt gegeben. Es war wohl ein ſchweres Verhängnis, daß in den meiſten deutſchen Staaten den Regierungen der Einblick in die das Volksleben erneuernde, das Gute ſchaffende und erhaltende Kraft, die Bedeutung des Chriſtentums, der Kirche für das Volksleben in ſocialer, auch in politiſcher Hinſicht verſchloſſen blieb. Einigermaßen glaubte man zwar die Religion verwerten zu ſollen, es fehlte nicht an mancherlei gutem Willen, bei vielem Unverſtand.

Vor Zeiten ritt einmal ein Landgraf von Heſſen, der aus der Reformationsgeſchichte bekannte Philipp der Großmütige, mit ſeinem zahlreichen Gefolge zur Jagd durch einen Wald. Ein furchtbares Wetter war aufgezogen und mit entſetzlichem Krachen ſchlug der Blitz in eine mächtige Eiche. Der Landgraf ſamt ſeinem Gefolge ſtürzte betäubt zu Boden. Als er wieder zur Beſinnung kam, rief einer vom Gefolge: „Ach, gnädiger Herr!“ „Was heißeſt du mich gnädig?“ gab der Landgraf zur Antwort, gen Himmel deutend; „droben iſt der Herr, des Gnade wir alle bedürfen!“ Wie ein furchtbares Wetter war auch die 1848er Revolution über die deutſchen Fürſten gekommen und vor ihren Blitzſtrahlen und Donnerſchlägen hatten ſie alle die Beſinnung verloren. Jetzt war ſie ihnen wieder gekommen und: „Ach, gnädiger Herr, ach, gnädiger Herr!“ hieß es jetzt auch wieder von allen Seiten, von Höflingen und anderen Leuten, auch ſolchen, die früher in der Revolution über die Fürſten geſchimpft. Ein

Enkel jenes Landgrafen deutete da wohl auch gen Himmel nach dem Herrn, des Gnade Fürsten und Völker bedürfen. So faßten wir wenigstens die Einführung einer kirchlichen Feier des Geburtstages des Fürsten im Jahre 1852 auf. Aber es war doch einiges Ungeschick. Man hatte seit Jahrzehnten alle Wochenfesttage, namentlich Betstunden u. s. w. abgeschafft. Das Volk war des Kirchgehens an Wochentagen völlig entwöhnt. Hätte man doch erst den Anfang gemacht mit einer Wiederherstellung eines Wochenfesttages von kirchlicher Bedeutung, etwa des Epiphaniastages oder des Reformationsfestes. Jetzt sollte das Volk am landesherrlichen Geburtstage in die Kirche gehen. Es ward wohl auch vielfach versäumt, ihm diese Feier zu deuten als eine Fürbitte für die Obrigkeit nach 1 Tim. 2, 1. Man hielts für eine Ehrenbezeugung für den Fürsten, für Herrendienst, der vor Gottesdienst gehen sollte. Das war nicht gut, zumal man gleich im ersten Jahre drei solcher Gottesdienste hielt, darunter einen zum hundertjährigen Geburtstag eines längst verstorbenen Fürsten, der dem Land „eine Verfassung gegeben", der Kirche aber nicht gerade Dienste geleistet, für die man hätte dankbar sein können. Der Besuch dieser Gottesdienste war zum Erbarmen schlecht. Stets aber brachte der Moniteur Berichte, deren Inhalt stereotyp von tausenden von Herzen redete, aus denen heiße Gebete zum Himmel emporstiegen. Auf den Dörfern waren meist nur der Ortsdiener und etwa noch ein Chausseewärter oder ein fiskalischer Waldschütz anwesend, und wenn solche nicht da waren, war es der Pfarrer mit den Schulkindern und dem Organisten allein, mit denen nun eine lange Liturgie mit Responsorien gehalten wurde und einem Sündenbekenntnis und Gloria, das auch an den hehrsten kirchlichen Festtagen niemals laut wurde. Die Geistlichen, denen diese Gottesdienste eine wahre crux wurden, redeten wohl von der „stillen Messe", die sie wieder einmal gelesen. In den Städtchen und Städten gingen die Beamten zum Geburtstagsgottesdienst. Man sah sie sonst das ganze Jahr nicht in der

Kirche; an diesem Tag kamen sie in grand gala, in weißen Hosen; dominica in albis nannte man darum spottend diesen Tag, und das schlichte Volk machte auch seine Bemerkungen über diesen „Herrendienst“. Das traurigste war, daß auch in der Geistlichkeit manche sich nicht frei hielten von einem bornierten Byzantinismus. Sie faßten den Gottesdienst kaum von der Seite der Fürbitte, sondern nahmen ihn nur als ein Mittel, loyalen Sinn zu wecken. Das war ja auch ganz richtig; aber das kann und darf doch nur geschehen auf grund des göttlichen Wortes, das die Obrigkeit als von Gott geordnet bezeichnet, als Gottesordnung, der man um Gottes willen unterthan sein soll. Statt dessen wollte man den loyalen Sinn mit persönlichen Lobreden wecken, und diese Lobreden wurden oft Lobhudeleien, über die man wieder spottete. „Glauben Sie, daß die Engel im Himmel eben diese Predigt gehört haben?“ fragte einmal am Ende eines solchen Gottesdienstes ein Beamter seinen Kollegen. „Warum meinen Sie?“ „Ich fürchte, wenn sie sie gehört haben, kommen sie alle vom Himmel herab und wollen d . . isch werden.“ Es ist eine traurige Thatsache, daß die Reden vielfältig so taktlos ausfielen, daß das Kirchenregiment sie schließlich geradezu verbot und befahl, nur die Liturgie zu halten. Wie ganz anders ist eine wirkliche christliche Loyalität, die Christentreue gegen die Obrigkeit und den angestammten Fürsten! Ein erhebendes Beispiel erlebte ich im Jahre 1866 auf einem Missionsfeste in Kurhessen in der schönen alten Stiftskirche zu Wetter. Der alte Vilmar sprach da am Altar auf den Knien liegend das Schlußgebet, dankte Gott für das Evangelium, das er uns gegeben, bat, daß ers nur nicht wieder nehmen möge, weil wir es nicht treu genug gebraucht, daß er uns nicht im Geistlichen erfahren lassen wolle, was wir im Irdischen erfahren, was ihm als sechsjährigem Kind schon einmal geschehen (1806, wo der Kurfürst fliehen mußte vor Napoleon) und was jetzt dem 66jährigen Greis, der den einen Fuß im